

Zagreber Germanistische Beiträge

2022

FREMDBEGEGNUNGEN

HGG.: MILKA CAR ANDREA LESKOVEC

ISSN 1330-0946
CODEN ZGBEEY
UDK 803.0+830

31

INHALT

FREMDBEGEGNUNGEN

Milka Car, Andrea Leskovec

Fremdbegegnungen: Alterität in der deutschsprachigen
Gegenwartsliteratur. Einleitung zum Themenschwerpunkt 5

Bernhard Waldenfels

Responsive Kreativität angesichts des Fremden 13

Werner Wintersteiner

Von der Unmöglichkeit des Verstehens und der Notwendigkeit der
Verständigung: Philosophie, Politik, Literatur. 29

Stephan Mühr

›The Postcolonial Game‹. Überlegungen zu einer afrikanischen
postkolonialen Alteritätstheorie 49

Andrea Leskovec

Zur Responsivität literarischer Texte 63

Neva Šlibar

Bodo Kirchhoffs *Widerfahrnis* mit Waldenfels gelesen. Überlegungen
zur Anwendung von Bernhard Waldenfels' ›Widerfahrnis‹ und
›Responsivität‹ bei der Literaturanalyse 83

Wolfgang Müller-Funk

Anders, fremd und exterritorial. Und doch ähnlich? Fragen an einen
gegenwärtigen Diskurs unter Bezugnahme auf Kafka,
Camus und Chamisso. 105

Marijan Bobinac

Literatur der Gegenwart im postimperialen Schlüssel. Zur Inszenierung
der (post)imperialen Situation in der neueren deutschsprachigen
Erzählprosa (Buhl, Capus, Kracht) 121

Tamás Lénárt

Für eine Poetik der Verfremdung: Terézia Mora 143

Ksenia Kuzminykh

Fremdbegegnungen und Alteritätserfahrungen in psychologischen
Adoleszenzromanen 161

VARIA

Johann Georg Lughofer

Vor 1914. Die literarische und publizistische Vorwegnahme des Ersten
Weltkriegs – bei Bertha von Suttner 183

Marina Čamber, Wolfgang U. Dressler

Simultan-bilingualer Pluralerwerb von Deutsch und Kroatisch 199

Éva Márkus

Die adnominale Possession im Dialekt von Deutschpilsen
(Nagybörzsöny) – mit besonderem Augenmerk auf den
possessiven Genitiv 225

BESPRECHUNGEN

Christa Karpenstein-EBbach: *Das Gewicht der Welt und das Leben in
der Literatur. Zum Werk Hubert Fichtes*. Wallstein: Göttingen 2022 247

Daniel Grummt: *Lyrische Gesellschaft. Die romantische Seite der
Soziologie*. Bielefeld: transcript 2022. 255

Madame Bovary c'est nous – Lektüren eines Jahrhundertromans. Hgg.
Marijana Erstić, Gregor Schuhen, Christian von Tschilschke. Bielefeld:
Transcript 2021. 259

Jana Hrdličková: *Weltkrieg und Shoah in der deutschsprachigen
hermetischen Lyrik nach 1945*. Berlin: Frank & Timme 2021. 263

IN MEMORIAM

Viktor Žmegač (1929–2022). 271

ABSTRACTS 279



FREMDBEGEGNUNGEN

Milka Car | Sveučilište u Zagrebu, Filozofski fakultet, mcar@ffzg.hr

Andrea Leskovec | Univerza v Ljubljani, Filozofska fakulteta, Andrea.Leskovec@ff.uni-lj.si

Fremdbegegnungen: Alterität in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur

Einleitung zum Themenschwerpunkt

Geht man von Fremdbegegnung als einer elementaren und universellen anthropologischen Erfahrung aus und versteht man sie als einen festen Bestandteil gesellschaftlicher Prozesse und kultureller Identitätsbildung, entpuppt sie sich als hochaktuelles Thema. In einer Reihe von Gesprächen, die die Herausgeberinnen zwischen 2019 und 2021 in einer spannungsgeladenen Zeit führten, die von Covid-19, Massenquarantäne (›Lockdown‹) und damit einhergehenden gesellschaftlichen Problemen geprägt war, erwies sich das Thema Fremdbegegnungen als intellektuelle Herausforderung. Insbesondere angesichts der prekären sozialpolitischen Lage wie etwa der sog. Flüchtlingskrise und deren Folgen, des erstarkten Rechtspopulismus und der wachsenden Xenophobie, der steigenden Intoleranz gegenüber Fremden, wie auch der Verwendung einer rechtspopulistischen Rhetorik und der dadurch ausgelösten Verunsicherung der Bevölkerung, stellten sich erneut ganz elementare Fragen, die mit diesem Thema in enger Verbindung stehen: Wie soll man dem Fremden begegnen, wie es annehmen, akzeptieren und mit der Diversität umgehen? Wie verhält man sich angesichts der ›Überfremdung‹ und den damit einhergehenden Veränderungen und Herausforderungen in der Gesellschaft? Diese Fragen haben wir zum Anlass genommen, die internationale Konferenz *Fremdbegegnungen: Alterität und deutschsprachige Gegenwartsliteratur* zu planen, die dann im Juni 2021 an der Universität Ljubljana und teilweise per Videoschaltung stattfand, und deren Ergebnisse in dem vorliegenden Band in einer repräsentativen Auswahl versammelt sind und durch zwei weitere Beiträge zum Thema (Lénárt, Kuzminykh) ergänzt werden.

Um sich dem Thema Fremdheit als konkreter Konfiguration und relationalem Begriff anzunähern, sind wir von der Philosophie der Alterität

ausgegangen, wie sie insbesondere Bernhard Waldenfels und Emmanuel Lévinas entwickelt haben. Dieses philosophische Konzept geht von der Grundthese aus, dass die Begegnung mit dem Anderen eine anthropologisch bedingte Erfahrung darstellt, ohne die eine Konstitution der Identität nicht zu denken ist – generell ist Identität auf Anerkennung durch andere angewiesen, der Andere ist Bedingung für die Konstituierung des Eigenen. In seinen zahlreichen Fremdheitsstudien beleuchtet Bernhard Waldenfels die ›Bewältigung der Andersheit‹ in ihrer ganzen Zwiespältigkeit und versucht sich ihr mit der Figur der ›Responsivität‹ anzunähern, womit er ein Konzept zur Begegnung und für den Umgang mit Fremdheit zur Verfügung stellt.

Aus literaturwissenschaftlicher Sicht interessiert vor allem die Frage danach, was Literaturwissenschaft und Literatur angesichts der prekären gesellschaftlichen Lage leisten können und welche theoretischen Konzepte die literarischen Repräsentationen des Fremden und den Umgang damit erfassen können. Unser Anliegen war, eine Reflexion in diesen Bereichen anzustoßen und eine erneute Diskussion bereits etablierter Theorieansätze der interkulturellen Literaturwissenschaft im weitesten Sinne ins Leben zu rufen. Was leisten diese Theorien für den Bereich der Fremdbegegnung im 21. Jahrhundert? Welche Antworten geben sie auf die gesellschaftlichen Herausforderungen? Durch welche aktuellen Konzepte und Ansätze aus dem Feld der Alteritäts- und Interkulturalitätsforschung lassen sie sich ergänzen, um den oftmals holistischen Kulturbegriff der interkulturellen Forschung zu vermeiden und auch binnenkulturelle Differenzierungen zu unternehmen? Welche literaturwissenschaftlichen Konzepte stehen zur Verfügung, um den Komplex der Fremdbegegnung in der Literatur zu erfassen? Gibt es nur eine responsive Form der *Lektüre* oder in der Tat auch eine responsive *Literatur*, die dabei frei von Wertungen ist? Wie ist das Konzept der Autonomie der Literatur mit ihrer Gegenwärtigkeit zusammenzudenken und wie stellt sich die Literatur der Herausforderung durch das Fremde und der Begegnung damit? Hiermit eng verbunden ist die Frage: Wie ist die Gegenwartsliteratur im Konzept der Fremdbegegnung zu lesen? Dabei wird Gegenwartsliteratur mit ihren Realitätskonstruktionen relational verstanden, sie ist als unabgeschlossene literaturhistorische Periode abhängig von der Definition der Gegenwart, d.h., sie hat nach Michael Braun (2010) einen wandelbaren Anfang und ein unabsehbares Ende. Im engeren Sinne umfasst die Gegenwartsliteratur nach 1989/1990 entstandene Texte.

Auf jeden Fall erwies sich die Theorie der Fremdbegegnung bzw. Fremderfahrung als Ausgangspunkt für Überlegungen zur Rolle von Literaturwissenschaft und Literatur in Bezug auf dieses Thema. Die Konzepte der interkulturellen Literaturwissenschaft sollten dabei nicht nur kritisch,

sondern auch mehrperspektivisch und global beleuchtet werden, um für Differenzwahrnehmungen zu sensibilisieren. Damit wollten wir kontroverse (literatur-) wissenschaftliche Diskussionen anregen, um zum einen relevante Aspekte zeitgenössischer Forschung zur Diskussion zu bringen und die regionale und internationale Vernetzung der interkulturellen Ansätze voranzutreiben. Zum anderen sollte ein theoretisch begründetes und zugleich gesellschaftswirksames Instrumentarium etabliert werden, um bei der Beschäftigung mit literarischen Texten prekäre Gegenwartsthemen analytisch und kritisch erfassen und reflektieren sowie Lektüremodelle für Texte der Gegenwartsliteratur mit ihren vielfachen kulturellen Referenzsystemen und unterschiedlichen literarischen Inszenierungen entwickeln zu können.

Den Themenschwerpunkt eröffnet der Beitrag von Bernhard Waldenfels, der sich in zahlreichen Publikationen mit dem Thema Fremdheit auseinandersetzt und aufgrund seiner Fremdheitsstudien zu den wichtigsten zeitgenössischen Philosophen auf diesem Gebiet zählt. In seinem Beitrag *Responsive Kreativität angesichts des Fremden* wird der von ihm entwickelte phänomenologische Ansatz in Hinblick auf das Thema Kreativität und Alteritätsforschung weitergeführt. Waldenfels beschäftigt sich hier mit dem sozialen Charakter von Widerfahrnis und Antwort im Zuge einer ›Ko-affektion‹ und ›Kor-respondenz‹. Seine responsive Phänomenologie ist »eng verbunden mit dem Grundstrom des Pathischen, das uns widerfährt, das sich als Fremdes unserem Zugriff entzieht und das permanent nach Antworten verlangt«, das also auf dem widersprüchlichen Terrain zwischen ›Pathos und Response‹ bzw. zwischen ›Widerfahrnis und Antwort‹ verortet ist. Mit der immanenten Dynamik von Rede und Antwort wird die Transformation der Erfahrung angeregt. Der dritte Schritt führt zu Innovation und Repetition im Zusammenspiel von Neuem und Altem. Im Anschluss daran wird mit Merleau-Ponty und Lévinas auf das Thema Warten eingegangen, insbesondere im Hinblick auf den offenen Horizont der modernen Literatur, d.h. auf ihre Uneinholbarkeit. Ausgehend vom »Doppelereignis aus Pathos und Response« wird im letzten Schritt Ko-affektion als eine responsive Antwort besprochen.

In einem theoretisch differenzierten Panorama beschäftigt sich Werner Wintersteiner in seinem Beitrag *Von der Unmöglichkeit des Verstehens und der Notwendigkeit der Verständigung. Philosophie, Politik, Literatur* mit der politischen Relevanz des Diskurses über Alterität, indem u.a. die theoretischen Entwürfe von Lévinas, Waldenfels und Glissant sowie die postkolonialen Konzepte von Aníbal Quijano oder Walter D. Mignolo als Belege für einen responsiven Umgang in einer Poetik der Beziehungen (*Poétique de la Relation*, Glissant) typologisch herausgearbeitet und an einer kleinen

Auswahl zeitgenössischer Texte angewandt werden. Hinterfragt wird mit diesen Konzepten die gesellschaftliche Rolle der Literatur; darüber hinaus wird die Frage nach der radikalen Alterität im Anthropozän (Quessada, *L'Autre*) und den neuen Formen des Universalismus als einem ›Universalismus des Anderen‹ (Mendieta, *From imperial to dialogical cosmopolitanism*) gestellt. Die bekannten Forschungsergebnisse zum Konzept der Alterität und dessen ethische Konsequenzen werden auf ihre praktische Anwendbarkeit im Sinne der ›responsiven Literaturdidaktik‹ (N. Mitterer, *Das Fremde in der Literatur*) im Unterricht geprüft. Dabei präsentiert der Autor nicht nur die einschlägigen Theoreme, sondern führt Ansätze aus seinen Publikationen weiter, in denen er sich mit den theoretischen Perspektiven von Literaturdidaktik, Friedensforschung, Demokratiepädagogik und Bildung von Weltbürgerinnen auseinandersetzt (zuletzt erschienen: *Die Welt neu denken lernen – Plädoyer für eine planetare Politik. Lehren aus Corona und anderen existentiellen Krisen*, 2021; sowie eine Neuausgabe von *Poetik der Verschiedenheit. Literatur, Bildung, Globalisierung*, 2022).

Der erste, theoretische Teil des Themenheftes wird mit Stephan Mührs Überlegungen zu einer afrikanischen postkolonialen Alteritätstheorie fortgeführt. Er bringt Beispiele aus den Critical whiteness studies und der postkolonialen Theorie, womit der koloniale manichäische Sinnhorizont problematisiert und eine dekoloniale Alteritätstheorie vorgeschlagen wird. Mit dem Begriff ›postcolonial game‹ von Martina Gosh-Schellhorn (1993) wird der ›Stachel des Fremden‹ als wechselseitige Entfremdung zwischen Diskursen europäischer und afrikanischer Identitäten, zwischen postkolonialer Mimikry und Afrikanismus thematisiert, um danach auf die Möglichkeiten einer responsiven Begegnung einzugehen. Problematisiert wird Anil Bhattis Forderung nach ›hermeneutischer Abstinenz‹ aus seinem mit Dorothee Kimmich herausgegebenen Sammelband *Ähnlichkeit. Ein kulturtheoretisches Paradigma*, aber auch die vom Autor (Stephan Mühr) selbst vor zehn Jahren formulierten *Anmerkungen zu einer Hermeneutik der Interkulturalität*. Dabei verschiebt sich die Frage nach dem ontologischen Charakter des Fremden hin zu einer ›handlungs- und situationsbezogenen‹, ›ethisch-pragmatischen‹ Frage, nämlich wie mit der Fremdwahrnehmung umzugehen ist. Ausgehend von dieser Fragestellung werden in diachroner Perspektive drei Modelle zum Umgang mit dem Fremden angeboten. Eingegangen wird auf Paul Gilroys Begriff der Konvivialität wie auch auf das Potenzial der Literatur als ›Schwellenlandschaft‹ und ›Fremdbegegnungsraum‹.

Die Beiträge von Andrea Leskovec und Neva Šlibar sind ebenfalls stark theoretisch orientiert und gehen von Waldenfels' Theorie der Responsivität aus, wobei konkrete Textbeispiele aus der deutschsprachigen Gegenwarts-

literatur analysiert werden und besondere Aufmerksamkeit der Ebene des erzählten Geschehens gewidmet wird. Als Autorin einschlägiger Publikationen aus dem Bereich der interkulturellen Literaturwissenschaft beschäftigt sich Andrea Leskovec in ihrem Beitrag *Zur Responsivität literarischer Texte* mit den Romanen *Streulicht* (2020) von Deniz Ohde und *Kruso* (2014) von Lutz Seiler, unterbreitet zugleich im ersten Teil ihrer Arbeit grundlegende Fragen der interkulturellen Literaturwissenschaft nach dem ›ethical turn‹, um ihre responsive Lektüre zu begründen. In diesem Zusammenhang stellt sie die Frage, wie die »Erfahrung des Fremden und der Umgang damit in literarischen Texten inszeniert« wird, wobei die Dynamik von Ereignis und Antwort, bzw. von Widerfahrnis, Affizierung und Antwort in der Fremdwahrnehmung und ihrer (kreativen) Inszenierung als Bedingung von »reproduzierend-responsiven bzw. kreativ-responsiven Texten« postuliert wird. Konkretisiert wird diese Theorie auf der Ebene des ›discours‹, wobei analysiert wird, ob und wie in literarischen Texten »Wahrnehmung bzw. Affizierungsprozesse durch die Perspektivierung inszeniert« werden. Darüber hinaus wird ausgehend vom ethisch produktiven Potenzial der Offenheit bzw. Geschlossenheit literarischer Texte eruiert, mit welchem Gewinn die von Waldenfels entwickelten Responsivitätstheorie hier eingesetzt werden kann. Die Frage, ob man zwischen einer kreativen und einer reproduzierenden Antwort unterscheiden kann, wird mit Textbeispielen beantwortet, die die Momente der Affizierung und des Antwortens belegen.

Ähnliche Fragen zum Umgang mit dem Fremden im literarischen Text stellt Neva Šlibar in ihrer Lektüre der preisgekrönten Novelle *Widerfahrnis* (2016) von Bodo Kirchhoff. Die Novelle wird mit Bernhard Waldenfels gelesen, wobei Fragen zur Anwendung der von Waldenfels herausgearbeiteten philosophischen Begriffe ›Widerfahrnis‹ und ›Responsivität‹ bei der Literaturanalyse gestellt werden. Die beiden Begriffe werden einleitend erklärt, wobei ›Widerfahrnis‹ nicht nur im Hinblick auf die gleichnamige Novelle, sondern mit Fokus auf die Erarbeitung einer »Widerfahrnis-Matrix« geprüft wird, die bei der Analyse literarischer Texte behilflich sein könnte. Gerade die »Unausweichlichkeit und Uneinholbarkeit von Pathos und Respons« stellt sich als ein genuin literarisches Phänomen heraus, welches die Inkommensurabilität und Widerspenstigkeit literarischer Texte gut erklären kann. Die damit eng verbundene Frage nach einer »Ästh-Et(h)ik« literarischer Texte spielt eine zentrale Rolle in Neva Šlibars Vorschlag einer responsiv orientierten Literaturdidaktik, die hier exemplarisch im Zusammenhang mit dem Responsivitätsdiskurs und der Widerfahrnismatrix an Bodo Kirchhoffs Novellentext erprobt wird. Besondere Aufmerksamkeit wird der »Intensität und Qualität des Affiziertseins« gewidmet, um die Komplexität der Ant-

wortfähigkeit mit der Einsicht »in das Funktionieren von Pathoserlebnissen und dem Respondieren darauf« zu analysieren.

Marijan Bobinac und Wolfgang Müller-Funk stellen Fragen zum Begriff der Fremdheit, die »zum unverzichtbaren Bestandteil gegenwärtiger kultureller, sozialer sowie politischer Diskurse und Debatten« (Müller-Funk: *Theorien des Fremden*, 2016) geworden ist, wobei Bobinac von einer postimperialen Situation ausgeht und ausgewählte Texte der Gegenwartsliteratur mit einem postimperialen Schlüssel liest, während sich Wolfgang Müller-Funk auf Texte von F. Kafka, A. Camus und A. v. Chamisso bezieht. Die Erkenntnisse der neuen Imperienforschung sind im Beitrag von Marijan Bobinac Ausgangspunkt für die Ausarbeitung einer heuristischen Typologie im Umgang mit Inszenierungen der (post-)imperialen Situation. Dafür schlägt der Verfasser zwei dominante Themenkomplexe vor: zum einen literarische Annäherungen an das multiethnische zentraleuropäische Habsburgerreich und zum anderen literarische Schilderungen der kolonialen Zeit des Wilhelminischen Reiches. Im vorliegenden Beitrag widmet sich der Autor mit den im Zuge des ›imperial turn‹ herausgearbeiteten Schlüsselbegriffen ›Multiethnizität‹, ›Multilingualität‹ und ›Multikonfessionalität‹ der deutschen kolonialen Zeit und ihren Inszenierungen in Romanen des deutschen Journalisten und Reiseschriftstellers Marc Buhl (*Das Paradies des August Engelhardt*, 2011) sowie der Schweizer Autoren Christian Kracht (*Imperium*, 2012) und Alex Capus (*Eine Frage der Zeit*, 2007). Diese Texte werden mit dem Postkolonialismusforscher Dirk Göttsche als Begegnungen mit dem radikal Fremden verstanden, die sich in den zwei erstgenannten Romanen vor dem Hintergrund »der kolonialen Südpazifik-Szenerie« abspielen und um den Aussteiger Engelhard als Hauptfigur kreisen, während der historische Roman von Alex Capus die Rivalität des Wilhelminischen imperialen Reiches und des British Empire thematisiert und dabei u.a. die destruktive Kraft des Kolonialismus aufzeigt, der mit seiner Dynamik von Krieg und Eroberung eine Fremdbegegnung unmöglich macht. Besondere Aufmerksamkeit gilt in der Untersuchung dem jeweiligen Umgang mit geschichtlich Verbürgtem.

Der Beitrag von Wolfgang Müller-Funk nähert sich dem Thema Alterität mit den dialogischen Begriffen Respondenz und Resonanz unter Verweis auf postimperiale und postkoloniale Konstellationen. Fremdheit wird als eine geteilte Erfahrung der Moderne verstanden, die in kanonisierten literarischen Texten thematisiert wird, wobei der Autor von der These ausgeht, dass darin die Bedingungen der Moderne als Selbstentfremdung des Menschen reflektiert werden. Als Figurationen des Fremden, d.h. einer radikalen, dabei doch universalen und abstrakten Fremdheitserfahrung werden untersucht:

A. v. Chamissos romantisch-nomadischer Held Peter Schlemihl, F. Kafkas entfremdet-deplazierter Karl Roßmann sowie Albert Camus' Meursault als exemplarischer Held einer pathologischen Entfremdung. Der Verfasser kommt zum Schluss, dass sich in den untersuchten Texten die verschiedenen Formen der Fremdheit formal und inhaltlich überlagern, die Erfahrung der modernen Weltentfremdung somit als universell postuliert wird.

Die beiden letzten Beiträge konzentrieren sich nochmals auf Beispiele aus der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur: Tamás Lénárt begibt sich in seinem Beitrag auf die Suche nach einer Poetik der Verfremdung bei Terézia Mora, während sich Ksenia Kuzminykh mit Alteritätserfahrungen in Adoleszenzromanen beschäftigt. Lénárt geht theoretisch stringent von Gilles Deleuzes und Félix Guattaris Begriff der ›kleinen Literaturen‹ aus ihrem Buch *Kafka. Pour une littérature mineure* aus und betont vor allem die sprachtheoretische Perspektive, der »eine Poetik der interlinguistischen Verfremdung« zu entnehmen sei. Mit diesem Konzept der verfremdenden Intensität der Sprache wird der Erzählband der deutsch-ungarischen Autorin Terézia Mora *Seltsame Materie* (1999) als »Inszenierung kommunikativer Hemmungen« im Spannungsverhältnis zwischen dem Eigenen und dem Fremden gelesen, wobei besondere Aufmerksamkeit dem sprachlichen Ausdruck im Umgang mit dem Fremden gewidmet wird. Der Verfasser kommt zu dem Schluss, dass Fremdsein nicht nur das Thema des Erzählbandes ist, sondern zugleich auch »die poetische Ausdruckweise, den Seinsmodus des literarischen Textes« bildet. Im dritten Teil des Aufsatzes werden Terézia Moras Roman *Das Ungeheuer* (2013) und der Erzählband *Die Liebe unter Aliens* (2016) nach einer spezifischen, zwischen Sprachen und kulturellen Systemen angesiedelten Poetik analysiert.

Als Abschluss des Themenschwerpunkts gibt Ksenia Kuzminykh einen Überblick über Alteritätserfahrungen in psychologischen Adoleszenzromanen. Die diskursive Kontextualisierung der Alteritätserfahrungen in dem Roman *Elektrische Fische* (2019) von Susan Kreller wird mit einem ›close reading‹-Verfahren durchgeführt, wobei auf das Potenzial der literarischen Texte hingewiesen wird, Vorurteile zu reflektieren und transkulturelle Erfahrungen zu vermitteln. Nachdem sie Formen der radikalen und strukturellen Fremdheit auf der inhaltlichen und auf der formalen Ebene des Romans nachgegangen ist, erweitert die Verfasserin den Fokus und unternimmt im letzten Teil des Beitrags einen Streifzug durch den Korpus psychologischer Adoleszenzromane, die Formen radikaler Fremdheit wie Migration, Trauma, Anorexie, Mobbing und Gewalt thematisieren.

Die hier versammelten Arbeiten gehen das Thema Fremdbegegnung im Spannungsfeld von Lokalität und Globalität, Regionalismus und Uni-

versalismus sowie kultureller Einbettung und dem inter- und transkulturellen Potenzial der Gegenwartsliteratur an, wobei sich insbesondere die Frage nach Möglichkeiten eines responsiven Umgangs mit Texten der Gegenwartsliteratur als ein Forschungsdesiderat erwiesen hat. Wie Neva Šlibar in ihrem Beitrag feststellt, eignet sich die Responsivitätstheorie von Bernard Waldenfels als »Fundament für theoretische Strukturen und als Modellierungshilfe« für die Analyse literarischer Texte. Ausgehend von diesem Befund will der vorliegende Band die weitere Beschäftigung mit dem Thema Alterität in ihrer Dialektik von kultureller und poetischer Alterität jenseits der begrifflichen Trennungen zwischen trans- und interkulturellen Zugängen anregen, wie es von Norbert Mecklenburg in seiner *Poetik und Hermeneutik der Interkulturalität* (2009) vorgeschlagen wurde. Hier wird der phänomenologische Zugang als grenzüberschreitendes Konzept vorgeschlagen, das den postimperialen und postkolonialen Zustand der mehrsprachigen und plurikulturellen Gesellschaften in der Dynamik der Fremdbegegnung angemessen erfassen kann.

Bernhard WaldenfelsUniversität Bochum, bernhard.waldenfels@ruhr-uni-bochum.de

Responsive Kreativität angesichts des Fremden

Was ist unter Kreativität zu verstehen?¹ Die Sprache weist zurück auf alte Kernworte wie das hebräische ›bara‘, das im biblischen Schöpfungsbericht auftaucht, wie die griechische ›poiesis, die dem Muster handwerklichen Herstellens folgt, und die lateinische ›creatio, die dem natürlichen Erzeugen und Wachsen verwandt ist. In ihrer Polysemantik hilft die Sprache nur bedingt weiter, wenn es um die Klärung der Sache selbst geht. Ich selbst werde mich damit begnügen, das Thema der Kreativität vor dem Hintergrund einer bevorzugten Spielart von Phänomenologie zu erörtern, die ich als responsiv bezeichne. Eine derart responsive Phänomenologie ist eng verbunden mit dem Grundstrom des Pathischen, das uns widerfährt, das sich als Fremdes unserem Zugriff entzieht und das permanent nach Antworten verlangt. Alles Identische wird durch

Menschliche Schöpfungen sind weder reine Funde noch reine Erfindungen, sie antworten auf Widerfahrnisse, indem sie etwas als etwas gestalten. Sie unterliegen einer Zeitverschiebung mit Verzögerungen und Vorwegnahmen. Ihr sozialer Charakter besagt, daß uns etwas zugleich mit Anderen widerfährt und wir mit ihnen antworten im Zuge einer Ko-affektion und Kor-respondenz. Kollektive Formen von ›challenge‹ und ›response‹ begegnen uns in Form von Klimawandel, Flucht oder Viruspandemie. Phänomenologie äußert sich in einer erfinderischen Phänomenotechnik, die festlegt, wie wir antworten. Antworten sind kreativ, so wie Kreationen responsiv sind. Stets ist eine Alterität im Spiel.

1 Der folgende Text geht zurück auf einen Vortrag, der 2018 an der Technischen Universität Darmstadt gehalten wurde. Er erschien in einer ersten ausführlicheren Fassung in einem von Andreas Grossmann herausgegebenen Band: *Kreativität denken*. Zu den Grundvoraussetzungen meines phänomenologischen Ansatzes vgl. Waldenfels: *Grundmotive einer Phänomenologie des Fremden*.

Formen der Alterität unterhöhlt, wir bewegen uns auf keinem festen Boden. Es kommt dann darauf an, in einer Art von Ortssuche zu zeigen, wo Kreativität in der Erfahrung auftritt und wie sie sich dort auswirkt und wie sie sich auch gegenüber den Planungen und Berechnungen der neueren Technologie behauptet.

1. Zwischen Pathos und Response

In einer radikalen Form von Phänomenologie kommt es laut Husserl darauf an, »die reine und sozusagen noch stumme Erfahrung [...] zur reinen Aussprache ihres eigenen Sinnes zu bringen«. ² Um die Urszene der Erfahrung zu durchleuchten, arbeite ich mit dem Begriffspaar ›Pathos und Response‹ bzw. ›Widerfahrnis und Antwort‹. All das, worauf es uns ankommt, geschieht zwischen diesen beiden Momenten, die durch einen Spalt voneinander getrennt sind.

Zunächst zum *Pathos*: Das griechische Wort bedeutet dreierlei: das passive Erleiden von etwas, das Leiden unter Widrigem und die Steigerungsform einer Leidenschaft, die uns ergreift. Im Deutschen sprechen wir seit alters her von *Widerfahrnis*. Das Präfix ›wider‹ schillert zwischen Willkommenem und Widerwärtigem. Ob das eine oder das andere eintrifft, bleibt abzuwarten.

Was den Beginn der sinnlichen Erfahrung angeht, so drängt sich eine einfache, alltägliche Erfahrungsszene auf: *Etwas fällt mir auf*. Man nennt diesen Modus intensiver Wahrnehmung Aufmerksamkeit. Die Aufmerksamkeit, die uns aus dem sinnlichen Schlummer weckt, beginnt weder mit bloßen Tatsachen, die schlicht vorhanden sind, noch mit unserer Beobachtung, als seien wir geborene Detektive. Sie beginnt vielmehr damit, daß uns etwas *auffällt*, daß *sich etwas bemerkbar macht*, so daß wir unsererseits *aufmerken*. Eine solchermaßen eingebundene Aufmerksamkeit erweist sich als kreativ, sofern sie nicht bloß Gegebenes registriert, sondern das Erfahrungsfeld organisiert. ³

Es geht weiter: *Etwas fällt mir ein*. Was wäre Forschung ohne Einfälle? Ich erinnere an den vielzitierten, luziden Satz von Lichtenberg. »*Es denkt*, sollte man sagen, so wie man sagt: *es blitzt*.« ⁴ Lichtenberg war von Haus aus Physiker und weit entfernt von einer schwärmerischen Vernunftschau. Wenn er darauf besteht, daß ›es denkt‹, so geht es ihm nicht um vage oder

2 Husserl: *Cartesianische Meditationen*, S. 77.

3 Vgl. dazu ausführlich Waldenfels: *Phänomenologie der Aufmerksamkeit*.

4 Lichtenberg: *Sudelbücher*, S. 412.

bequeme Anmutungen, sondern jeweils um eine Idee, die kommt, um ›eine idée qui vient‹, wie die Franzosen den Einfall nennen. ›Es blitzt‹, doch zum Blitz gehört der Blitzschlag; Blitze sind nichts Harmloses, Ungefährliches. Auch das Denken braucht seine Blitzableiter. Man kann von seinen Ideen verfolgt werden wie von einer fremden Macht. Was kommt, ist nicht eo ipso bekömmlich. Am Anfang der Erfahrung steht das impersonale *ES*, nicht das selbstbewußte ICH. Das Es, dem Freud zu neuen Ehren verholfen hat, hat noch keinen Namen.⁵

Gehen wir also davon aus, daß etwas in der Erfahrung zutage tritt, so haben wir es zunächst nicht mit subjektiven Akten zu tun, doch ebensowenig mit objektiven Ereignissen, die man beobachtend registriert und digital berechnet. *Es* blitzt, aber so daß *jemand* vom Blitzstrahl aufgeschreckt wird. *Etwas widerfährt jemandem* – dies ist ein Doppelereignis, das diesseits von Subjekt und Objekt stattfindet. Wir sind daran beteiligt, aber nicht als Urheber, sondern einerseits als jemand, *dem* etwas auffällt, einfällt oder zustößt, also als *Patient* im buchstäblichen Sinne des Wortes, und andererseits als *Respondent*, *der* (oder die) antwortend darauf eingeht. Entscheidend ist der Übergang vom Es zum Ich, wie er grammatisch im Wechsel vom Dativ ›mir‹ oder vom Akkusativ ›mich‹ zum Nominativ ›ich‹ zum Ausdruck kommt.

2. Transformation der Erfahrung

In einem zweiten Schritt geht es um die Sinnbildung und Regelbildung der Erfahrung. Wir würden nichts erfahren, was uns selbst und die Welt nachhaltig verändert, gäbe es nur blitzartige Ereignisse, die kommen und gehen. Wir könnten nicht sagen, was und zustößt, wenn immerzu Neues aufblitzen würde. Daß wir aus Erfahrungen lernen, setzt voraus, daß das augenblickliche Wovon des Getroffenseins sich in ein Was verwandelt. An dieser Stelle meldet sich das berühmte *Als*, das Phänomenologen und Hermeneutikern gleichermaßen vertraut ist.⁶ Das, wovon wir jeweils affiziert und angesprochen werden, wird *als* etwas aufgefaßt, behandelt, begehrt, verstanden. Dieses einfache Partikel ›als‹, das uns schon bei Aristoteles in der ontologischen Gestalt des ›Seienden *als* Seiendem‹ begegnet, dient als eine Art Drehscheibe, mittels derer etwas, das uns hier und jetzt begegnet, sich in Wiederholbares verwandelt, in etwas also, von dem wir sprechen, das wir ins Auge fassen, worüber wir uns verständigen, worüber wir uns freuen,

5 Freud: *Das Ich und das Es*.

6 Zur ›Als-Struktur‹ der Erfahrung, deren Sonderung in ein ›existenzial-hermeneutisches‹ und ein ›apophantisches Als‹ vgl. Heidegger: *Sein und Zeit*, S. 158.

woran wir Anstoß nehmen und woran wir uns erinnern. Was uns im Pathos widerfährt, verwandelt sich in eine wiederholbare Gestalt, es bekommt einen Sinn, es folgt einer Regel. Der erfahrbare Sinn hat es immer mit Wiederholung und Regelhaftigkeit zu tun. Die elementarste Beschreibung von Erfahrung lautet also: Etwas wird *als* etwas erfaßt, verstanden, behandelt.

Dieser Grundgedanke läßt sich vielfach illustrieren. Als erstes führe ich den großen Forscher Werner Röntgen an. Während er in seinem Labor mit Gasröhren experimentierte, entdeckte er per Zufall, wie ein herumliegendes Stück Papier durch eine unbekannte Art von Strahlung zum Leuchten gebracht wurde. Der Fund hatte unmittelbar nichts mit dem Gesuchten zu tun. Ein seltsames Phänomen drängte sich in den Gang der Forschung ein und rief das Staunen des Forschers wach. So kam es zur Entdeckung jener Strahlen, die später nach dem Entdecker benannt wurden und die in anderen Sprachen als ›rayons X‹ oder ›X-rays‹ ihr ursprüngliches Inkognito wahren. So wurde aus einem seltsamen Phänomen der Keim einer Strahlungstheorie und einer radiologischen Praxis, deren Apparate heute zum medizinischen Alltag gehören.

Nehmen wir ein zweites Beispiel aus der Psychoanalyse. Freud unterscheidet ähnlich wie Heidegger zwischen Angst und Furcht. In der Angst überfällt uns etwas Unbestimmtes, Unheimliches, Bedrohliches, das noch nicht zu identifizieren ist. Dieses Nichts, das noch ein Nicht-etwas ist, verwandelt sich in ein Etwas, das Furcht erregt. Das ›Wovor der Angst‹ geht über in ein ›Was der Furcht‹. In der Psychoanalyse spricht man von Phobien. Jemand hat Angst vor Katzen oder Spinnen, obwohl von diesen Tieren gemeinhin keine reale Gefahr ausgeht. Wie kommt es dazu? Die Psychoanalyse erkundet den Prozeß, in dem sich eine unbestimmte Angst, die sich aus geheimen Triebkonflikten nährt, in etwas Bestimmtem verkörpert, vor dem man sich schützen und vor dem man davonlaufen kann. Vor der Angst, die in mir steckt, kann ich nicht weglaufen. Die Transformation von Angst in Furcht läßt die stumme Angst zu Wort kommen.⁷ In älteren Zeiten nahm man seine Zuflucht zu einem zauberhaften Besprechen, wörtlich: Besingen (›epadein‹), das Platon in der Todesnähe des Phaidon herbeizitiert.⁸

Das dritte Beispiel stammt aus dem Bereich der Bildkunst. Der Maler Edvard Munch schildert in einer eindrucksvollen Tagebuchnotiz, wie er mit Freunden bei Sonnenuntergang eine Straße entlang geht und plötzlich

7 Zu Angst und Furcht als Ausdruck des Pathischen, wie es in der Phänomenologie (s. Heidegger: *Sein und Zeit*: §§ 30, 40) ebenso zutage tritt wie in der Psychoanalyse (s. Freud: *Hemmung, Symptom und Angst*), vgl. Waldenfels: *Sozialität und Alterität*, Kap. 3.

8 *Phaidon* 77e, dazu Waldenfels: *Platon*, S. 219–231.

erlebt, daß sich der Himmel blutig rot färbte und Feuerzungen über der Stadt liegen: »Meine Freunde gingen weiter – ich blieb zurück – zitternd vor Angst, – ich fühlte den großen Schrei in der Natur.« Aus diesem Schrecken heraus schuf der Maler die bekannte Serie von Angstbildern: »Ich [...] malte die Wolken wie wirkliches Blut – die Farben schrien.« Die leibhaftige Angst verkörpert sich im Medium der Farben.⁹

Ein letztes Beispiel, in dem sich dieses rätselhafte Als manifestiert, entnehme ich dem Berufsfeld der Ethnologie. Jakob von Uexküll berichtet in seiner *Theoretischen Biologie* von einer Erfahrung, die er in Afrika mit einem einheimischen Boy machte. Dieser zeigte sich trotz beachtlicher Geschicklichkeit außerstande, eine einfache Leiter zu ersteigen. »Ich sehe nur Stangen und Löcher«,¹⁰ so bekannte er. Was er vor sich sah, war noch kein planmäßig entworfenes Gebrauchsding; er lernte schnell, es als solches zu benutzen, sobald man es ihm vormachte. Um Holzleisten funktional als Sprossen einer Leiter zu deuten, bedurfte es eines Lernprozesses, wie ihn jedes Kind spielerisch in seiner eigenen Kultur durchläuft.

Die Kreativität liegt also in diesem winzigen Als, das die Wiederholung eines in seiner Singularität unwiederholbaren Anfangs erlaubt. Entscheidend ist dabei, daß etwas *einen Sinn bekommt, den es nicht schon hat*, und zwar einen Sinn, *der auch ein anderer sein könnte*. Im Sinne dieser Kontingenzen kann man im Anschluß an entsprechende Formulierungen bei Heidegger, Merleau-Ponty oder Foucault feststellen: *Es gibt Sinn, aber es gibt nicht den Sinn*.

3. Innovation und Repetition

Ein weiterer Schritt führt zum Kontrast von Altem und Neuem. Daß etwas als solches auftritt, heißt, daß es *gerade so* auftritt *und nicht anders*. Das Neue macht sich bemerkbar in der *Abweichung* von einer vorgegebenen Ordnung und in einem Überschuß an Sinn. Das Konzept der Abweichung entspringt ebenso wie das des *Überschusses* einer indirekten Art der Beschreibung. Es gibt zunächst nicht etwas, das abweicht, wie es in einer Fehlerliste verzeichnet ist, sondern das Neuartige entsteht, indem es abweicht und indem es über das Niveau des Normalen hinausschießt. Neues ist nicht ›an sich‹ neu, es zeigt sich immer nur im Kontrast; ohne Altes, das altert, gäbe es nichts Neues. Das Alte bildet den Hintergrund für neue Konfigurationen und

9 Munch: *Tagebucheintrag von 1893*, zitiert nach Stang: *Edvard Munch*.

10 Uexküll: *Theoretische Biologie*, S. 130f.

Konstellationen. Wir begegnen hier der gestalttheoretischen Ur Differenz von Figur und Grund.

Neues setzt also ein normales Antworten voraus, das sich im Alltäglichen vollzieht und die Spielräume einer vorgegebenen Ordnung zu nutzen versteht. Dazu gehören erlernte Techniken und Praktiken ebenso wie eingeübte Rituale. Eine normale Antwort wäre zum Beispiel der alltägliche Gruß. Gruß und Gegengruß folgen einem Muster, das nicht von Fall zu Fall neu zu erfinden ist. Doch auch so richten sie sich an jemanden, sie werden nicht bloß ausgelöst wie ein Mechanismus oder abgerufen wie Daten einer Kartei. Normale Antworten sind niemals völlig normal, obwohl sie sich einem Automatismus annähern können wie das Keep Smiling von Marilyn Monroe, das Andy Warhol noch stereotyper gemacht hat, als es schon war. Selbst ein mechanisches Lächeln oder Grüßen ist kein maschinelles Lächeln oder Grüßen, das algorithmisch erzeugt wird.

Es bleibt aber nicht beim normalen, unscheinbaren Antworten. Dieses geht über in ein außerordentliches Antworten, wenn die bestehende Ordnung auf dem Spiel steht und ins Schwanken gerät. Das auslösende Moment kann eine subversive Grußverweigerung sein wie im Falle des Gesslerhutes in Schillers *Wilhelm Tell* oder wie im Falle des Hitlergrußes, der den vor der Münchner Feldherrnhalle postierten Wachen zu entrichten war und dem sich widerspenstige Passanten listig auf dem Umweg durch eine rückwärtige ›Drückebergasse‹ entzogen.

Die Innovation, die uns unter bestimmten Umständen abverlangt wird, kann sich in zwei Extremen verlaufen. Das eine Extrem nenne ich ›Normalismus‹. Diese Fixierung auf das Normale kann in mehr traditionalistischer oder mehr pragmatischer Form auftreten. In beiden Fällen verläßt man sich auf das, was immer schon oder zumeist geschieht. Der Satz ›Es gibt nichts Neues unter der Sonne‹ dient als Alibi. Dabei ist nicht selten Selbstschutz im Spiel. Man wehrt sich gegen Neues, das notfalls zum Umdenken zwingt. Auf diese gedämpfte Entdeckungsfreude paßt Lichtenbergs trockene Bemerkung: »Sehr viele Menschen und vielleicht die meisten Menschen müssen, um etwas zu finden, erst wissen, daß es da ist.«¹¹

Das gegenläufige Extrem, das ich als ›Extremismus‹ bezeichne, besteht darin, daß man das Extrem auf die Spitze treibt und glaubt, man könne jeden Augenblick die Welt aus den Angeln heben. Das Anomale wird zum Normalen. Die Versuche der 68er haben einiges bewirkt, doch sie hatten in der direkten Aktion nicht selten etwas Outriertes. In seinem Misstrauen gegen bloße Gedankenblitze bemerkt Hegel in der Vorrede zur *Phänomeno-*

11 Lichtenberg: *Sudelbücher*, S. 752.

logie des Geistes: »Raketen [sind] noch nicht das Empyreum«. ¹² Bestimmte Negation degeneriert zur bloßen Reaktion, wenn sie sich allein durch ihr Gegenteil definiert. Extreme schaukeln sich hoch. Aus der deutschen Nachkriegszeit stammt eine böse Satire von Heinrich Böll mit dem Titel *Nicht nur zur Weihnachtszeit*. Darin wird eine Frau geschildert, die im Gefolge einer »Tannenbaumtherapie« jeden Tag Heiligabend feiert, die Christbaumkerzen anzündet, bis die Familie in der Zerrüttung endet. Am Ende gibt es nur noch Außergewöhnliches. Musil macht auf eine verderbliche Alternative aufmerksam: »Speisen ohne Salz sind unerträglich, aber Salz ohne Speisen in großen Mengen ist ein Gift; Phantasten sind Menschen, die von Salz allein leben wollen.« ¹³ Dazu paßt die Angewohnheit, Besonderes im Handumdrehen als ›historisch‹ zu deklarieren, als bestünde die Ereignisgeschichte aus lauter Ausrufezeichen. Auch die Kreation hat ihre Farce.

4. Vorgeschichte und Nachgeschichte

Vorgeschichte und Nachgeschichte, in die jede Kreation eingebettet ist, werfen ein Licht auf den zeitlichen Aspekt der Kreation und auf deren Geschichte, die sich mit dem Historiker Arnold J. Toynbee als Wechsel von Challenge und Response beschreiben läßt. Mit einfachen Worten gesagt: Wir sind nie völlig ›up to date‹, wir leben nie ganz und gar in der Gegenwart. Was kreativ ist, findet seinen Platz nicht unter den bloßen ›News‹ der Tageszeitung. Neuartiges hat seinen Ort zwischen Pathos und Response, zwischen Widerfahrnis und Antwort. Dazwischen liegt ein Hiatus, über den hinweg eine Bewegung in die andere umspringt, wie beim Umschwung des Pendels von der oszillierenden zur rotierenden Bewegung. ¹⁴ Wann ist eine Revolution reif? In den *Abenteuern der Dialektik*, die er in einer Zeit verfaßte, da unter französischen Intellektuellen ein gewisser marxistischer Attentismus en vogue war, beharrt Merleau-Ponty darauf, daß jede Revolution, ähnlich wie die Geburt des Kleinkindes, mit einer gewissen »Vorzeitigkeit« eintritt und sich gleichsam als »frühreif« (»prématurée«) erweist. ¹⁵ Dies schließt nicht aus, daß es Vorbereitungsphasen gibt, die sich bis zu dem Augenblick erstrecken, wo etwas Neues ›fällig‹ ist. In der Kreativitätsforschung unter-

12 Hegel: *Phänomenologie des Geistes*, S. 65.

13 Musil: *Der Mann ohne Eigenschaften*, S. 1421.

14 Vgl. Prigogine/Stengers: *Dialog mit der Natur*, S. 247–251.

15 Merleau-Ponty: *Les aventures de la dialectique*, S. 125, dt. *Die Abenteuer der Dialektik*, S. 111, und zur physiologischen Frühgeburt des Kindes vgl. Portmann: *Zoologie und das neue Bild des Menschen*, Kap. III.

scheidet man dementsprechend zwischen Perioden der Präparation, der Inkubation, der Inspiration und der Verifikation.¹⁶ Dazu gehören Geburtshelfer des Neuen, wie wir sie schon aus der sokratischen Maieutik kennen. Die Zeiten, *bevor* das Neue auftritt, sind also ebenso wichtig wie die Zeiten, *während* derer Neues hervortritt.

Zum Stolpergang der Erneuerung gehören nicht nur Vorwegnahmen und Verspätungen, sondern auch *Pausen*, in denen die Welt den Atem anhält. Wir erleben diese Übergänge im *Warten*. Was im Kommen ist, deutet sich an in Vorahnungen. Warten hat es mit Geduld zu tun, mit der ›patience‹, die mit dem Pathischen verwandt ist. *Es tut sich etwas*, wenn es gut geht. Dem entspricht ein Kommenlassen, ein aktives Warten, so wie es für Nietzsche eine »aktive Vergesslichkeit« gibt.¹⁷

In der modernen Literatur, die einem Denken in offenen Ordnungsmustern zuneigt, finden wir eine ganze Reihe von Texten, die um das Warten kreisen. Verwiesen sei auf Nietzsches Begegnung mit Zarathustra: »Hier saß ich, wartend, wartend, – doch auf nichts«¹⁸ – oder auf das Warten vor der Türe des Gesetzes bei Kafka, auf Becketts *Warten auf Godot* oder auf Nabokovs *Einladung zur Enthauptung*, wo der gefangene Held den Rhythmus des Lebens von einer Unebenheit der Mauer und einem Mauerschatten abliest als »die seltene Art von Zeit, in der ich lebe – die Pause, der Hiatus, wenn das Herz wie eine Feder ist«.¹⁹ Das Warten hält sich auf einer Schwelle zwischen Noch-nicht-sein und Schon-sein. Dieses Zwischen bezeichne ich mit einem Ausdruck, der sich schon bei Plotin und dann auch bei Lévinas findet, als ›Diastase‹.²⁰ Wörtlich meint dies ein Aus-einander-treten, das an Unvordenkliches und Unerwartbares rührt. Was uns überraschend widerfährt, kommt stets *zu früh*, und umgekehrt kommt unsere Antwort immer *zu spät*. Vorgängigkeit und Nachträglichkeit sind Markenzeichen einer sich erneuernden Erfahrung.

Pathos und Response sind nicht nur voneinander geschieden, sie können sich auch voneinander abspalten. Damit schlägt das Pathische um ins Pathologische. Auf der einen Seite nähern wir uns einem *Pathos ohne Response*. Dies geschieht in Form von *Schocks*, die uns erstarren und verstummen lassen. Das unbeantwortbare Pathos verschärft sich im *Trauma*, das Spuren einer nachhaltigen Verletzung hinterläßt. Die Psychoanalyse

16 Zur Kreativitätsforschung vgl. Guilford 1973 und unter phänomenologischer Perspektive Waldenfels: *Sinne und Künste im Wechselspiel*, Kap.1: »Gespür für die Dinge«.

17 Nietzsche: *Genealogie der Moral*, S. 291f.

18 Nietzsche: *Fröhliche Wissenschaft*, S. 649.

19 Nabokov: *Einladung zur Enthauptung*, S. 58.

20 Vgl. Waldenfels: *Grundmotive einer Phänomenologie des Fremden*, S. 48–52.

versucht mittels einer Sprachkur, das Verdrängte, das untergründig zur Sprache drängt, aus nachwirkenden Symptomen zu erraten.²¹

Die Dissoziation von Pathos und Response kann sich aber auch in die Gegenrichtung entwickeln hin zu einer *Response ohne Pathos*. Antworten, die sich von den Widerfahrungen ablösen, nehmen die Form von *Klischees* an. Klischees sind eingefrorene Antworten, die stereotyp wiederholt werden, ohne daß der Sprecher sich auf fremde Ansprüche einläßt. Man reproduziert immer gleiche Schemata, die einem Wiederholungszwang gehorchen. Ideologen, die sich in ihre Ideen einkapseln, unterliegen einem ähnlichen Zwang. Während Antworten *jemandem* gegeben werden, werden pathologische oder ideologische Klischees *niemandem* gegeben; sie dienen als Passepartout. Eine Therapie, die darauf abzielt, im Patienten die Antwortkraft wiederherzustellen, ließe sich im Anschluß an den Neuropsychologen Kurt Goldstein als *responsive Therapie* bezeichnen.²²

5. Ko-Kreation

In einem letzten Schritt nähere ich mich dem sozialen Aspekt des kreativen Schaffens. Wir sind vielfach versucht, Schöpfungen einsamen Genies zuzuschreiben, doch mit welchem Recht? Ich sehe in diesem Zusammenhang von der frontalen Beziehung ab, in der Andere mir gegenüber treten und an mich appellieren, und beschränke mich auf laterale Beziehungen, in denen Andere an meiner Seite auftauchen.²³ Eine rein *individualistische* Sicht der Dinge gehört zu den Vorurteilen, die der englische Empirismus mit seiner atomistischen Zersplitterung der Gefühle gefördert hat. Sind elementare Empfindungen wirklich etwas Privates? Sind sie nicht Ausdruck jener Privatsprache, die Ludwig Wittgenstein in seinen *Philosophischen Untersuchungen* gründlich zerpfückt hat? Bei Bertold Brecht ist es der lesende Arbeiter, der anlässlich der Ruhmestaten Caesars die ironische Frage stellt: »Hatte er nicht wenigstens einen Koch bei sich?«²⁴ Man könnte fortfahren: Wer hat Tisch und Bett, Thron und Altar erfunden? Wer hat die italienische oder chinesische Küche ausgedacht? Verhaltensweisen, die unserem

21 Zur entsprechenden Annäherung von Phänomenologie und Psychoanalyse vgl. Waldenfels: *Erfahrung, die zur Sprache drängt*.

22 Vgl. Goldstein: *Der Aufbau des Organismus*, dazu Waldenfels: *Erfahrung, die zur Sprache drängt*, Kap. 9.

23 Zur Differenz von frontaler und lateraler Sozialität als einem leitenden Gesichtspunkt des Mitseins vgl. Waldenfels: *Sozialität und Alterität*, S. 52–59.

24 Brecht: *Ausgewählte Gedichte*, S. 50.

Stehen, Gehen oder Sitzen, unserem Sprechen, unserem Hantieren, unserem Essen und Trinken oder dem Geschlechtsverkehr zugrunde liegen, sind stets weithin anonym, und dennoch wachsen sie nicht auf den Bäumen. Der Kontrast von Gehen und Denken, der bei Descartes und Gassendi in den Formeln ›cogito ergo sum‹ und ›ambulo ergo sum‹ seinen prägnanten Ausdruck gefunden hat,²⁵ wird von Thomas Bernhard performativ unterlaufen. »Wir können nicht sagen, wir denken, wie wir gehen, wie wir nicht sagen können, wir gehen wie wir denken, weil wir nicht gehen können, wie wir denken, nicht denken, wie wir gehen.«²⁶

Ebenso fragwürdig wie die individualistische Verengung wäre allerdings eine *kollektivistische* Vermengung. In populistischen Kreisen geht man aus von einem fügenlosen Volksgeist, in elitären Kreisen von einem Standesdünkel, in traditionellen Milieus von einem Familienclan. Man verteidigt seine Identität wie die eigene Haut. Das sind Phantome. Sollte man die Kreativität stattdessen im Konsens verankern oder gar unter die Grundrechte der Verfassung einreihen? Doch die Möglichkeit, sich auf eine Kreation zu verständigen, lässt sich schwerlich ausmalen. Eine vernünftige, regelgerechte Kreation wäre nur eine Kreation auf Bestellung und auf Vorrat. Musils Ulrich, der mit seiner Schwester aus Kakanien entflohen ist, versichert: »Glaube darf nicht eine Stunde alt sein.«²⁷ Gilt für Kreationen vielleicht ähnliches? Gibt es also ein Wir der Kreation, oder gibt es keines?

Die Antwort, die sich einer responsiven Phänomenologie anbietet, hängt ab von dem Status des fraglichen Wir. Lenken wir nochmals den Blick auf unseren Grundansatz, der einem Doppelereignis aus Pathos und Response entspringt, so stoßen wir auf Formen einer originären ›Ko-Affektion‹.²⁸ Etwas widerfährt mir, aber es widerfährt nicht mir allein. *Es widerfährt mir zusammen mit Anderen, es widerfährt uns, es trifft uns.* Der Dativ oder der Akkusativ, der den Patienten als solchen anzeigt, wird nicht erst hinterdrein in den Plural gesetzt, er steht ursprünglich in einem distributiven Plural, der von einer abzählbaren Vielzahl wohl zu unterscheiden ist. Nehmen wir einen Vulkanausbruch oder eine Überschwemmung: so etwas widerfährt allen, die in dem betroffenen Landstrich leben. Beim Klimawandel nimmt die Wirkung globale Ausmaße an. Betroffene befinden sich in einer gemeinsamen Situation, die jeder auf eigene Weise bewältigt, aber nicht ohne fremde Mitwirkung. Die Virusepidemie oder Viruspandemie, die wir

25 Vgl. Descartes' Antworten auf Gassendis Objektionen gegen die Zweite Meditation.

26 Bernhard: *Gehen*, S. 85.

27 Musil: *Der Mann ohne Eigenschaften*, S. 755.

28 Vgl. ausführlich dazu Waldenfels: *Sozialität und Alterität*, Kap. 2.

zur Zeit durchleben, breitet sich in der Gesamtbevölkerung aus, in einem ›Demos‹. Für den Ausbruch von Krieg oder Revolution gilt ähnliches. Aber nicht nur Gewalt, auch Begeisterung wirkt ansteckend. Das Mit der Koaffektion hat so die Eigenschaft eines affektiven Mit. Antworten, die von gemeinsamen Situationen hervorgerufen werden, sind dementsprechend als *Kor-respondenz* zu bestimmen. *Ich* antworte, aber zusammen *mit anderen*. Dem affektiven Mit entspricht ein responsives Mit. Letzteres könnte man auch als performatives Mit bezeichnen, da es sich im Vollzug des leiblichen, sprachlichen, praktischen Antwortens herstellt und einspielt. Das performative Wir, das sich relational verzweigt und zwischen uns ausbreitet, ist nicht mit einem substanziellen und fugenlosen Wir zu verwechseln.

Das letzte Beispiel kündigt von den Musen, von denen es zwar heißt, daß sie im Waffenlärm schweigen,²⁹ die aber ihre eigenen Stimmen erheben. Ich denke an den Sozialphänomenologen Alfred Schütz und seinen Essay *Gemeinsam musizieren*:³⁰ Der Wiener Emigrant galt als ausgezeichnete Violinist. Der Gedanke, den wir hier wachrufen, ist sehr einfach. Ein Quartett ist noch kein gutes Quartett, wenn vier Streicher gleichzeitig korrekt vom Blatt spielen, sondern erst dann, wenn jeder Spieler und jede Spielerin spielend hört und hörend spielt, sodaß eigene und fremde Stimmen ineinander übergehen und ein einzigartiges Spannungsgefüge aus Konsonanzen und Dissonanzen bilden. Voraussetzung dafür ist, wie Schütz bemerkt, ein wechselseitiges Sicheinstimmen, ein ›tuning in‹. Husserl, auf den auch Schütz sich bezieht, begreift die sinnbildende Erfahrung als ›passive Synthese‹ oder ›Übergangssynthese‹.³¹ Der Zusammenhang geht nicht aus einer expliziten *Zusammensetzung* hervor, sondern aus einem impliziten *Zusammenspiel*. So ist der geworfene Stein, gleich dem prototypischen fliegenden Pfeil, genau genommen nicht »etwas, das bewegt wird«, sondern er ist ein »Stein-in-Bewegung«, nie ganz hier und nie ganz dort.³² Dies entspricht unserem Verständnis von Kreation als Ko-Kreation. Ein Quartett ist ein Ensemble von Einzelstimmen, die im Zusammenspiel zusammenfinden. Ein solches Zusammenspiel ist genau der Ort, wo Altvertrautes neu klingt – wenn es gelingt.

29 Inter arma silent musae, lautet eine alte lateinische Redensart.

30 Schütz: *Gesammelte Schriften*, Bd. II, S. 19–150.

31 Zur passiven Synthesis vgl. Band X und XI der *Husserliana*. Der Fluß der Zeit wird immer wieder, wie schon bei Augustinus (Conf. XI, 28) als ein ›Übergehen‹ bezeichnet, das keiner identifizierenden Setzung und Zählung entstammt. Demgemäß bezeichnet Merleau-Ponty den Zeitfluß als ›synthèse de transition‹, deutsch als ›Übergangssynthese‹ (*Phénoménologie de la perception*, S. 480, dt. Übersetzung S. 470).

32 Vgl. Merleau-Ponty: *Phénoménologie de la perception*, S. 310, dt. Üb. S. 212.

6. Kreativität im Schatten neuerer Technologien

Wir stellen eine letzte Frage: Kann man Kreativität planen und herstellen? Meine Antwort lautet: Man kann sie nicht planen, und zwar deshalb nicht, weil Kreation kein vorgegebenes Ziel verfolgt und keiner vorgegebenen Regel folgt. Sie ist ziellos und regellos im Sinne eines Überschusses, der über Ziel und Regel hinausgeht. Sie ist also etwas, das stets im Kommen ist. Man kann die Kreation nicht als solche planen, sehr wohl aber kann man Kreativität fördern, indem man einen geeigneten Boden schafft und Widerstände wegräumt.

Die mangelnde Planbarkeit tangiert in besonderem Maße das Verhältnis der Kreativität zur Technologie. Heute haben wir verstärkt mit dem Problem einer schwindenden Kreativität zu kämpfen; der Zerfall einer festen Ordnung, eine ›Ordnung im Zwielficht‹, wie ich es genannt habe, erzeugt ein Übermaß an Ablenkungen, das einem produktiven Warten und Wachsenlassen abträglich ist. Doch zugleich stellt sich die Frage nach lebensweltlichen Bedingungen, die imstande wären, neue Formen der Kreativität hervorzubringen. Auf diese weitläufige Problematik werde ich an dieser Stelle nur mit wenigen Aperçus eingehen.

Die überlieferte Phänomenologie ist durchgehend zu ergänzen durch eine spezielle Form von Phänomenotechnik.³³ Diese findet ihren Anknüpfungspunkt im Wie der Erfahrung, in der Art und Weise, wie etwas gesehen, gehört, gesagt wird, wie man geht, wie man sich bewegt und so fort. Entsprechende Techniken sind zu erfinden; sie haben weder in einer Wesensbeschaffenheit der Dinge noch in apriorischen Formen eines Vernunftsubjekts ihren zureichenden Grund. Diese funktionale Einschätzung der Technik ist Teil unserer Modernität. Als gefährlich erweist sich indes eine Übertechnologisierung, die dazu tendiert, die Sachen selbst, von denen unsere Erfahrung ausgeht, auf technische Artefakte und technische Prozeduren zu reduzieren. Ich zucke immer zusammen, wenn ich von ›digitaler Kultur‹ oder ›digitaler Bildung‹ reden höre. Meines Erachtens gibt es keine digitale Kultur, es gibt lediglich digitale Momente in unserer modernen Kultur. Diese brauchen wir natürlich, gleichwohl ist die Kultur nicht selbst und von Grund auf digital. Fortschritt, der sich nach dem Grad der Digitalisierung bemißt, erweist sich als überzogen. Wenn Stanisław Lec, der polnische Verfasser der *Unfrisierten Gedanken*, der einige politische Regime erlebt und überlebt hat, provokant fragt: »Wenn ein Menschenfresser mit Messer

33 Sie wird ausführlich behandelt in Waldenfels: *Bruchlinien der Erfahrung*, Kap. VIII.

und Gabel ißt – ist das Fortschritt?«,³⁴ so können wir fortfahren: »Wenn ein Chauvinist oder ein Diktator Computer und Twitter einsetzt – ist das Fortschritt?« Doch nehmen wir als harmloseres Beispiel den Navigator. Dies ist ein nützliches Orientierungsgerät, das uns möglichst direkt von einem Ort zum anderen bringt. Es ist auffällig, wie sehr bei Autofahrern, die sich nahezu ausschließlich auf ein solches Gerät verlassen, der leiblich zentrierte Ortssinn verkümmert. Man läßt sich durch eine Stadt transportieren wie ein Koffer. Wenn man so reist, lernt man Stadt und Land eigentlich nicht kennen. Gewiß gibt es Berufe und Gelegenheiten, bei denen man so etwas braucht. Aber man könnte jederzeit sagen: Jetzt stelle ich den Navigator ab, jetzt fahre ich vielleicht sogar mit dem Fahrrad oder gehe zu Fuß. Da ist viel Gedankenlosigkeit im Spiel. Bei jeder Technik haben wir uns nicht nur zu fragen, was wir durch sie erreichen und lernen, sondern auch, was wir durch sie verlernen. Platon hat schon ganz früh im *Phaidros* vor dem Buchdruck gewarnt, da er die lebendige Erinnerung nach außen verlagert und das Vergessen fördert. Darüber kann man natürlich streiten. Gibt es nicht »Unvergeßliches, das sich dem Erinnern entzieht«?³⁵ Jedenfalls ist die Tatsache nicht zu übersehen, daß der naive Umgang mit der Schrift und mit allen weiteren Medien Gefahr läuft, unser Wissen und Tun zu entkörpern und ›tacit knowledge‹ durch ›digital talk‹ zu ersetzen. Zur Erfindungskraft der Technik gehört auch und nicht zuletzt eine Findigkeit des Körpers.³⁶ Nicht nur Technik sollte gelehrt und gelernt werden, sondern auch der Umgang mit Technik.

Abschließend komme ich noch einmal auf unser Leitthema zurück. Ich frage nochmals: Wie kommt man überhaupt an das Phänomen der Kreativität heran, wie bekommt man sie zu fassen? Was einen Schritt weiterhelfen könnte, wäre ein methodisches Kernstück der Phänomenologie, das etwas Technisches hat, aber nicht als formales Know-how zu verstehen ist, sondern als ein Weg, der immer wieder neu zu beschreiten ist. Ich denke hierbei an die ›phänomenologische Epoché‹. Dieses Konzept, das Husserl den antiken Skeptikern entlehnt hat, meint wörtlich ein An-sich-halten, eine Enthaltung, speziell die Urteilsenthaltung. Man läßt eine Sache auf sich beruhen, man läßt etwas dahingestellt sein, um die Erfahrung für sich sprechen zu lassen, bevor das argumentierende Für und Wider sortierend eingreift. Doch diese Enthaltung ist in einem weiten Sinn zu verstehen; sie bedeutet keine

34 Lec: *Unfrisierte Gedanken*, S. 19.

35 Vgl. Waldenfels: *Hyperphänomene*, Kap.5.

36 Vgl. hierzu Waldenfels: *Findigkeit des Körpers*; dieser Text geht zurück auf einen 2002 in der Experimentierhalle des Maschinenbaus der Universität Dortmund gehaltenen Vortrag, wieder veröffentlicht als Kap. 6 in Waldenfels: *Phänomenologie der Aufmerksamkeit*.

bloße Urteilsenthaltung, sondern zuvörderst eine Sinnesenthaltung, eine Zurückhaltung, die Vertrautes verfremdet und uns sehen und hören lehrt, was wir üblicherweise übersehen und überhören und die auf die ›Stimmen des Schweigens‹ hört.³⁷ Die Epoché, die man als ein methodisch geübtes Staunen begreifen kann, führt dazu, daß gewohnte Voraussetzungen außer Kraft gesetzt werden. Sie ist verwandt mit dem literarischen Verfahren der Verfremdung, das die russischen Formalisten eingeführt haben und das Bertold Brecht für das Theater genutzt hat.³⁸

In der Psychoanalyse finden wir ähnliche Behandlungstechniken, nur daß hier das Auftreten von Widerständen und das Nicht-wahrhaben-wollen eine stärkere Rolle spielen. Freud empfiehlt sowohl dem Analysanden wie dem Analytiker, sich in der Analyse einer *gleichschwebenden Aufmerksamkeit* zu überlassen, um zu verhindern, daß jeder nur findet, was er schon weiß oder zu wissen glaubt.³⁹ Dazu gehört der Verzicht darauf, im Voraus Wichtiges von Unwichtigem, Hauptsächliches von Nebensächlichem, Spreu von Weizen zu scheiden. Ich erinnere nochmals an den Fund, den Röntgen unversehens gemacht hat. Verwandt mit der gleichschwebenden Aufmerksamkeit ist die *freie Assoziation*, die sich darin als produktiv erweist, daß sie neue Bezüge entdeckt und nicht nur alte reproduziert. Im Bereich der Sprache sind es Sprachformen wie die Metapher und die Metonymie, die *Verschiebungen* und *Verdichtungen* bewirken, so daß Verdrängtes und Vergessenes durchscheint. Auf's Ganze gesehen gibt es in der neueren Philosophie eine heuristische Aufwertung unsystematischer Funde in Form von Aphorismen, Marginalien, Notizen, Paralipomena, Träumereien, Unfrisiereten Gedanken und von Brosamen, die vom Tisch der Systematiker fallen.

Was alles in allem die Kreativität betrifft, so fände sie ihren Platz zwischen einem reinen Erfinden, das den fruchtbaren Boden der Erfahrung verläßt, und einem bloßen Vorfinden dessen, was schon da ist. Der bekannte Satz Picassos: »Ich suche nicht, ich finde« trifft genau den Punkt, um den es hier geht. Was der Maler auf seine Weise andeutet, besagt: Ich lasse mich von Fremdem überraschen und hüte mich, der Erfahrung besserwisserisch ins Wort zu fallen. Ein solches Sprechen und Tun, das nicht bei sich selbst beginnt, nenne ich Antworten. Es läuft über die verschiedenen Register des Denkens und Handelns, des Forschens, des Kunstschaffens und literarischen Schreibens und, nicht zu vergessen, über die verschlungenen Pfade der Lebenskunst.

37 Vgl. Merleau-Pontys Essay zur Malerei: *Le langage indirect et les voix du silence*.

38 Vgl. Hansen-Löve: *Der russische Formalismus*.

39 Vgl. das Stichwort ›Aufmerksamkeit, gleichschwebende‹ in Waldenfels: *Phänomenologie der Aufmerksamkeit*.

Literaturverzeichnis

- Beckett, Samuel: *Warten auf Godot*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1952.
- Bernhard, Thomas: *Gehen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1971.
- Böll, Heinrich: *Nicht nur zur Weihnachtszeit*. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1952.
- Brecht, Bertold: *Ausgewählte Gedichte*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1966.
- Descartes, René: *Meditationen über die Grundlagen der Philosophie*. Mit den sieben Einwänden und Er widerungen. Hamburg: Meiner 1994.
- Freud Sigmund: *Das Ich und das Es*. In: ders.: *Gesammelte Werke*. Bd. XIII. London: Imago 1940, S. 237–289.
- Freud Sigmund: *Hemmung, Symptom und Angst*. In: ders.: *Gesammelte Werke*. Bd. XIV. London: Imago 1948, S. 111–205.
- Goldstein, Kurt: *Der Aufbau des Organismus*. Paderborn: Fink 2014 [1934].
- Grossmann, Andreas (Hg.): *Kreativität denken*. Tübingen: Mohr Siebeck 2020.
- Guilford, Joy Paul: *Kreativität*. In: *Kreativitätsforschung*. Hg. Gisela Ulmann. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1973, S. 25–48.
- Hansen-Löve, Aage A.: *Der russische Formalismus*. Wien: Verlag der österreichischen Akademie der Wissenschaften 1978.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: *Phänomenologie des Geistes*. In: ders.: *Werke*. Hg. Eva Moldenhauer, Karl Markus Michel. Bd. 3. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1970.
- Heidegger, Martin: *Sein und Zeit*. 7. Aufl. Tübingen: Niemeyer 1953.
- Husserl, Edmund: *Cartesianische Meditationen und Pariser Vorträge*. In: ders.: *Gesammelte Werke*. Bd. 1. Den Haag: Nijhoff 1950.
- Husserl, Edmund: *Zur Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins (1893–1917)*. In: ders.: *Gesammelte Werke*. Bd. 10. Den Haag: Nijhoff 1966.
- Husserl, Edmund: *Analysen zur passiven Synthesis (1918–1926)*. In: ders.: *Gesammelte Werke*. Bd. 11. Den Haag: Nijhoff 1966.
- Kafka, Franz: *Vor dem Gesetz*. In: ders.: *Erzählungen*. Frankfurt/M.: Fischer 1985.
- Lec, Stanislaw Jerzy: *Unfrisierte Gedanken*. München: Hanser 1964.
- Lichtenberg, Georg Christoph: *Sudelbücher*. In: ders.: *Schriften und Briefe*. Bd. I–II. Frankfurt/M.: Hanser 1968/1971.
- Merleau-Ponty, Maurice: *Phénoménologie de la perception*. Paris: Gallimard 1945 (deutsch: *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Übers. Rudolf Boehm. Berlin: De Gruyter 1966).
- Merleau-Ponty, Maurice: *Les aventures de la dialectique*. Paris: Gallimard 1955 (deutsch: *Die Abenteuer der Dialektik*. Übers. Alfred Schmidt, Herbert Schmitt. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1974).
- Merleau-Ponty, Maurice: *Le langage indirect et les voix du silence*. In: ders.: *Signes*. Paris: Gallimard 1960, S. 49–104 (deutsch in: ders.: *Zeichen*. Hgg. Christian Bermes, Ulrich Dierse. Hamburg: Meiner 2007, S. 53–116).
- Musil, Robert: *Der Mann ohne Eigenschaften*. Reinbek/H.: Rowohlt 1978.
- Nabokov, Vladimir: *Einladung zur Enthauptung*. Übers. Dieter E. Zimmer. Hamburg: Rowohlt 1999.
- Nietzsche, Friedrich: *Fröhliche Wissenschaft*. In: ders.: *Kritische Studienausgabe*. Bd. 3. Berlin: De Gruyter 1980.
- Nietzsche, Friedrich: *Genealogie der Moral*. In: ders.: *Kritische Studienausgabe*. Bd. 5. Berlin: De Gruyter 1980.
- Portmann, Adolf: *Zoologie und das neue Bild vom Menschen*. Hamburg: Rowohlt 1956.

- Prigogine, Ilya; Stengers, Isabelle: *Dialog mit der Natur*. Übers. Friedrich Griese. 5. Aufl. München: Piper 1986.
- Schütz, Alfred: *Gemeinsam Musizieren*. In: ders.: *Gesammelte Schriften*. Bd. I. Den Haag: Nijhoff 1972, S. 129–150.
- Stang, Nicolai: *Edvard Munch*. Übers. G. Brock-Urne. Dresden: Verlag der Kunst 1977.
- Uexküll, Jakob von: *Theoretische Biologie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1973.
- Waldenfels, Bernhard: *Bruchlinien der Erfahrung. Phänomenologie, Psychoanalyse, Phänomenotechnik*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2002.
- Waldenfels, Bernhard: *Phänomenologie der Aufmerksamkeit*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2004.
- Waldenfels, Bernhard: *Findigkeit des Körpers*. Hg. Institut für Kunst der Universität Dortmund (=Dortmunder Schriften zur Kunst, Kataloge und Essays, Bd. 1). Norderstedt: Books on Demand 2004.
- Waldenfels, Bernhard: *Grundmotive einer Phänomenologie des Fremden*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2006.
- Waldenfels, Bernhard: *Sinne und Künste im Wechselspiel*. Berlin: Suhrkamp 2010.
- Waldenfels, Bernhard: *Hyperphänomene*. Berlin: Suhrkamp 2012.
- Waldenfels, Bernhard: *Sozialität und Alterität*. Berlin: Suhrkamp 2015.
- Waldenfels, Bernhard: *Platon. Zwischen Logos und Pathos*. Berlin: Suhrkamp 2017.
- Waldenfels, Bernhard: *Erfahrung, die zur Sprache drängt*. Berlin: Suhrkamp 2019.

Werner Wintersteiner

Alpen-Adria-Universität Klagenfurt, Werner.Wintersteiner@aau.at

Von der Unmöglichkeit des Verstehens und der Notwendigkeit der Verständigung: Philosophie, Politik, Literatur

Die Diskussion um die Alterität ist eine Form, nach dem Zusammenhalt einer Gesellschaft, zwischen den Gesellschaften, der Weltgesellschaft insgesamt zu fragen, und vielleicht sogar nach der Stellung des Menschen innerhalb der Gesamtheit der Biosphäre. Die Frage der sozialen Beziehungen als Frage der Alterität zu stellen, bringt ein gewisses Bewusstsein und eine ethische Haltung zum Ausdruck. Die Frage so zu stellen, lenkt das Antworten bereits in eine bestimmte Richtung, ohne deswegen verschiedene Optionen der Antwort auszuschließen.

Über Alterität und Literatur zu diskutieren, hat immer eine doppelte Bedeutung: Es heißt einerseits, das Instrument, die Linse Literatur einzusetzen, um unser (gesellschaftliches) Leben besser zu verstehen, und andererseits, die Leistungsfähigkeit dieses Instruments zu untersuchen, also einen internen Diskurs der Literaturwissenschaft und Literaturdidaktik zu führen und die gesellschaftliche Rolle der Literatur zu erörtern.

Dabei macht es einen elementaren Unterschied, ob man Alterität sozusagen produziert, d.h. sie als selbstverständliche – und damit quasi

In diesem Aufsatz geht es um die politische Relevanz des Diskurses über Alterität. Ausgangspunkt ist die Einsicht, dass Andersheit keine Essenz, sondern Ausdruck einer Beziehung ist. Es werden drei vorherrschende Umgangsformen mit Alterität vorgestellt und mit literarischen Beispielen illustriert – die Abwehr und Unterdrückung des Anderen, seine Absolutsetzung und ein wertschätzender *responsiver* Umgang. Dies geschieht unter Rückgriff auf Autoren wie Lévinas, Waldenfels und Glissant. In einem nächsten Schritt werden die Möglichkeiten literarischer Alterität und ihrer Didaktik ausgelotet. Dabei wird auch auf Texte eingegangen, deren Vorstellung des Anderen nicht-menschliches Leben einschließt.

unsichtbare – Kategorie des Sozialen akzeptiert und sich ihrer bewusst- unbewusst bedient, oder ob man reflexiv über die Produktion von Alterität spricht und diesen Vorgang damit bereits infrage stellt.

Das gestiegene Interesse an Alterität als Thema drückt einen Paradigmenwechsel, vielleicht einen Epochenumschwung aus. Es ist eine Veränderung, die mit einer Reihe von wesentlichen Entwicklungen zusammenhängt. Ich nenne einige wenige:

- das Ende des Kolonialismus als System und die Bemühungen der postkolonialen Kritik, mit jenem Herrschaftsanspruch aufzuräumen, der dem universal gewordenen europäischen Denken eignet;
- die Globalisierung, die eine komplexe Vernetzung und damit eine reale Einheit der Menschheit, eine Schicksalsgemeinschaft, herstellt, nicht aber notwendigerweise das Bewusstsein darüber;
- die massiven Migrationsbewegungen, die weltweit ein Zusammenleben der Verschiedenen bedingen;
- und schließlich neue naturwissenschaftliche Erkenntnisse, die das parzellierende, abgetrennte Denken der modernen Naturwissenschaften infrage stellen, seine Begrenztheiten betonen, und zum einem Denken in komplexen Zusammenhängen auffordern – eine Entwicklung, die etwa über die Ökologie von den Natur- auf die Kulturwissenschaften überspringt.

1. Drei Typologien im Umgang mit dem Anderen

Wenn wir die Frage stellen, wie wir dem Anderen begegnen können, wie wir mit Diversität umgehen sollen, so muss uns bewusst sein, dass wir damit zugleich ein Dilemma aufwerfen. Bereits mit dieser Frage droht die Falle, eine Essenz der Andersheit zu postulieren – die als solche nicht existiert – und damit das Problem, das wir lösen wollen, erst unlösbar zu machen.

Alterität ist nicht der Name für eine empirische Realität, sondern die intellektuelle Reaktion auf diese Realität, die erst durch ihre theoretische Formgebung das wird (und real zu sein scheint), was wir ziemlich hemdsärmelig ›Alterität‹ nennen. Der/die/das Andere ist keine *Essenz*, sondern eine *Beziehung*. Wir denken *uns* mit, wenn wir traditionell *der Andere* sagen. Wir denken uns bereits anders, wenn wir stattdessen *der oder die Andere* sagen. Freilich sind auch dieser konstruktivistischen Sichtweise Grenzen gesetzt. Wir schlagen uns mit dem herum, was wir Alterität nennen, und glauben, das Problem durch unser Benennen zu lösen, und müssen uns zugleich fragen, ob wir uns deshalb damit herumschlagen, weil wir es so benennen.

Versuchen wir also zu fassen, was wir tun, wenn wir uns mit Alterität beschäftigen, und welche praktischen Konsequenzen die einzelnen Tätigkeiten haben und hatten. Welche Umgangsformen mit Alterität können wir ausmachen?

1.1. Abwehr, Domination, Auslöschung

Diese erste Umgangsform wird heutzutage nur mehr selten theoretisch zu untermauern versucht, aber dennoch nicht weniger häufig praktiziert: Anderssein ist ein Stein des Anstoßes. Es ist der Name für ein Ärgernis. Der Ausdruck einer Unhintergebarkeit, die man nicht akzeptieren will. Alterität festzustellen, heißt Grenzen des Ichs anzuerkennen. Über das/den Anderen zu sprechen heißt das Bedürfnis nach Identität zu formulieren. Das Ärgernis, dass das Ich nur um den Preis der Existenz eines Nicht-Ichs zu haben ist. Den anderen zu definieren ist eben die Form, sich seiner eigenen Identität zu vergewissern, sie damit erst zu konstruieren. Den anderen, die andere zu definieren ist gleichzeitig ein Akt der Festschreibung, der Beherrschung und der Vereinnahmung. Wenn mit dem Anderen zu leben sich als nicht zu umgehen erweist, dann eben am besten mit klaren hierarchischen Abstufungen. Die Vereinnahmung des Anderen durch das Selbst bedeutet seine Auslöschung als Anderes, aber tückischerweise zugleich, dass das Andere und die Alterität ein Teil des Eigenen wird und nicht mehr vertrieben werden kann. Es ist, als würde man versuchen, in der Sonne zu stehen und dennoch seinen Schatten abzuschütteln. Der Andere, aus ökonomischen oder politisch-ideologischen Gründen zum Auslöschen oder zumindest zum Auslöschen seiner Identität verurteilt, wird zugleich aus ideologisch-identitären Bedürfnissen heraus weiterhin gebraucht, als Kontrastfolie des Eigenen. Daher darf der Kampf gegen den Anderen nie aufhören – ein Dilemma, das man lange Jahre am Beispiel des unablässigen Kampfes der deutschnationalen Verbände in Kärnten gegen die Kärntner Slowen*innen studieren konnte.

Denn bei diesem Thema geht es nicht einfach um einen individuellen psychologischen Mechanismus. Es geht um gesamtgesellschaftliche, auch sozialpsychologisch motivierte Vorgänge, es geht um Weltgeschichte. Der Diskurs über Alterität kann nicht allein auf dem Höhenkamm der Philosophie geführt werden, denn er stammt aus den Tiefen des alltäglichen und politischen Lebens (auch wenn Religion und Philosophie Rechtfertigungen für den Umgang mit Alterität geliefert haben). Mit dem Anderen kommt die Frage der Macht und der Herrschaft auf, und aller Ideologien, die Hierarchien rechtfertigen, wie der Rassismus. Es geht um die Kritik der westlichen (europäischen) Welt:

Der Teil der Welt, der die moderne Zivilisation als strukturelles Prinzip und konstitutiven Wert übernahm, war gewillt, den Rest der Welt dadurch zu beherrschen, daß er dessen Andersheit auflöste und das Produkt der Auflösung assimilierte. Die fortbestehende Andersheit wurde zwangsläufig als ein zeitweiliges Ärgernis betrachte; als ein Irrtum, der früher oder später durch die Wahrheit ersetzt würde. [...] Das Ziel der Gewißheit und der absoluten Wahrheit war ununterscheidbar vom Geist des Kreuzzugs und dem Projekt der Herrschaft.¹

Aus postkolonialer Sicht ist die europäische Eroberung des Rests der Welt nicht nur faktisch, sondern auch was die Ideengeschichte, die Wissensproduktion, die Epistemologie betrifft, das elementarste Ereignis. So haben etwa Aníbal Quijano (2016) oder Walter Mignolo gezeigt, wie der Prozess der Konstruktion des nicht-europäischen Anderen im Zuge der 500-jährigen Geschichte des Kolonialismus vor sich gegangen ist. Es ist die Konstruktion des Anderen als notwendiger Schritt des verunsicherten europäischen Selbst-Bewusstseins nach der Begegnung mit den unbekanntem Nicht-Europäer*innen der beiden Amerikas und als Rechtfertigung ihrer Unterwerfung.² Dabei wandelt sich das Bild des Anderen wie das Selbstbild: »Die zweite Stufe der Moderne/Kolonialität etablierte das moderne Europa als Gegenwart, indem sie das ›Anderssein der Vergangenheit und die Vergangenheit des Anderen‹ schuf«.³ Aus einer Geographie wird eine Chronologie.

Zu Beginn der kolonialen Machtmatrix waren die »Barbaren« im Raum verortet, ab dem 18. Jahrhundert in der Zeit. So wurden »Barbaren« in »Primitive« übersetzt und eher in der Zeit als im Raum verortet. »Primitive« befanden sich auf der unteren Skala einer chronologischen Ordnung, die auf die »Zivilisation« zusteuerte.⁴

Dies »diente als Rechtfertigung der Ideologie des Fortschritts und, im zwanzigsten Jahrhundert, der Entwicklung und Unterentwicklung«.⁵ »Die Alterisierung«, heißt es bei Bergeron et al.,

also die Konstruktion des Anderen, hat sehr reelle materielle und symbolische Folgen – zumindest wenn diese Alterisierung Gruppen anpeilt (Frauen, Homosexuelle, Araber oder Schwarze zum Beispiel). Und diejenigen, die zu den Anderen gehören zu kategorisieren, ist schon der Beginn einer Beherrschung. [...] Es wird also nicht reichen, uns in unseren ›Fremdheiten‹ zu ›respektieren‹, um den Aufruf von Julia Kristeva aufzunehmen: Es muss die Tendenz, Fremdheit zu fabrizieren, infrage gestellt werden.⁶

1 Bauman: *Moderne und Ambivalenz*, S. 282–283.

2 Zweifelsohne hat es gegenüber diesem europäischen Mainstream immer auch eine alternative oppositionelle Strömung gegeben. Edgar Morin hat diese Ambivalenz in seinem Buch *Culture et barbarie européennes* (2005) auf den Punkt gebracht.

3 Mignolo: *The Darker Side of Western Modernity*, S. 152. Die Zitate in diesem und allen anderen fremdsprachigen Texten dieses Aufsatzes wurden von mir ins Deutsche übertragen.

4 Ebd., S. 153.

5 Ebd., S. 152.

6 Bergeron et al.: *Avant-propos*.

Und die Soziologin Christine Delphy ergänzt: »Die Hierarchie kommt nicht nach der Einteilung, sie kommt mit ihr, als ihre Intention.«⁷

Warten auf die Barbaren

Als in meinen Augen besonders illustratives literarisches Beispiel für diese Haltung nehme ich den Roman des südafrikanischen Nobelpreisträgers John Maxwell Coetzee *Warten auf die Barbaren*. Hier werden uns zwei Formen des Versuchs, die Anderen zu beherrschen, vorgeführt: die offen brutale Form, verkörpert in Oberst Joll, mit dem Ziel der Vernichtung der als Feinde und Barbaren abgestempelten Nomadenstämme; und die subtilere, sich ihrer Gewaltförmigkeit gar nicht bewusste, subjektiv aufrichtige Haltung des Magistrats, der das gefolterte Barbarenmädchen aufnimmt und zu ›verstehen‹ und zu ›normalisieren‹ versucht, aber schließlich einsieht, dass ihre Andersheit für ihn unüberwindlich ist. Ich kann hier nicht näher auf weitere Aspekte eingehen, doch verweise ich auf die luzide Analyse, die Nicola Mitterer in ihrem Buch *Das Fremde in der Literatur* vorgelegt hat.⁸

1.2. Der Andere als ethischer Fluchtpunkt und Absolutum

Zu den schärfsten Kritikern dieser imperialen und kolonialen Konstruktion von Alterität auf philosophischer Ebene gehört Emmanuel Lévinas – auch wenn er keine postkoloniale Terminologie verwendet, sondern in der Sprache und im Imaginären der jüdischen Mythologie schöpft, die viele Erfahrungen des Umgangs mit Ausgrenzung und Verfolgung in sich birgt. Er betont:

Die abendländische Philosophie fällt mit der Enthüllung des Anderen zusammen; dabei verliert das Andere, das sich als Sein manifestiert, seine Andersheit. Von ihrem Beginn an ist die Philosophie vom Entsetzen vor dem Anderen, das Anderes bleibt, ergriffen, von einer unüberwindbaren Allergie. [...] Durch alle Abenteuer hindurch findet sich das Bewußtsein als es selbst wieder, es kehrt zu sich zurück wie Odysseus, der bei allen seinen Fahrten nur auf seine Geburtsinsel zugeht.⁹

Im diametralen Gegensatz dazu entwickelt Lévinas seine Philosophie von der absoluten Andersheit des Anderen – wobei dieser oder dieses Andere nicht einfach eine konkrete Person meint, sondern eine abstrakte ethische Instanz darstellt. Seine Philosophie beginnt mit einer Ethik und mündet in sie. Die Erkenntnis der *Differenz*, so der Autor, bedeute die *Nicht-Indifferenz* gegenüber dem Anderen.¹⁰ Die Beziehung zum Anderen

7 Zitiert nach ebd.

8 Mitterer: *Das Fremde in der Literatur*, Kapitel 3.

9 Lévinas: *Die Spur des Anderen*, S. 211.

10 Vgl. Lévinas: *Ohne Identität*, S. 100.

ist asymmetrisch und niemals reziprok gedacht, denn das wäre schon eine Aufgabe der Absolutheit der Alterität: »Das Ich hat immer eine Verantwortung *mehr* als alle anderen.«¹¹ Daraus leitet Lévinas seine Ethik ab, die mit dem Bild des Antlitzes des Anderen ihre eindrucklichste Metapher findet:

Das Antlitz ist Not. Die Nacktheit des Antlitzes ist Not, und in der Direktheit, die auf mich zielt, ist es schon inständiges Flehen. Aber dieses Flehen fordert. In ihm vereinigt sich die Demut mit der Erhabenheit. Und dadurch kündigt sich die ethische Dimension der Heimsuchung an. [...] Von daher bedeutet Ichsein, sich der Verantwortung nicht entziehen zu können. [...] Die Infragestellung meiner Selbst durch den Anderen macht mich dem Anderen in unvergleichlicher und einziger Weise solidarisch. [...] *Hier ist die Solidarität Verantwortung, als ob das ganze Gebäude der Schöpfung auf meinen Schultern ruhte.* Die Einzigkeit des Ich liegt in der Tatsache, daß niemand an meiner Stelle antworten kann.¹²

Das Lévinas'sche Konzept ist eine Begegnung mit dem Anderen, die es unangetastet Anderes sein lässt und trotzdem Begegnung ist, keine Aneignung des Anderen, aber auch kein Unberührtsein von ihm – ein »Bedeutung des Anderen, das nicht auf die Verwandlung des Anderen in das Selbe hinausläuft«.¹³ Es ist »*eine Bewegung des Selben zum Anderen, die niemals zum Selben zurückkehrt*«.¹⁴ Diese Art von Begegnung, die Lévinas ›Werk‹ nennt, oder ›Liturgie‹, beschreibt er niemals direkt, sondern immer in Bildern und Metaphern, wie in der Geschichte von Abraham, der nicht mehr dorthin zurückkehrt, von wo er aufgebrochen ist. Das Gebot, nicht über den Anderen zu verfügen, ihn sich nicht zu eigen machen, ist das lebendige Erbe von Emmanuel Lévinas.

Das Fremde aus der Dose

Das folgende literarische Beispiel ist als Kontrapunkt gesetzt, als Misslingen dieser Begegnung: Yoko Tawadas Kritik an der Vereinnahmung, am Sich-zu-eigen-Machen des Anderen kommt leicht, anekdotisch, wie nebenbei daher. Sie kann, in eine ironische Warnerzählung verpackt, somit vielleicht umso eher angenommen werden. Im *Talisman* wird die Ich-Erzählerin als eine Person geschildert, die versessen darauf ist, ihre Umgebung bis ins Detail zu analysieren, jede Fremdheit aufzulösen und die Anderen im Stil einer kolonialistischen Ethnologin zu durchleuchten – am Beispiel der unterstellten ›tiefen Bedeutung‹ des Tragens von Ohringen. In einer anderen Kurzgeschichte, *Das Fremde aus der Dose*, bringt Tawada ein Gegenbeispiel. Sie erzählt von Sascha, einer Frau, die die Erzählerin an der Bushaltestelle kennenlernte:

11 Lévinas: *Éthique et Infini*, S. 95, Hervorhebung im Original.

12 Lévinas: *Die Spur des Anderen*, S. 222–223 und S. 224, meine Hervorhebung.

13 Ebd., S. 214.

14 Ebd., S. 215, Hervorhebung im Original.

Ich wußte sofort, daß sie nicht lesen konnte. Sie blickte mich jedes Mal an, wenn sie mich sah, intensiv und interessiert, aber sie versuchte dabei niemals, etwas aus meinem Gesicht herauszulesen. Damals erlebte ich oft, daß Menschen unruhig werden, wenn sie mein Gesicht nicht lesen können wie einen Text. [...] Sascha konnte jede Unlesbarkeit mit Ruhe akzeptieren. Sie wollte nichts »lesen«, sondern alles genau beobachten.¹⁵

Es geht dieser Frau – übersetzt in die Sprache Lévinas' oder Waldenfels' – also gerade nicht um ein eingliederndes Verstehen von Andersartigem, »bei dem alles Unbekannte letztlich dem Typus nach bekannt ist und dem eigenen Sinnkontext zugeführt wird.«¹⁶ Es wird sogar ironisch das Nichtverstehen gefeiert, wenn die Erzählerin sich entschließt, »sonntags keine Schrift zu lesen. Stattdessen beobachtete ich die Menschen, die ich auf der Straße sah, als wären sie vereinzelt Buchstaben.«¹⁷ Dass Tawada sich der politischen Brisanz ihrer oberflächlich harmlos wirkenden Erzählungen sehr wohl bewusst ist, zeigt sie etwa in dem Text *Eigentlich darf man es niemandem sagen, aber Europa gibt es nicht*, wo sich die Erzählerin mit dem Rassismus ihres Gesprächspartners Xander auseinandersetzt.¹⁸

1.3. Politik der Responsivität und Poetik der Beziehung

Der Andere, so die vielfach geäußerte Kritik, drohe bei Lévinas zu einem Abstraktum zu werden, eine Ethik, Politik und Pädagogik der Alterität sei auf diese Weise gar nicht mehr zu entwickeln. Die absolute Andersheit des Anderen verunmögliche jede Kommunikation. Das Antworten auf den Appell des Anderen gerate zu einer »Verantwortung jenseits der Freiheit«.¹⁹ Damit wäre die Grundlage der Ethik, die Freiheit, aber wieder infrage gestellt. Die Responsivität, die Bernhard Waldenfels entwickelt hat, findet sich, wie es scheint, somit bei Lévinas eher vorgeformt als bereits entwickelt.

Einer dieser Kritiker ist der französische Philosoph Dominique Quessa-da, der sich deutlich von Lévinas absetzt und mit großer Emphase den ›Tod des Anderen‹ und sogar den ›altéricide‹, die Tötung des Anderen, verkündet, d.h. die Unbrauchbarkeit des Konstrukts des vom Ich getrennten Anderen. Ihm zufolge hat sich die Denkfigur des Anderen nicht bewährt, und habe nur das Gegenteil der eigenen Intentionen erreicht, und zwar die kategoriale Trennung des Ich vom Anderen. Es sei »ein schlechtes Konzept, um die vielfältige Plastizität von Beziehungsphänomenen zu thematisieren,

15 Tawada: *Talisman*, S. 40.

16 Flatscher: *Antwort als Verantwortung*, S. 107.

17 Tawada: *Talisman*, S. 43.

18 Ebd., S. 45–51.

19 Lévinas: *Jenseits des Seins*, S. 257.

die dem entspricht, was man immer noch als ›Alterität‹ bezeichnet.«²⁰ Die Begründung, die der Philosoph dafür anführt, ist bemerkenswerterweise keine ontologische, sondern eine historische: Mit der heutigen Globalisierung sei das Denken in getrennten Einheiten aller Art überholt, es komme vielmehr auf ein Denken der ›inséparation‹, der Ungetrenntheit, an. Es sei an der Zeit, sich von alten Denkweisen zu trennen, die von der Trennung und damit dem Egoismus ausgehen. »Dafür kann man sich auf die erzwungenen Solidaritäten stützen, zu denen die Logik der Ungetrenntheit zwingt.«²¹ Quessada geht dabei sehr ins Detail:

Eine fundamentale Entwicklung hat uns von einem humanistischen Universum, das aus trennbaren Einheiten besteht, zu einer ungetrennten Realität geführt, in der alle inzwischen globalisierten Phänomene a priori (und nicht a posteriori) miteinander verbunden sind und sich in einer Intra-Beziehung der Ko-Evolution und der Ko-Abhängigkeit befinden. Von der nahtlosen Vernetzung durch Smartphones bis zum Multikulturalismus, von den Herausforderungen der Ökologie bis zur Politik der Neuerfindung der Grenzen, von der algorithmischen Gouvernamentalität durch Big Data bis zu Fake News und Alternative Facts in einem Regime, das als »Post-Truth« bezeichnet wird, vom Posthumanismus bis zum sich verallgemeinernden Status des Migranten – unsere Welt erarbeitet eine neue Daseinsbedingung, aus der die Figur des Anderen verschwunden ist.²²

»Wir sind nunmehr ungetrennte Menschen, das heißt Menschen ohne einen Anderen«,²³ denn »der Andere ist [...] das Zeichen und der Zeuge ebenso wie die Existenzweise der Trennung.«²⁴ Diese wuchtig vorgetragene ›Entsorgung‹ des Konzepts von Lévinas kann nicht wirklich überzeugen. Zwar kann man vielem zustimmen, was Quessada über die heutige Situation sagt, und auch sein Engagement für eine globale Solidarität, die er mit der ›irdischen Schicksalsgemeinschaft‹ (ein Begriff, der wohl von Edgar Morin stammt, der allerdings nicht zitiert wird)²⁵ begründet, ist sympathisch und nachvollziehbar. Allerdings erwächst daraus m.E. noch längst kein Argument für den von ihm verkündeten ›altéricide‹. Zum einen ist nicht einzusehen, wieso die Globalisierung eine grundsätzlich neue Etappe der ›condition humaine‹ eingeleitet haben soll. Ferner halte ich seine Vorstellung, dass wir *subjektiv* kein Konzept des Anderen mehr bräuchten, weil wir *objektiv* ohnehin mit dem Anderen verbunden sind, für einen Kategorienfehler. Die objektive Situation muss nämlich immer erst subjektiv wahrgenommen und begrifflich gefasst werden, wozu uns gerade das Konzept des Anderen hilft. Denn auch die menschliche Schicksalsgemeinschaft bedeutet keines-

20 Quessada: *L'Autre*, S. 262.

21 Ebd., S. 276.

22 Quessada: *L'inséparé*, S. 34.

23 Ebd., S. 46.

24 Ebd., S. 47.

25 Vgl. Morin/Kern: *Heimatland Erde*, v.a. S. 201ff.

wegs, dass alle Unterschiede zwischen den Menschen verschwunden oder belanglos geworden wären. Deswegen gibt es auch keine ›erzwungenen Solidaritäten‹, die sich automatisch einstellen. Sonst wären wohl auch die ersten Jahre der Covid-Pandemie anders verlaufen. Schließlich ist auch seine Kritik an Lévinas, mit seiner Postulierung des (absolut) Anderen schaffe er erst die Kluft, die er überwinden möchte, nicht wirklich stimmig. Christian Hermes wendet gegen solche Kritiken ein, dass Lévinas mit der Figur des ›Tiers‹, des Dritten, sehr wohl einen praktischen Weg gezeigt habe, die Dichotomie zwischen Ich und dem Anderen zu überwinden.²⁶

Mit der Einbeziehung des Dritten wird das in seiner Verantwortung unvergleichliche Subjekt zum Mitglied der Gesellschaft als einem synchronen Raum des Vergleiches und der Gerechtigkeit. Die Inkommensurabilität des Anderen, der »Mehrwert meiner Pflichten über meine Rechte«, die das Verhältnis zum Anderen kennzeichnen, werden hierdurch nicht beseitigt, sondern führen gerade dazu, daß es in der sozialen Gleichzeitigkeit der Vielen um so etwas wie Gerechtigkeit geht. Anders herum: Es geht im Sozialen nur dann und nur deshalb um Gerechtigkeit, weil dem Verhältnis der Dritten zueinander die Obsession der Verantwortung für den je nächsten Anderen zugrundeliegt.²⁷

Quessada bietet uns letztlich keinen anderen Vorschlag als den, dass man den Begriff des Individuums relativieren müsse und nicht mehr als Substanz, sondern als Bestandteil einer Relation, einer Beziehung zum anderen, verstehen solle. Das ist richtig, aber eigentlich nicht neu und auch durchaus nicht im Widerspruch zu Lévinas, wie mir scheint.

Dennoch zeigt erst Bernhard Waldenfels' responsive Ethik tatsächlich einen Weg auf, mit der Alterität zu leben und umzugehen. Sie »geht von *fremden Ansprüchen* aus, die hier und jetzt und immer wieder wach werden.«²⁸ Doch »das ist keineswegs mit Unfreiheit zu verwechseln.«²⁹ Wenn auch die Notwendigkeit des Antwortens unabdingbar ist, so bleibt uns die Freiheit und damit die Ver-Antwortung, *wie wir antworten*.

Die Freiheit eines autonomen Wesens, das aus sich selbst heraus tätig wird, verschwindet nicht, wenn fremde Ansprüche sich zu Wort melden, doch sie verwandelt sich in eine eigentümliche Form von *responsiver Freiheit*. Ich selbst beginne, doch als Antwortender *beginne ich anderswo*, dort nämlich, wo ich nicht bin, wo ich noch nicht war und auch nie sein werde.³⁰

Das antwortende Ich verändert sich durch seine Antwort, was eine Form ist, die notwendig gesellschaftliche Einbindung des Ichs zu denken.

Ich meine, dass eine weitere sehr fruchtbare Möglichkeit, diese nicht-dominante und dennoch-kommunikative Beziehung zum/zur Anderen zu

26 Er gesteht allerdings zu, dass »grundsätzliche Mißverständnisse, die Levinas' Denken auf einen moralischen ›Absolutismus des Anderen‹ und einen ›ethischen Masochismus‹ reduzieren«, oft naheliegend seien (Hermes: *Vor dem anderen denken*, S. 89).

27 Ebd., S. 90.

28 Waldenfels: *Responsive Ethik zwischen Antwort und Verantwortung*, S. 72.

29 Ebd., S. 48.

30 Ebd., S. 79, Hervorhebung im Original.

denken, die ›Poétique de la Relation‹, die ›Poetik der Beziehung‹ ist, wie sie Édouard Glissant entwickelt hat. Zugleich Essayist und Denker wie auch Schriftsteller, integriert er in seine Philosophie immer auch die besondere Rolle der Literatur in der Begegnung mit dem Anderen. Es scheint mir sehr lohnend zu sein, Waldenfels und Glissant zusammen zu denken,³¹ wie ja auch Übereinstimmungen zwischen Lévinas und Glissant bereits ausführlich untersucht werden.³² Die beiden Autoren eint die Frage, »wie eine Gemeinschaftlichkeit und Geselligkeit aussehen könnte, die ihre Fremdheit nicht verleugnet, sondern sie vielmehr fruchtbar macht«. ³³ Sie verwenden sehr unterschiedliche Metaphern, doch im Kern findet sich, meiner Meinung nach, viel Gemeinsames oder vielleicht Komplementäres. Wenn Waldenfels als Europäer besonders vor der Gefahr warnt, den ›Stachel des Fremden‹ zu umgehen und die Unmöglichkeiten des Verstehens zu missachten, so betont Glissant, im globalen Süden geboren, die Notwendigkeit der Verständigung.

»In die Welt hineingeboren zu werden«, sagt Glissant, »heißt, die Welt endlich als Beziehung zu begreifen (zu leben)«. ³⁴ Daher ist für Glissant Alterität immer eine mehrfache. Das Ich und der/die Andere wird nicht als binäre Beziehung gedacht. Hier könnte Waldenfels' ›Antwortlogik‹ ihren Ansatz finden. Denn entscheidend an dieser Beziehung ist nach Glissant, dass der (jeweils) Andere durch die Begegnung nicht *transparent* wird, sondern immer *opak* bleibt, dass es kein besitzergreifendes totalisierendes Verstehen geben kann. ³⁵ Opazität und Beziehung sind also keine Gegenpole, sie schließen einander nicht aus, sondern gehören zusammen. Denn Opazität ist erst die Grundlage für eine lebendige und fruchtbare Beziehung. Der Haltung der Eroberung, die Glissant immer mit der kolonialen Besitzergreifung in Verbindung bringt und die er den *Nomadismus als Pfeil* (also als zielgerichtete Eroberung) bezeichnet, setzt er einen *Umherirren* entgegen: »Der Umherirrende, der nicht mehr Reisender noch Entdecker noch Eroberer ist, bemüht sich, die Totalität der Welt zu kennen und weiß doch, dass er dies niemals erreichen wird – und dass darin die bedrohte Schönheit der Welt liegt.« ³⁶

Ein offener Umgang mit dem Anderen ist daher, wie mir scheint, ein permanentes Lavieren zwischen der Anerkennung der (absoluten) Anders-

31 Vgl. die Internetseite des Projektes »Migration und Flucht. Theater als Verhandlungs- und Partizipationsraum im deutsch-französischen Vergleich (1990 bis heute)«. <http://theatertexte.uni-saarland.de/flucht-migration/projekt/p_beschreibung/beschreibung.php> (Zugriff: 1.12. 2021).

32 Z.B. Cailler: *Totality and Infinity, Alterity, and Relation*.

33 Waldenfels: *Responsive Ethik zwischen Antwort und Verantwortung*, S. 73.

34 Glissant: *L'Intention poétique*, S. 20.

35 »Opazität ist ein epistemologischer Begriff, der jedem das Recht einräumt, seinen dichten Schatten, d.h. seine psychokulturelle Dichte, zu behalten.« Mbom: *Édouard Glissant*, S. 248.

36 Glissant: *Poétique de la Relation*, S. 33.

heit des Anderen und der Annäherung, der konflikthafter Verständigung über die Andersartigkeit hinweg, die sowohl das Ich wie auch das Andere verändert. Oder, in den Worten von Edouard Glissant, es geht um die Frage: »Wie kann man man selbst sein, ohne sich vor dem Anderen zu verschließen, und wie kann man sich dem anderen öffnen, ohne sich selbst zu verlieren?«³⁷

Der Fall Meursault oder Der Subalterne beginnt zu sprechen

Auch dazu sei ein literarisches Beispiel vorgestellt: Es handelt sich um einen kritisch-responsiven Umgang mit einem literarischen Text in Form eines literarischen Textes. Es geht um Albert Camus' Roman *Der Fremde*, der einen sinnlosen und von der Gesellschaft mit der Todesstrafe geahndeten Mord aus der Perspektive des Mörders darstellt. Genauer gesagt: Es ist der Mord an einem Araber durch einen Weißen in der französischen Kolonie Algerien. Der Gegentext ist keine Kontrafaktur und keine Polemik. Es ist in einem ganz wörtlichen Sinne eine Antwort. Der algerische Schriftsteller Kamel Daoud hat mit dem Roman *Der Fall Meursault – eine Gegendarstellung* eine postkoloniale Kritik an Camus verfasst, aber nicht in Form einer Vernichtung oder Abwertung. Daoud gibt dem bei Camus anonymen Opfer einen Namen, eine Familie und eine Geschichte. Er macht klar, dass ein französischer »pied noir«, ein Kolonialist, einen *Barbaren* getötet hat. Im kleinen Bruder des ermordeten Moussa, Haroun, findet der Subalterne eine Sprache. Er deutet Camus' Geschichte um, bei allem Respekt vor dem Autor, und indem er sich dessen Sprache bedient. In der Neuerzählung durch Haroun werden Meursaults Geschichte und Camus' Sprache nicht ausgelöscht, sondern kritisch weitergeführt, aber der kolonialistische Touch des Romans *Der Fremde* wird durch die Art, was und wie erzählt wird, dennoch klar zur Sprache gebracht. Es ist, in der Terminologie von Waldenfels, ein Antworten, bei dem der Anruf erst durch die Antwort entsteht oder sichtbar wird.

2. Literatur und Alterität

Bislang wurden literarische Beispiele nur herangezogen, um einen bestimmten Umgang mit Alterität zu illustrieren. In der Folge soll der Zusammenhang von Literatur bzw. Literaturvermittlung und Alterität genauer umrissen werden.

³⁷ Ebd., S. 20.

2.1. Alterität und Responsivität

Der Themenkomplex Literatur und Alterität ist ein doppelter: Es geht um die Art, wie Literatur Alterität produziert, darstellt, mit ihr spielt, sie kritisiert, sie festschreibt oder offen lässt. Darauf bin ich exemplarisch immer wieder eingegangen. Hier kommt noch der zweite Aspekt hinzu. Da geht es um die Art, wie wir in der Analyse und der Didaktik der Literatur mit der Alterität der Literatur umgehen, wie wir sie festschreiben oder offenlassen, wie wir damit letztlich auch mit den Anderen, den anderen Menschen, die die Lernenden sind, umgehen, wieweit wir die Alterität ihres Umgangs mit Texten anerkennen oder sie als ein ungenügendes Verstehen von Literatur betrachten, da sie das, was wir uns bereits angewöhnt haben, an bestimmten Werken festzuschreiben, nicht ›sehen‹ oder in Frage stellen. Auf jeden Fall gilt gerade für die Literaturdidaktik die Warnung: »den anderen verstehen, *cumprehendere*, bedeutet, ihn mit sich zu nehmen, ihn sich anzueignen, ihn also zu verändern, ihn nach dem eigenen Bild zu erschaffen. Um ein solches Ergebnis zu erzielen, muss der Betreffende transparent sein.«³⁸ Hier gibt es keine einfachen Lösungen, wir brauchen sowohl das Festhalten an Traditionen der Rezeption wie auch die Aufgeschlossenheit gegenüber dem Neuem, das von den Lernenden kommt, auch wenn dieses Neue *neue Irrtümer* sein mögen.

Eine Anwendung der Lévinas'schen und von Glissant geteilten Forderung nach Anerkennung der Unverfügbarkeit des Anderen, das/der/die seine Andersheit behält – auch im Sinne der absoluten Fremdheit bei Waldenfels – findet sich in der Literaturdidaktik in der ›skeptischen Hermeneutik‹ von Hans Hunfeld, die »Fremdheit als Lernimpuls«³⁹ begreift, und vor allem bei Nicola Mitterer, die auf Basis der erwähnten umfassenden Studie über *Fremdheit in der Literatur* eine ›responsive Literaturdidaktik‹ entwickelt hat. Sie wendet sich gegen das ›Verstehen‹ des Textes als totalisierenden Akt und führt aus:

Das »Verstehen« von Literatur ist teleologisch ausgerichtet und stellt seinem Wesen nach eine Unmöglichkeit dar. Die Alternative zu einem auf das Verstehen zielenden Umgang ist der »antwortende« Zugang, der sich auf die Fraglichkeiten dieser jeweils neuen und fremden Welt des Textes ein- und diesem die Führung überlässt. Die tiefe Fremdheit der Literatur, die zugleich ihren höchsten Wert darstellt, bedingt eine vom Alltagsverständnis und der Routine grundlegende Abweichung, die auch in der Praxis des Literaturunterrichts ihren Platz beansprucht.⁴⁰

38 Mbom: *Édouard Glissant*, S. 248.

39 Hunfeld: *Fremdheit als Lernimpuls*.

40 Mitterer: *Das Fremde in der Literatur*, S. 202.

Die Responsivität im Umgang mit Literatur heißt meiner Meinung nach, die Literatur bei dieser schwierigen und paradoxen Übung eines offenen Umgangs mit Alterität sowohl als Modell wie auch als unterstützenden Faktor zu nehmen. Damit möchte ich der Literatur keineswegs einen moralisch höheren Status zuschreiben, wie dies manchmal die Literaturwissenschaft tut. Literatur ist theoretisch, aber keineswegs empirisch, das Andere der sozialen Wirklichkeit. Sie ist aber eine Verfahrensweise, die die Reflexion der Wirklichkeit erlaubt, was natürlich immer auch heißt, diese Reflexion in bestimmte Bahnen zu lenken und so zur Konstitution dieser Wirklichkeit ihren Teil beizutragen. Die grundlegende Verfahrensweise der Literatur ist dabei die Polysemie, mit der es dem literarischen Schreiben, das eigentlich eine Reduktion der Komplexität der Wirklichkeit ist, gelingt, diese Komplexität wieder aufs Neue zu simulieren oder besser: zu produzieren. Wird sie respektiert, so entzieht diese genuine Vieldeutigkeit jeder eindeutigen und allgemein gültigen Festschreibung des Anderen den Boden. Der unabschließbare Verstehensversuch wird zur ethischen Haltung. Ich denke etwa an das letztlich unabschließbare Gespräch des Geistlichen mit Josef K., bei dem es um das ›richtige‹ Verständnis der Parabel vom Türhüter in Kafkas *Prozess* geht. So kann Literatur, wenn wir uns darauf einlassen, zur Lehrmeisterin eines gelassenen und responsiven Umgangs mit Alterität in einem relativ geschützten Raum werden. Man wird einwenden, dass diese Erfahrungen sich nur im Raum des Imaginären abspielen. Dem aber möchte ich entgegenen, dass auch alle Erfahrungen im Umgang mit sozusagen realen Anderen durch unser individuelles oder kollektives Imaginäre geprägt sind. Das Imaginäre ist nicht das Andere der Wirklichkeit, sondern eine unumgängliche Form, sich der Wirklichkeit zu nähern.

2.2. Eine radikale Alterität der anderen Art

Die gesellschaftliche Kraft der Literatur liegt wohl darin, dass dieses Imaginäre in der Literatur oft sehr weit über das sozusagen alltäglich Imaginäre hinausgeht. Literatur erschließt damit neue Vorstellungsräume, zeigt die Welt nicht so, wie sie ist, sondern erlaubt dem Ich, »sich mit dem andren zu identifizieren, sich zu eigen zu machen, was es nicht ist und dennoch zu sein vermag«. ⁴¹ Sie entwickelt *für* uns durch ihr Beispiel, und damit letztlich auch *in* uns, das, was Robert Musil den ›Möglichkeitssinn‹ genannt hat. Das ist gerade heute besonders wichtig, wo wir uns doch, wie es heißt, im so genannten Anthropozän befinden, einer welthistorischen

41 Fischer: *Von der Notwendigkeit der Kunst*, S. 17.

Phase, die durch die Macht des Menschen, dem Planeten Veränderungen aufzuzwingen, gekennzeichnet ist. Dies drückt sich bislang vor allem darin aus, dass wir der Möglichkeit unserer Selbstvernichtung wesentlich näher gerückt sind. Denn unsere Vorstellung vom Anderen als Feind, den man neutralisieren oder ausschalten müsse, haben wir längst von den anderen Menschen auf die uns umgebende Natur übertragen. Mit der fatalen Folge, dass wir damit unsere eigene Lebensgrundlage zerstören, denn die Natur lässt sich nicht nach dem Modell des Kolonialismus oder Kapitalismus ein für allemal besiegen, erobern und ausnützen. Erst sehr langsam setzt sich diese Einsicht durch. Dominique Quessada hat, wie etliche andere auch, diesen Gedanken weiter durchgedacht: »Wir müssen lernen, in diesem Raum zu leben, dessen Funktionsweisen nicht mehr nur von unserem Willen abhängen, sondern auch von der Berücksichtigung einer Vielzahl von ›Akteuren‹, darunter viele Nicht-Menschen.«⁴² Wie heute eine ganze Kohorte von Denker*innen (z.B. Jacques Ellul, Bruno Latour, Donna Haraway, Edgar Morin, Michel Serres, Hans Jonas...) betont auch Quessada, dass der Schlüssel für ein neues Denken der Menschheit ein neues Denken der Menschheit gegenüber der Natur ist:

Seither ist auch der soziale Zustand des Menschen untrennbar mit dem Zustand des Menschen in der Natur verbunden. Er ist eine der zusammenlebenden Modalitäten. Es geht für die Menschen nicht mehr darum, sich aus der Natur herauszuziehen, sondern darum, sich wieder in sie einzuschreiben oder vielmehr sich auf die zwingendste und gewaltsamste Weise wieder in sie eingeschrieben zu finden. Wo der Vertrag von Hobbes, Locke oder Rousseau die Menschen vom Naturzustand in den sozialen Zustand überführte, nimmt der ontologische Vertrag das Eintauchen der Menschen in die Realität zur Kenntnis: Man geht vom Naturzustand (von dem man sich trennen müsste) zum Zustand in der Natur über (mit dem man untrennbar geworden ist).⁴³

Die Literatur kann bei diesem Umdenken oder Neudenken eine wichtige Rolle spielen bzw. spielt sie schon, indem sie neue Denkräume öffnet, von Dingen erzählt, die wir nicht für möglich halten oder die in unserer Welt auch unmöglich sind und die es uns erlauben, den Mut zu fassen, unser Leben auch ganz anders zu sehen.

Die abschließenden literarischen Beispiele thematisieren alle in der einen oder anderen Weise, wie die Natur als das Andere, und vielleicht auch das absolut Andere gedacht und erlebt werden kann. Dabei reicht der Bogen von kleinen inhaltlichen Grenzverschiebungen dessen, was erzählt wird, bis zu neuen Methoden des Erzählens selbst, von Geschichten, die mit einem leichten Unwahrscheinlichkeitsfaktor arbeiten, wie er uns nicht

42 Quessada: *L'Autre*, S. 275.

43 Quessada/Citton: *Habiter l'inséparation*, S. 56.

ungewohnt ist, bis hin zu erzählerischen Zumutungen, die die Paradigmen unseres Denkens erschüttern.

Hier gehen die Ambitionen weit über das hinaus, was ich ein ›Spiel mit Identitäten‹ nennen möchte, wie es derzeit, wie mir scheint, vor allem in der französischen Gegenwartsliteratur sehr beliebt ist – eine zunächst tatsächlich grenzüberschreitend scheinende Begegnung mit Andersheit, die aber letztlich wieder (wie bei einem Krimi, der das Rätsel des Verbrechens auflöst) im traditionellen Rahmen bleibt. Ich denke da an Romane wie Didier van Cauwelaerts *Unknown Identity*, der das verstörende Doppelgänger-Motiv zum Thema hat. Das hat durchaus Sprengkraft für das traditionelle Verständnis von Identität und Alterität, die jedoch dadurch entschärft wird, dass sich letztlich alles als Inszenierung herausstellt.⁴⁴ In anderer Weise scheint sich André Teissier du Cros in seinem Roman *Néander* auch nicht ganz zu trauen, ein radikal neues Verständnis von Alterität darzustellen. Sein Plot, die in naher Zukunft spielende Entdeckung einer gut organisierten Kolonie von Neandertalern in einem südamerikanischen Urwald und der Zusammenstoß zweier tatsächlich unterschiedlicher Menschenrassen, würde dazu einiges hergeben. Doch bleibt es bei einer simplen Konfrontation zweier sehr unterschiedlicher Kulturen. Bereits deutlich abgründiger gestaltet sich die Andersheit im Roman *Anomalie* (Prix Goncourt 2020) von Hervé Le Tellier. Hier findet sich die Gesamtheit der Passagiere eines Überseeflugzeugs bei ihrer Landung in den USA verdoppelt vor – bereits einige Monate zuvor ist nämlich genau dieselbe Maschine mit der identischen Gruppe von Fluggästen an Bord angekommen. Wie die Menschen mit dieser verstörenden Verdoppelung ihrer eigenen Identität in sehr unterschiedlicher Weise umgehen, ist Gegenstand dieses Romans. Versagen hier unsere Vorstellungen vom Umgang mit dem Anderen (die eine solche Konstellation ja nicht vorsehen) oder bewähren sie sich erst recht?

In grundsätzlicherer Weise erweitern die folgenden Texte den Diskurs über Alterität, weil sie die Grenzen zwischen Menschen und anderen Lebewesen überwinden bzw. für nichtig erklären. Ein Beispiel wäre *Der Mann, der mit Schlangen sprach* des estnischen Schriftstellers Andrus Kivirähk. Es ist ein satirischer Roman über die (Mythen von der) Vorzeit Estlands, als deutsche Ritterorden das Land eroberten und ›zivilisierten‹. Viele Waldbewohner*innen, die die technologische und materielle Überlegenheit

44 Didier van Cauwelaert hat, in anderer, und wie mir scheint, geglückterer Weise, ein ähnliches Motiv in seinem Roman *Un aller simple* (1994, deutsch: *Das Findelkind*) thematisiert. Dort geht es um reale, zugeschriebene und selbstgewählte Identitäten eines als Migranten wahrgenommenen Menschen – ein ironischer Roman, der letztlich alle Zuschreibungen als fragwürdig entlarvt.

der Eroberer bewundern, ziehen nun in Dörfer, nehmen das Christentum an und versuchen sich der Kultur der Herrschenden anzupassen. Einige aber, wie der Erzähler Leemet, führen ihr Leben als Jäger und Sammler im Wald weiter. Wald- und Dorfbewohner*innen sind einander spinnefeind und werfen sich gegenseitig Aberglauben vor, wobei die Dörfler zusätzlich der Vorwurf der Dekadenz und die Wäldler der der Rückständigkeit trifft. Allein die vielen komischen Effekte, die dadurch entstehen, dass das, was jeweils als Fakt und was als Aberglauben gilt, in Konfrontation tritt, machen den Roman zu einer anspielungsreichen und vergnüglichen indirekten Kritik an interkulturellen Konflikten der Gegenwart. Im Mittelpunkt steht aber die für den Erzähler völlig selbstverständliche Vorstellung, dass die Schlangen die besten Freunde der Menschen seien und den Menschen alle Möglichkeiten offenstehen, wenn sie nur ihre Sprache beherrschen. Leemet ist schließlich der letzte Mensch, der mit der Schlange Ints eine lebenslange Freundschaft schließt, die Schlangensprache spricht und sich damit alle Tiere des Waldes gefügig machen kann. Aufgrund seiner Lebenserfahrung ist es völlig einleuchtend, dass die Grenzen nicht zwischen Menschen und Tieren verlaufen, sondern zwischen Waldbewohner*innen, unabhängig von ihrer Gattung, einerseits und den ausländischen ›Eisenmännern‹ andererseits, den Rittern und Eroberern, die einem fremden Aberglauben, nämlich dem Christentum, anhängen, falsche Speisen essen (etwa Brot) und ein sinnloses Leben führen. Da der erzählerische Effekt dieses Romans darauf beruht, dass man als Leser*in immer wieder Analogien zur Gegenwart zieht, wird man unwillkürlich veranlasst, auch die eigenen Vorstellungen von Menschsein und der Differenz zu anderen Lebewesen infrage zu stellen.

Diese Infragestellung der Gattungsgrenzen ist das erklärte Ziel des Buches *Unruhig bleiben* von Donna Haraway. Das ist kein Roman, sondern ein vielschichtiger Essay (bzw. eine Sammlung von Essays), dessen letztes Kapitel aber aus Erzählungen besteht, *Camilles Geschichten*. Sie verstehen sich als »im besten Fall anregende Fadenspiele, sie sehnen sich nach einem dichterem Gewebe, das die Muster offenhält, mit sich verzweigenden Anknüpfungspunkten für noch kommende ErzählerInnen«. ⁴⁵ Erzählt wird nach den Regeln der ›spekulativen Fabulation‹ von fünf Generationen Camilles, die ab dem 21. Jahrhundert als ›Symbionten‹ leben – d.h. mit genetischen Anteilen von Tieren, in diesem Fall von Schmetterlingen. Um die drohenden ökologischen und politischen Katastrophen hintanzuhalten, so der Plot, haben sich unzählige Landkommunen gebildet, ›Communities of Compost‹, die mit ihren biologischen Experimenten bedrohte Tierarten

45 Haraway: *Unruhig bleiben*, S. 199.

in den Körpern von Menschen bewahren möchten. Außerdem arbeiten sie erfolgreich an der Schrumpfung der Menschheit, um mehr Platz für andere Lebewesen zu schaffen. Es sind utopische Erzählungen von einem friedlichen, wenn auch keineswegs konfliktfreien menschlichen Leben in engster Verbundenheit mit allem Lebendigen. Der Ausgangspunkt ist aber keine ideale neue Welt, sondern die bestehende mit ihren Problemen und Schwierigkeiten, so wie sich auch die ›Communities of Compost‹ an den am meisten zerstörten Plätzen der Erde niederlassen. Der solidarische Umgang mit Anderen und Andersheit in diesem weiten Sinn, der alles Lebendige einschließt, ist der Kerngedanke der Geschichten.

Bislang erfolgten alle genannten Erweiterungen und Anreicherungen des Konzepts von Alterität auf der Ebene der Inhalte der Erzählungen, wie es ja auch in SF-Romanen üblich ist. Ein Beispiel, wo in ganz anderer Weise, nämlich mit den Mitteln der Erzähltechnik, die Grenzen zwischen den Gattungen der Lebewesen und sogar zwischen belebter und unbelebter Natur aufgehoben werden, ist der Roman *Adas Raum* von Sharon Dodua Otoo. Das Ergebnis ist etwas, das man vielleicht eine Überwindung der Alterität, und jedenfalls von Alterität in der Einzahl, bezeichnen könnte. In diesem Roman ist das Ich, Ada, eine Person, und doch zugleich viele – sie ist eine junge Frau in einem ghanaischen Fischerdorf zur Zeit der Ankunft des ersten Europäers im fünfzehnten Jahrhundert, sie ist die verheiratete Geliebte des Schriftstellers Charles Dickens, sie ist eine KZ-Insassin, die zur Prostitution gezwungen wird, sie ist eine schwarze Migrantin im Deutschland der Gegenwart. Erzählt wird die Geschichte nicht nur von ihr selbst, sondern auch von Gegenständen, die als lebendige Wesen auftreten und die Wiedergeburten in vielerlei Gestalt erleben – als Besen, als Türknopf, als Zimmer, als Reisepass... Identität und Alterität werden also sowohl über das menschliche Individuum wie über die menschliche Spezies hinaus gedacht – in einer Radikalität, die man in der westlichen Literatur so nicht kennt. Im Gegensatz zu den vorigen Beispielen wird über eine radikale Alterität nicht einfach berichtet, sondern sie wird vorgeführt. Das hinterlässt einen ungleich tieferen Eindruck.

3. Ausblick: Auf dem Weg zu einem nicht-imperialen Universalismus

Halten wir uns abschließend nochmals die gesellschaftliche Bedeutung dieses Diskurses über den Anderen bzw. das Andere vor Augen. Bereits einleitend wurde auf den Zusammenhang zwischen Abwertung des Anderen und

europäischem Denken der Neuzeit, als Begleitmusik zur kolonialistischen Eroberung, verwiesen. Einmal etabliert, hat sich dieses Denk- und Handlungsmuster universalisiert. Vielleicht müssen wir aber noch tiefer gehen und auch einen Zusammenhang zwischen Negation des Anderen und der westlichen Denkweise an sich, speziell einer reduktionistischen Rationalität, herstellen. Ist es nicht ein dichotomisches Denken, das gar keine andere Alternative als den Ausschluss, die Unterdrückung oder Auslöschung des Anderen als denkbar erscheinen lässt?

The reductionist rationality assumes that some kind of coherence, some kind of ›reason‹, is necessary in order for the model to be sensible at all. Therefore, that which is excessive, that which is excluded, stands outside the particular logic or reason of that epistemology. In order to ensure the rational representation of what is investigated, that which is excluded is often depicted as being ›noise‹ or ›inconsequential‹, or even to be rotten or defiled in some way. The ›other‹ in this instance is marginalized in order to provide a sense of coherence and order to the model [...]. Thinking in this instance demands that we exclude the heterogeneous, that we exclude that which challenges the taxonomy of our thought. Rationality will structure and determine the process of exclusion.⁴⁶

Die Frage begegnet uns auch in der Debatte um den Universalismus, wie sie z.B. bei jeder Diskussion um die Gültigkeit und Anwendbarkeit der Menschenrechte auftaucht. Schnell kommt der Vorwurf auf, dass der universalistische Anspruch der Menschenrechte auch nur eine neue Form der Negation des Anderen sei. Westliche Hegemoniebestrebungen kämen nun in einem neuen Gewand daher. Das wiederum hat ein Ringen um eine neue Form von Universalismus, der seine imperialen Ansprüche abgestreift hat, ausgelöst. Eduardo Mendieta beschreibt diesen neuen Universalismus als einen ›Universalismus des Anderen‹:

Thus cosmopolitanism presupposes a form of suspended, delayed, on the way, universalism. This is the universalism of the other, an ›other‹ that is neither metaphysical nor radical alterity, but an other that is always a historical and concrete ›other.‹ This immediately raises a question [...] ›...how can we devise a limited, relativistic or contextual universalism that successfully squares the circle of affirming universal norms while neutralizing their imperialistic sting? [...] Such a form of limited or contextual universalism that has neutralized or disarmed its imperialistic sting is to be produced by a dialogical imaginary that is grounded in a dialogical imagination. That is, an imaginary that opens a horizon of intelligibility that sets out from recognizing that we imagine others, just as those others imagine us in their own ways. We are always more and less than what we are imagined to be, which is why we must allow others to challenge our ›images‹ and ›imagination‹ of them, and conversely, to allow ourselves to correct our own self-understanding in light of those challenges. Thus, this imagination internalizes the other, alterity, in a non-imperial and non-obliterating way, in order to reconstitute itself. There is no single cosmopolitan

vision, but a process of arriving at it through an engagement with a dialogical imagination that opens up the spaces of mutual transformation.⁴⁷

Obwohl es Stimmen gibt, die den Wert des Diskurses über Alterität abstreiten und vom ›Tod des Anderen‹ ausgehen, zeigen die angeführten Argumente und Beispiele meines Erachtens dennoch klar die Nützlichkeit dieses Begriffs. Es ist kein Zufall, dass er immer wieder in weiteren Diskursen aufgegriffen und damit für aktuelle Debatten adaptiert wird. Das Konzept Alterität erweist sich als nach wie vor fruchtbar, um ein Zusammenleben zwischen den Menschen und einen respektvollen Umgang mit den nicht-menschlichen Lebewesen in unserem gemeinsamen ›Heimatland Erde‹⁴⁸ zu diskutieren und in der Debatte zu entwickeln. Denn Alterität ist eben ein Konzept, mit dem es gelingen könnte, den Widerspruch zwischen der Unmöglichkeit des Verstehens und der Notwendigkeit der Verständigung immer neu anzugehen.

Literaturverzeichnis

- Bauman, Zygmunt: *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit*. Frankfurt/M.: Fischer 1995.
- Bergeron, Étienne; Bordeleau-Pitre, Émile; Savard, Valérie: *Avant-propos. L'Autre: poétique et représentations littéraires de l'altérité*. »Postures«, Dossier *L'Autre: poétique et représentations littéraires de l'altérité*, 25 (2017). <<http://revuepostures.com/fr/articles/avant-propos-25>> (Zugriff: 11.2.2020).
- Cailler, Bernadette: *Totality and Infinity, Alterity, and Relation. From Lévinas to Glissant*. »Journal of French and Francophone Philosophy – Revue de la philosophie française et de langue française« 1.XIX (2011), S. 135–151.
- Cauwelaert, Didier van: *Unknown Identity*. Berlin: Aufbau 2011.
- Coetzee J. M.: *Warten auf die Barbaren*. Frankfurt/M.: Fischer 2001.
- Daoud, Kamel: *Der Fall Meursault – eine Gegendarstellung*. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2017.
- Fischer, Ernst: *Von der Notwendigkeit der Kunst*. Frankfurt/M.: Sandler 1985.
- Flatscher, Matthias: *Antwort als Verantwortung. Zur Dimension des Ethisch-Politischen in Waldenfels' Phänomenologie der Responsivität*. »Etica & Politica / Ethics & Politics« XIII.1 (2011), S. 99–133.
- Glissant, Édouard: *Poétique de la Relation. Poétique III*. Paris: Gallimard nrf 1990.
- Glissant, Édouard: *Introduction à une poétique du divers*. Paris: Gallimard 1996.
- Glissant, Édouard: *L'intention poétique. Poétique II*. Paris: Gallimard nrf 1997.
- Haraway, Donna J.: *Unruhig bleiben. Die Verwandtschaft der Arten im Chthuluzän*. Frankfurt/M., New York: Campus 2018.

47 Mendieta: *From imperial to dialogical cosmopolitanism*, S. 254.

48 Vgl. dazu das planetare Manifest *Heimatland Erde*, <<https://www.aspr.ac.at/bildung-training/aspr-kampagnen/heimatland-erde/heimatland-erde-neu/manifest-heimatland-erde#>> (Zugriff: 25.12.2021).

- Hermes, Christian: *Vor dem anderen denken: Emmanuel Lévinas*. »Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik« 110 (1998), S. 76–97.
- Human, Oliver; Cilliers, Paul: *Towards an Economy of Complexity: Derrida, Morin and Bataille*. »Theory, Culture & Society« 30 (2013), S. 24–44.
- Hunfeld, Hans: *Fremdheit als Lernimpuls. Skeptische Hermeneutik – Normalität des Fremden – Fremdsprache Literatur*. Meran: Edizioni alfabetta Verlag 2014.
- Kivirähk, Andrus: *Der Mann, der mit Schlangen sprach*. Stuttgart: Klett-Cotta 2017.
- Teissier du Cros, André: *Néander. Première Partie: Le peuple sans haine ni mépris*. Sainte-Luce-sur-Loire: Éditions Amalthée 2020.
- Le Tellier, Hervé: *L'anomalie*. Paris: Gallimard nrf 2020.
- Lévinas, Emmanuel: *Éthique et Infini*. Paris: Fayard 1982.
- Lévinas, Emmanuel: *Die Spur des Anderen. Untersuchungen zur Phänomenologie und Sozialphilosophie*. Freiburg, München: Alber 1983.
- Lévinas, Emmanuel: *Ohne Identität*. In: ders.: *Humanismus des anderen Menschen*. Hamburg: Felix Meiner 1989, S. 85–104.
- Lévinas, Emmanuel: *Jenseits des Seins oder anders als Sein geschieht*. Freiburg, München: Alber 1998.
- Mbom, Clément: *Édouard Glissant, De l'Opacité à la relation*. In: *Poétiques d'Édouard Glissant*. Hg. Jacques Chevrier. Paris: Presses de l'Université Paris-Sorbonne 1999, S. 245–254.
- Mendieta, Eduardo: *From imperial to dialogical cosmopolitanism*. »Ethics & Global Politics« 2.3 (2009), S. 241–258.
- Mignolo, Walter D.: *The Darker Side of Western Modernity. Global Futures, Decolonial Options*. Durham: Duke University Press 2011.
- Mitterer, Nicola: *Das Fremde in der Literatur. Zur Grundlegung einer responsiven Literaturdidaktik*. Bielefeld: transcript 2016.
- Morin, Edgar; Kern, Anne Brigitte: *Heimatland Erde. Versuch einer planetarischen Politik*. Wien: Promedia 1993.
- Morin, Edgar: *Culture et barbarie européennes*. Paris: Bayard 2005.
- Otoo, Sharon Dodua: *Adas Raum*. Frankfurt/M.: Fischer 2021.
- Quessada, Dominique: *L'Inséparé. Essai sur un monde sans Autre*. Paris: PUF 2013.
- Quessada, Dominique: *L'Autre. Anatomie d'une passion*. Paris: Les éditions du Cerf 2018.
- Quessada, Dominique; Citton, Yves: *Habiter l'inséparation*. »Multitudes« 72 (2018), S. 47–59.
- Quijano Aníbal: *Kolonialität der Macht, Eurozentrismus und Lateinamerika*. Wien: Turia + Kant 2016.
- Tawada, Yoko: *Talisman*. Tübingen: Konkursbuch 1996.
- Waldenfels, Bernhard: *Responsive Ethik zwischen Antwort und Verantwortung*. »DZPhil« 58 (2010) 1, S. 71–81.

Stephan Mühr | University of Pretoria, stephan.muehr@up.ac.za

›The Postcolonial Game‹ Überlegungen zu einer afrikanischen postkolonialen Alteritätstheorie

1. Das Unbehagen an der Alterität

Alterität im afrikanisch-europäischen Kontext hat eine lange problematische Geschichte, die mindestens von Hegels Diktum der Geschichtslosigkeit und Dehumanität der Afrikaner bis zu Modellen des Edlen Wilden als ›eigener‹ Zivilisationskritik reicht. Damit ist Afrika diejenige Projektionsfläche, auf der die hegemoniale Dialektik der europäischen Fremdbegegnung als Bestimmung des scheinbar Nichteigenen besonders offensichtlich ist, so wie das ›Projekt‹ des Kolonialismus die Ausbeutung des zum Anderen Gemachten realisiert.

Diese Dialektik der Alterität von Afrika versus Europa gilt, vielleicht in abgeschwächten Formen, bis heute. Der Dritte Welt-Tourismus und die entsprechende Filmindustrie ›benutzen‹ das Andere (wieder) nur, um sich in dieser Differenz selbst zu gefallen, sodass Begegnung im eigentlichen Sinne aufgrund der tiefliegenden Intentionalitäten in der europäischen Wahrnehmung Afrikas gar nicht zustande kommt.

Auch aus afrikanischer Perspektive führen diese postkolonialen Bedingungen zur Ausschließung jeglicher Begegnungsmöglichkeit, die

Alterität im afrikanisch-europäischen Kontext hat eine lange problematische Geschichte, die auch aus afrikanischer Perspektive zur Ausschließung jeglicher Begegnungsmöglichkeit geführt hat. Der Beitrag versucht, in diesem Problemfeld der wechselseitigen Entfremdung zwischen Diskursen von europäischer vs. afrikanischer Identitäten einen Weg zu zeichnen, auf dem im Feld der Literatur responsive Begegnung stattfinden könnte. Dazu übe ich zunächst eine Selbst- und Metakritik an meinen vor zehn Jahren formulierten *Anmerkungen zu einer Hermeneutik der Interkulturalität*. Anschließend ziehe ich Konsequenzen, die den Weg zu einer nicht postkolonialen, sondern dekolonialen Alteritätstheorie eröffnen.

Martina Gosh-Schellhorn bereits 1993 als ›postcolonial game‹ beschrieben hat:

Briefly it reads: we in the West are losing our flush of self-confidence, philosophy tells us we can no longer be canonical about our canons, all is flux, nothing is absolute, agreed? If you, the Calibanini, are to appeal to us in our state of mental fatigue, play the fool for our post-modern delight. Pick a card and proceed to make a choice. You can choose either of the following: (a) to oppose us by giving us your most savage, pre-Prosperian world-pictures, so that we may feel righteous about our estrangement from you [...], (b) to play undercover on our side by appearing to oppose us. (N.B. you know you can never win, so do your damnest. Mock at our colonial enterprise, question the institutions we question, our Euro-centredness, the lot. We need you to hold the mirror of our reflections, we can, after all only know ourselves through the assessments others have made of us.¹

Dieses Vexierspiel hat sich weiter essentialisiert. Denn »to play undercover on our side by appearing to oppose us« entspricht einer postkolonialen Mimikry,² in welcher tatsächlich die Scheindifferenzen neuerlich verabsolutiert werden. In dieser fortgesetzten Wirkungsgeschichte des kolonialen Nicht-Begegnungskonzepts lassen sich heute Diskurse ausmachen, die jegliche scheineurozentrischen Spuren ausmerzen wollen. Dem Eurozentrismus wird ein Afrikanismus entgegengestellt; ein Philosoph nichtafrikanischen Ursprungs darf nichts zum Thema Ubuntu sagen; ein Nichtinitiiertes nichts zum Thema Initiation. Die Critical whiteness studies ›stellen fest‹ (sic), dass ›Weiße‹ nicht nur grundsätzlich privilegiert sind, sondern aufgrund ihrer Privilegierung nicht wissen oder erkennen können, wie es ›Nichtweißen‹ geht.

Dabei handelt es sich keineswegs um den neuen Realismus, sondern um einen alten deterministischen Essentialismus. Wie Koschorke dargelegt hat, hat die ehemals linke Theoriekultur des Dekonstruktivismus dem neuen ethnonationalen Rechtspopulismus den Weg bereitet.³

Zu diesen ungewollten Wegbereitungen gehört Uwe Timms ästhetisches Einfühlungsverbot, wenn es um die Einnahme afrikanischer Perspektiven geht,⁴ aber auch Anil Bhattis Forderung nach ›hermeneutische[r] Abstinenz‹ im Kontext einer postkolonialen Similaritätstheorie.⁵ Der immer wieder ins Feld geführte Grund für diese, durchaus verständliche Zurückhaltung ist die fehlende gleiche Augenhöhe in der Begegnungssituation, der fundamentale Statusunterschied,⁶ deren Leugnung – etwa als Farbenblindheit – gerade ein Fremdverstehen verunmögliche; frei nach Brechts Devise, erst kommt das Fressen und dann kommt die Moral. Es scheint so, dass die Intentionalität

1 Gosh-Schellhorn: *Postcolonial Literature*, S. 42.

2 Bhabha: *Mimicry*.

3 Koschorke: *Die akademische Linke*.

4 Hamann/Timm: »Einfühlungsästhetik wäre ein kolonialer Akt«.

5 Bhatti: *Ähnlichkeiten*, S. 15–17.

6 Vgl. z.B. Kreuzer: *Goethe in Afrika*.

der westlichen Wahrnehmung des (post)kolonialen Subjekts nicht hintergebar ist. Dasselbe Dilemma kritisieren die Critical whiteness studies. Genuin afrikanische Alterität als responsiver Anspruch wird gar nicht gehört.

Mit diesem Beitrag will ich versuchen, in diesem Problemfeld einer wieder zunehmenden Entfremdung zwischen Diskursen von europäischen versus afrikanischen Identitäten einen Weg zu zeichnen, auf dem im Feld der Literatur wechselseitig responsive Begegnung stattfinden könnte. Dazu werde ich zunächst eine Selbst- und Metakritik an meinen vor zehn Jahren formulierten *Anmerkungen zu einer Hermeneutik der Interkulturalität*⁷ üben, vor allem was die drei grundsätzlich möglichen Formen der Fremdwahrnehmung im hermeneutischen Sinne (assimilatorisch, manichäisch, dialektisch) betrifft. Anschließend werde ich drei Konsequenzen aus dieser Reflexion ziehen, die den Weg zu einer nicht postkolonialen, sondern dekolonialen Alteritätstheorie⁸ eröffnen.

2. Selbst- und metakritische Revision

In meinen *Anmerkungen zu einer Hermeneutik der Interkulturalität* bin ich zunächst von einem konstruktivistischen Verständnis des Anderen oder Fremden ausgegangen:

Prolegomenon 1: Das Fremde ist keine ontologische Entität, sondern ein kognitives, wahrnehmungspsychologisches Konstrukt. Das bedeutet, dass die These »Den Fremden gibt es nicht« (Duala-M’Bedy 1977) durchaus stimmt, insofern als damit der Fremde als apriorisch Gegebener abgelehnt wird. Dass es jedoch »den Fremden« als Zuschreibung gibt, belegt jede Empirie und erfordert ein Verständnis seiner Funktion im jeweiligen soziokulturellen Kontext.⁹

Die Betonung dieses konstruktivistischen, kognitiven Alteritätsverständnisses sollte den grundsätzlichen Unterschied gegenüber essentialistischen, etwa biologistischen Formen der Fremdbestimmung begründen. In der Frankfurter Schule aber gab es bereits die tiefe Überzeugung, dass – bei allem Konstruktivismus – die so konstruierten Unterschiede, ja die gesellschaftlichen Realitäten selbst, durchaus genauso ›hart‹ und un verfügbar sind, wie die materiellen Differenzen. Diese Annahme basiert auf einer marxistische Grundthese und zeigt sich etwa am Begriff der ›Zweiten Natur‹. In diesem Sinne sollte man vielleicht das klassische Werk von Berger und Luckmann *Die gesellschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit* neu interpretieren. Denn die Tatsache der sozialen Konstruktion dieser

7 Mühr: *Zwischen Xenologie und Assimilation*.

8 Mignolo: *Epistemischer Ungehorsam*.

9 Mühr: *Zwischen Xenologie und Assimilation*, S. 29–30.

›Wirklichkeit‹ bedeutet mitnichten, dass sie weich oder leicht veränderbar sei. Ihre rassistische Normativität etwa zeigen die Critical whiteness studies ja deutlich auf.

Für die Ausgangsfrage, ob es den Fremden ›gibt‹, bedeutet diese Überlegung, dass es ihn insofern doch gibt, als eine Wahrnehmung eines ›radikal Fremden‹ i.S.v. Waldenfels ganz klar und unzweideutig eine Respons-Aufforderung auslöst, und zwar universal. Fremdwahrnehmung ist also genauso real wie die Wahrnehmung von etwas Bekanntem. Empirisch ließe sich das an einer Computer-Simulation veranschaulichen, in der der Rechner einen Fehler meldet: ein metakommunikatives Signal. Literarisch etwa an Goethes Erlkönig, den der Vater zwar nicht sehen kann, der dennoch aber (etwa durch die wörtliche Rede) im Text anwesend ist.¹⁰ In der Literaturtheorie lassen sich Fremdwahrnehmungen auf der produktions-ästhetischen oder erzählerischen Seite genauso nachweisen (beispielsweise als Unmöglichkeiten, etwas zu benennen oder zu beschreiben) wie auf der rezeptionsästhetischen Seite (etwa durch Unstimmigkeiten). Sie tauchen in einzelnen Sätzen oder Versen genauso auf wie im Großen beim Unverständnis ganzer Romane. Ihre Basis ist in allen diesen Fällen die immer begrenzte menschliche Wahrnehmungsfähigkeit, die dazu führt, dass jeglicher ›Sinn‹, jegliche Kognition eines ›es gibt‹, immer ein Mischresultat aus Neuem und Bekanntem, aus Originalität und Redundanz¹¹ ist. Radikal Fremdes im Sinne der Informationstheorie, also reine Originalität, würden wir gar nicht wahrnehmen. Und auf radikal Bekanntes (reine Redundanz), das wie ein Hintergrundrauschen vorstellbar ist, würden wir gar nicht achten.

Waldenfels' radikale *Fremdwahrnehmung*, oder das, was ich hier mit dem ›es gibt‹ des Fremden meine, bezieht sich demnach auf solche Wahrnehmungen, in denen der informative Anteil einen Schwellenwert überschritten hat, so dass – erstens – eine Dissonanz oder Metakognition einsetzt, dass ich hier etwas wahrnehme, was ich *nicht* erkenne. *Dass* ich es aber wahrnehme, setzt alle Zweifel darüber aus, ob das ›es‹ existiert. Ich nehme es als wahr wahr. Diese Dissonanz löst dann – zweitens – einen Respons aus: Wie reagiere ich darauf? Wie gehe ich mit dem Nichterkennenkönnen um? Damit verschiebt sich die Problematik des ontologischen Charakters des Fremden (Konstruktivismus versus Essentialismus) zu der Frage, wie ich mit dieser Fremdwahrnehmung umgehe. Von der Phänomenologie zur Ethik, von Husserl oder Merleau-Ponty zu Levinas.

10 Vgl. dazu Mühr: *Erlkönig*.

11 Vgl. dazu Moles: *Ästhetische Wahrnehmung*.

Mit dieser ›ethischen Wende‹ lässt sich das Dilemma des ›postcolonial game‹ oder der Dekonstruktion der eigenen Alteritätskonstruktionen, also das o.g. Unbehagen an der Alterität, pragmatisch überwinden. Pragmatisch meint nicht inkonsequent, sondern handlungs- und situationsbezogen.

Mit dieser ethisch-pragmatischen Herangehensweise an Alterität möchte ich nun die drei grundsätzlich möglichen Umgangsformen mit dem Fremden neuerlich betrachten. Es stellt sich heraus, dass sie die einzig möglichen Reaktions- oder Responsformen auf die Metakognition der Nichterkenntnis des Fremden darstellen: 1. Das Fremde ist das eigentlich Eigene, 2. das Fremde ist das ganz Andere, 3. das Fremde entsteht erst durch das Eigene und umgekehrt. Das erste bezeichne ich als das Assimilationsmodell, das zweite nenne ich das manichäische Modell und das dritte schließlich das dialektische Modell.¹²

Erstens: Das **Assimilationsmodell** entspricht dem Prinzip der totalen Identifikation und Vereinnahmung; in ihm gibt es nur einen Kontext; es ist ein Eine-Welt-Modell. Allerdings hatte ich 2011 dargelegt, weshalb Horstmanns Kritik am Assimilationsbegriff, wenn man ihn als ›homoiosis‹ denkt, nicht zutrifft, nämlich insofern es im Konzept der ›homoiosis‹ nur zu einer Annäherung kommt, nicht aber zu einer völligen Vereinnahmung. In dieser Annäherung aber findet eine dialektische Begegnung statt, eine Begegnung, die sich ihrer Unvollständigkeit im Verstehen des Anderen gewiss ist. In der Assimilation löst sich dagegen Subjekt und Objekt wechselseitig auf.

Annäherung als Verstehenwollen, den pragmatischen *Versuch* zu verstehen, halte ich weder für imperialistisch noch kolonialistisch,¹³ sondern für eine anthropologische Universalie, für ein responsives Gebaren als Folge einer Fremderfahrung. Sie ist dialektische Annäherung, nicht Assimilation. In den Gedächtniswissenschaften nennt man es nicht identifikatorisches, sondern »opferorientiertes Erinnern«. ¹⁴ Dieses Verstehenwollen zu negieren oder auszusetzen, halte ich für problematisch, es würde selbst an jene manichäische Empathieunterdrückung grenzen, die man in der Kolonialliteratur findet. Allerdings muss dabei das Prinzip der Unvollständigkeit im Verstehen beachtet werden, ein Ethos der Demut im Verstehenwollen. Alterität statutorisch zu *verstehen*, ist epistemische Anmaßung; Verstehenwollen dagegen ein ethisch voraussetzungsbedingender Ethos für ein Miteinander.

12 Mühr: *Zwischen Xenologie und Assimilation*, S. 30.

13 Frei nach Goethes *Faust* gilt, solange der Mensch auf absolute, totale Vereinnahmung (im Wissen wie im Beherrschen) drängt, solange ist er des Teufels, ist er ›Kolonialist‹. Das Drängen oder ›Streben‹ an sich aber, sofern es sich seiner immanenten Unvollständigkeit gewiss bleibt, gewährt Leben, Sein durch Konvivialität mit Anderen.

14 Assmann: *Unbehagen*, S. 65. Vgl. dazu Mühr: *Wissenschaftliches Gedächtnis*.

Im Zuge der Renaissance bis hin zur Aufklärung ist das Erkenntnisethos der ›humilitas‹, wie es etwa der Negativen Theologie zugrundelag, durch ein anthropozentrisches Weltbild ersetzt worden, in der sich der europäische Mensch in seiner angeblichen Gottähnlichkeit zum Gebieter über die Welt aufschwingt. In dieser Gottähnlichkeit wird die ›superbia‹ umgedeutet in ein positives neues Grundlagenverständnis des modernen europäischen Menschen, seine (und d.h. vor allem europäische, männliche) Menschenwürde, und seiner unfehlbaren Rationalität. Ihre Kulmination ist die Kolonisierung der Welt, ist der totale Krieg, ist die Ausbeutung der Welt im Namen des globalen Kapitalismus. Darüber sind viele kritische Bücher geschrieben worden.¹⁵ Man kann etwa der *Dialektik der Aufklärung* folgen und behaupten, dass diese Selbstverherrlichung in der Rationalität nur durch Selbstunterdrückung stattgefunden hat. Sogar wenn man diese Selbstüberhebung als Kompensation¹⁶ für die scheinbar irreligiöse Überwindung der mittelalterlichen Philosophie versteht, als Versuch, Religiosität und Wissenschaftlichkeit in der Frühmoderne zusammen zu denken, um der Inquisition zu entgehen, kann daraus nicht notwendig geschlossen werden, dass wir uns daher unser Verstehenwollen verbieten müssen. Verbote sind keine guten Prinzipien für eine Erkenntnistheorie oder eine Hermeneutik; sie erinnern selbst an Religion.

Selbstverständlich wäre es anmaßend zu behaupten, die Leiden im Konzentrationslager identifikatorisch nachempfinden zu können, oder die Erfahrungen der afrikanischen Sklavenverschleppung. Wer dieses glaubt, der irrt. Aber gerade der Versuch einer Empathie, das Probieren, ist die einzige Möglichkeit einer gewissen begehrenden Annäherung; die einzige, aber immer unvollständige Möglichkeit, dem Empathieverlust zweckrationaler Brutalität, die in der *Dialektik der Aufklärung* die Schattenseite der Aufklärung darstellt, entgegenzuwirken und der Alterität wieder einen Raum der Begegnung zu verschaffen. Empathie ist eine Voraussetzung zum Respons.¹⁷

Um es nochmals zu betonen: Bei Empathie geht es nicht um das Hineinversetzen in den Anderen, wie es Dilthey in einem positivistischen oder historistischen Sinne verstanden hat.¹⁸ Aber es zu versuchen, bedeutet bereit zu sein, aus der eigenen Lebenswelt herauszutreten, um intellektuell sich das Andere vorzustellen und darüber zu reden, die Einstellung, die

15 Horkheimer/Adorno: *Dialektik der Aufklärung*; Blumenberg: *Genesis*; Koyré: *Von der geschlossenen Welt*; Böhme: *Natur und Subjekt*.

16 Zur Darstellung der europäischen Natur- als Fremderfahrung als Kompensation vgl. Mühr: *Naturwahrnehmung*.

17 Das habe ich detailliert an der kolonialistischen Empathieunterdrückung analysiert, zu der Uwe Timm in einer antikolonialen Reaktion zurückkehrt; vgl. Mühr: *Apartheid und Zugehörigkeit*. Zum Empathiebegriff vgl. Waldenfels: *Grundmotive*, S. 34–55.

18 Vgl. Gadamer: *Wahrheit und Methode*, S. 222–246.

Leskovec mit dem ›schrägen Blick‹ beschrieben hat.¹⁹ Schräg blicken ist eine hermeutische Metapher dafür, den eigenen Blick von einer usurpierenden Intentionalität auf die Welt zu befreien, versuchshalber, um zu schauen, zu erfahren, was dann geschieht. Denn dann und nur dann kann ein Dialog, eine Begegnung, eine Dialektik beginnen. Den Anderen zu erkennen und anzuerkennen sind zwei unterschiedliche Behauptungen. Die erste ist epistemisch und anmaßend; die zweite ist ethisch und freundlich.

Zweitens: Das **manichäische Modell** entspricht der totalen Differenz, in ihm gibt es zwei binäre Kontexte; es ist ein Gut-Böse-Modell. Es manifestiert sich nicht nur in einer Ethik der Berührungs- oder Verstehensverbote, sondern in einer eigenen Logik des Ausschlusses, im postkolonialen Gewand als Mimikry. Sie spiegelt wie eine Fratze den kolonialen Rassismus zurück. Doch selbst hier gilt es, wenigstens zu versuchen zu verstehen: Bhabhas Mimikry des Kolonialiserten beschreibt eine Art Notwehr; es war ein Trick,²⁰ der niemals auch nur darauf abzielte, so wie der Andere zu werden; im Gegenteil. Es war Camouflage, wie Bhabha mit Verweis auf Lacan schreibt,²¹ selbst eine zweckrationale, kriegerische Handlung. Tatsächlich hat sie im Selbstverständnis des Kolonisierten ein Eigenleben entwickelt, welches in der nachkolonialen Welt dieselben kolonialistischen Formen der Unterdrückung und Ausbeutung reproduziert; die Brutalität des sog. Marikana-Massakers 2012 ist ein Beispiel für diese Fratze der Apartheid. Eine ähnliche Spiegelung droht aber auch in Diskursbereichen der Critical whiteness, was ich im Folgenden anhand von Tsianos' und Karakayalis kritischer Intervention dazu nachzeichnen möchte.

Die Critical whiteness studies haben sich aus der antirassistischen Linken entwickelt. Die ›Falle‹ dabei, oder was sie als »Fallstrick der Reifizierung«²² beschreiben, besteht darin, Rassismus mit Eigenschaften der durch den Rassismus marginalisierten Personen, also etwa Hautfarbe, zu erklären. Dieser Zirkelschluss entspricht dem o.g. ›postcolonial game‹. Dagegen zeigt die Geschichte des Rassismus, insbesondere – aber nicht nur – die afrikanische Kolonialgeschichte, die Willkür und Porösität solcher zugeschriebenen Eigenschaften.

Dagegen sollte Schwarzsein, bzw. ›schwarz‹ oder ›weiß‹, als Etikett aufgefasst werden, »mit dem Machtverhältnisse artikuliert und reguliert

19 Leskovec: *Schräger Blick*.

20 Vgl. Hyde: *Trickster Makes This World*.

21 Bhabha: *Mimicry*, S. 125.

22 Tsianos/Karakayali: *Blackbox Critical Whiteness* (o.S.; bei einem DIN A4-Ausdruck des Online-Dokuments: S. 2).

werden.«²³ Es sind also politische, relationale Kategorien. Sie zu umgehen und etwa Machtverhältnisse ›farbenblind‹ zu beschreiben, würde eben jenen Rassismus fortsetzen, da es auf eine ›Laktifizierung‹ hinauslaufe, was Buck-Morss in Bezug auf Hegels farbenblinde Gesellschaftstheorien nachgewiesen hat.²⁴

Innerhalb der Critical whiteness studies wird dies aber nicht immer konsequent durchgehalten, Tsianos und Karakayali zeigen einige Beispiele dafür auf. So suggeriert die Einteilung der Gesellschaft in Profiteure des Rassismus und Nichtprofiteure eine deterministische Dichotomie, die bis ins Detail dem entspricht, was ich als manichäistisches Verstehensmodell beschrieben habe.

Einen anderen Fallstrick beschreiben sie in Bezug auf aktuelle Situationen insbesondere von jüngeren Menschen, die bei der Rassismusdebatte auf Selbstpositionierungen als Definitionsmacht beharren: »[B]ei einem antirassistischen Kongress mussten Teilnehmende ihren Pass vorzeigen, anhand dessen dann entschieden wurde, ob diese Person an einem Plenum teilnehmen durfte.«²⁵ Hintergründig wird damit die marxistische Vorstellung von einem Determinationsverhältnis von Subjektivität und Politik fortgesetzt, von der Bestimmung des Bewusstseins durch das Sein, obwohl, wie Tsianos und Karakayali betonen, Subjektivität eben »nicht einfach aus der ›Position‹ [resultiert], die ich vermeintlich aufgrund von Hautfarbe oder Geschlecht [...] einnehme.«²⁶

Noch drastischer zeigt sich im südafrikanischen Kontext die Fratze der Apartheid mit nur gespiegelter Vorzeichen bei der südafrikanischen Partei ›Black First Land First‹, die ausschließlich ›Schwarze‹ als Parteimitglieder akzeptieren wollte.

Die Globalisierung des postkolonialen Kapitalismus, der im Wesentlichen eine Machtausuferung des weißen Mannes gewesen war, wirkt zweifelsohne als tiefe Entfremdung in den unterschiedlichsten kulturellen Formationen. In jenen prekären Gesellschaftsteilen, die man als Opfer dieser Entwicklung betrachten kann, sind die Verzweiflungen von einem psychischen Ausmaß, welches zur Mimikry, zur radikalen Überanpassung zwingt. Wer alles verloren hat, kann sich nur mehr am Anderen bereichern.

23 Ebd.

24 Buck-Morss: *Hegel und Haiti*. Vgl. dazu Tsianos/Karakayali: *Blackbox Critical Whiteness*, S. 3–5. Buck-Morss' Buch ist die Übersetzung und Erweiterung eines viel beachteten, englischen Artikels mit dem gleichnamigen Titel, der 2000 in »Critical Inquiry« erschienen ist.

25 Tsianos/Karakayali: *Blackbox Critical Whiteness*, S. 9.

26 Ebd., S. 10.

Der beispielsweise in Südafrika zu beobachtende Respons ›zurück zu den Wurzeln‹ als postkoloniale Rückdrängung jeglichen eurozentrischen Denkens enthält eine doppelte Bedeutung. Er ist einerseits ein fast schon reflexartiges Zurückschrecken vor dem ehemaligen Unterdrücker und allem, was an ihn erinnern mag, und andererseits eine Übernahme jenes ganz Anderen, welches der Vernichter in seiner ›Kampagne‹ dem Anderen als Anderem zugeschrieben, ihm auf den Leib geschrieben hat, wie Kafka dieses Programm mit *In der Strafkolonie* überdeutlich darstellt.

Welche Alternativen soll es da noch geben? Oder welche Alternativen wären bei völliger Entfremdung noch möglich? – Hier könnte frei nach Markus Gabriel ein neuer Realismus einsetzen, der den Konstruktionscharakter unserer Wahrnehmung nicht unbedingt gesellschaftskritisch entlarvt, sondern ihren Objektivitätscharakter jenseits falscher (ideologischer) oder ›postfaktischer‹ Zuschreibungen beschreibt, positiv als quasi real oder tatsächlich. Von diesem neuen Realismus aus kann dann auch eine neue Verantwortung entstehen. ›Objektiv‹ bedeutet dann nicht mehr ›nicht subjektiv‹, sondern jene (subjektive) Fremdwahrnehmung, in der mir etwas Anderes / ein Anderer entgegensteht, als Gegenstand (›Objekt‹) oder ›Widerstand‹.²⁷ In dieser Weise ist das Gegenteil von Entfremdung Resonanz.²⁸ Sinn wird durch relationale Bezüge (wieder) herstellbar.

Drittens: Damit ist das **dialektische Modell** der Fremderfahrung also weiterhin die einzige Weise, mit der eine intersubjektive Begegnung möglich ist, weil die jeweilige Bedeutung aus der wechselseitigen Interaktion der Kontexte zueinander erst generiert wird. Diese wechselseitige Prozessierung der Fremd- und Eigenanteile, die bewusste Selbstbeobachtung der Meta-wahrnehmung der Wahrnehmungsdissonanzen und ihrer Effekte, schaffen einen Sinn, ja auch einen Selbstsinn und eine Realität des In-der-Welt-seins, die die Entfremdung des Nichtverstehens aufheben kann. Weder neigt sie zwingend zur Selbstüberheblichkeit (ich mache mir alles zu eigen), noch kann ihr der Andere gleichgültig bleiben. Ein hervorragendes Beispiel aus der namibischen Kolonialerfahrung sind die jährlichen Gedenkfeiern des Kolonialkrieges der Ovaherero. Über die besuchten Gräber, nämlich von Gefallenen der Deutschen und Ovaherero gleichermaßen, bis hin zu den traditionellen Garderoben, die deutschen Uniformen ähneln, sind dabei Elemente des ehemaligen Gegners und Elemente der eigenen Kultur miteinander

27 Zur begrifflichen Verwandtschaft von Neugierde und Widerstand vgl. Blumenberg: *Theoretische Neugierde*, S. 15. Berger/Luckmann (*Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*) unterscheiden ebenfalls zwischen objektiver und subjektiver Realität.

28 Vgl. Rosa: *Resonanz*, S. 246–330.

dialektisch verwoben. Das Alteritätskonzept der »geteilten Geschichte«,²⁹ das sich darin zeigt, drückt diesen dialektischen Charakter ebenfalls aus. Identifikation mit ›dem Anderen‹ ist dabei immer nur gespielt, nachahmend, ist immer nur angedeutet, nie vollkommen und will es gar nicht sein. Im Horizont, um eine Metapher Gadamers aufzugreifen, nähern sich die Unterschiede oder Gegensätze zwar dialektisch an; tatsächlich verschmelzen sie aber nicht! Auch im mathematischen Konzept der Annäherung (Asymptote) ist die Erreichung des Grenzwerts ausgeschlossen. Allerdings nicht als Verbot, sondern als reale Unmöglichkeit, und die ist gut so!

3. Schlussfolgerungen: postkolonial versus dekolonial

In dem, was in allen seinen vielen Facetten als Postkolonialismus zusammengefasst werden könnte, bleibt der ›Stachel‹³⁰ das Präfix ›post‹. Es orientiert den Verstehensversuch auf den Kolonialismus hin und nicht über ihn hinaus. Und das ist zu eng, weil es einen manichäischen Sinnhorizont schafft, in dem alles Übel aus dem Kolonialismus hergeleitet wird. Das ist heute, nicht nur in Bezug auf Südafrika oder Namibia, rund 25 Jahre nach dem Ende der letzten kolonialen Herrschaftsformen auf dem afrikanischen Kontinent nicht mehr haltbar. Nicht mehr haltbar nicht, weil der Einfluss des Kolonialismus nachgelassen hätte, sondern im Gegenteil, weil der Einfluss des Kolonialismus zu *dem* Legitimationsmuster, zu der zentralen Grammatik allen Fremdverstehens verfestigt wurde, womit die seit 25 Jahren regierenden Instanzen jegliche Eigenverantwortung auf die zunehmend verheerenden sozioökonomischen Verhältnisse von sich weisen. – Wie kann in einem solchen mimikrisch verkapselten Alteritätsdiskurs hermeneutisch gehandelt werden?

Erstens: Eine dekoloniale Alteritätstheorie müsste die manichäischen Verkapselungen wieder aufweichen und Verstehensverbote zurückweisen. Das betrifft auch reine Täter-Opfer-Dichotomien. Beispielsweise könnten die essentialisierten Argumente der Critical whiteness studies durch konkrete Alteritätserfahrungen, mit anderen Worten, durch individuelle pragmatische Begegnungssituationen, relativiert werden. Dazu gehören zum Beispiel die ›passing‹-Erfahrungen, die seit einiger Zeit wieder im Gespräch sind.³¹ Wir brauchen solche Grenzüberschreiter*innen, solche

29 Vgl. dazu Förster et al.: *Namibia – Deutschland*; Mühr: *Wissenschaftliches Gedächtnis*, S. 39; Bhatti: *Ähnlichkeiten*, S. 19.

30 Waldenfels: *Der Stachel des Fremden*.

31 Für den Kontext südliches Afrika vgl. etwa Dentlinger: *Where are you from?*; Mathee: *Fielas Kind*; Weiss: *Meine Schwester Sara*.

Mediatoren, die in unterschiedlichen Welten lebten, die wechselseitige Vergleichen (im Sinne von Similarität, nicht von Identität/Differenz) erlebten und entsprechend schildern können.

Das kleine Gedicht *Verstehen* von Hans Manz drückt die Ironie des Manichäismus im Verstehensverbot wunderschön aus:

Du bist noch zu klein, um das zu verstehen,
 das kannst du noch nicht verstehen,
 nein, das verstehst du nicht,
 verstehst das nicht,
 noch nicht,
 verstanden!!!³²

Zweitens: Im Kontext eines neuen Realismus ist die Schaffung konkreter, lebensweltlich holistischer, nicht-digitaler Erfahrungen wichtig. Wir brauchen multiple und dissonante Erfahrungsräume, Situationen, in denen tatsächliche Erlebnisse, reale Berührungen mit dem Anderen stattfinden können. Daher verwies ich auf eine pragmatische Ethik. Entsprechend betonen auch Tsianos und Karakayali zur Überwindung anhaltender rassistischer Strukturen selbst innerhalb des Diskurses der Critical whiteness studies die Notwendigkeit dessen, was Paul Gilroy Konvivialität genannt hat.³³ Literatur kann ein solcher Berührungsraum sein. Neugier sollte – entgegen ihrer negativen Überkompensation in der Moderne³⁴ – als dekolonialer Begriff rehabilitiert werden. Neugier ist eine menschliche Lust nach Alteritätsbegegnung. Als Lust ist sie ästhetisch, nicht notwendig aggressiv.

Statt Empathieverbot und hermeneutischer Abstinenz bedarf es nur der Demut im Verstehenwollen und der Bereitschaft, statt aktiv zu benennen, nur responsiv zu beschreiben, was einem die Begegnung antut. Wer – frei nach Heidegger – die Lichtung betritt, um einem Ereignis zu begegnen, achtet! Achtet auf alles, was er bemerken kann. Mit Achtung oder Vorsicht! Achtung ist eine Mischform aus Realitätssinn und Demut. Vorsicht und Achtung sind das Gegenteil von Interessellosigkeit.³⁵ Dasselbe hatte der Heidegger-Schüler Gadamer für die Begegnung mit Literatur gemeint: Wer einen Text verstehen will, muss sich auf ihn einlassen und bereit sein, sich von dem Text etwas sagen zu lassen.³⁶ Sich einlassen heißt, sich auf das Inter-Esse, das Dazwischensein einzulassen; sich zu trauen in die Lichtung zu treten; heißt immer, sich auszusetzen, zu versetzen, Anderes für möglich

32 Manz: *Verstehen*.

33 Vgl. dazu Tsianos/Karakayali: *Blackbox Critical Whiteness*, S. 11.

34 Siehe v.a. Blumenberg: *Theoretische Neugierde*. Vgl. dazu Mühr: *Naturwahrnehmung*, S. 45–49.

35 Vgl. Mühr: *Naturwahrnehmung*, S. 126ff.

36 Gadamer: *Wahrheit und Methode*, S. 270–273.

zu halten, und sich dabei selbst zu beobachten, darauf zu achten, was der Text (das Andere) mit mir macht. Auch zu riskieren, sich geirrt zu haben. Neugier wie Sorge haben mit Sorge um den Anderen zu tun.

Drittens: In den oben vorgestellten Fremdbegegnungsräumen kommt es nämlich zur Teilnahme und Teilhabe, kommt es zu dem, was ich als Inter-Esse-Bewusstsein beschrieben habe.³⁷ Der deutsch-französische Freundschaftsvertrag, der ein Wegbereiter des späteren vereinten Europas war, hat dieses Prinzip ebenfalls verwirklicht. Im heutigen Erasmus Mundus-Projekt nehmen unzählige Studierende die Möglichkeit zu solchen Fremderfahrungen wahr. Warum gibt es solche Begegnungen nicht zwischen europäischen und afrikanischen Ländern, die sich ihre Kolonialgeschichten genauso ›teilen‹ wie Frankreich und Deutschland ihre Kriege im 19. und 20. Jahrhundert? Oder Begegnungen zwischen ›weißen‹ und ›schwarzen‹ Nachbarn innerhalb Namibias oder Südafrikas?

In den Geschichtswissenschaften ist das Konzept der geteilten Geschichte ein Weg, manichäistisches Alteritätsdenken aufzuweichen und zugleich dem Assimilationsgedanken des Historismus z.B. Diltheys zu entgehen. Geschichtsphilosophie und Hermeneutik haben eine gemeinsame Wurzel, wobei sich alteritäre Zeitformen mit unterscheidbaren Kulturformen (Interkulturalität), was ihre Verstehensversuche betrifft, durchaus vergleichen lassen. So gibt es viele literarische Texte, in denen *eine* Begegnung aus unterschiedlichen Perspektiven erzählt wird. Um wieder nur ein Beispiel aus der namibischen Literatur zu nennen: In Hoffmanns *Die Erstgeborenen* wird ein brutaler Kulturkontakt zwischen dem Farmer Johan Ecksteen und der ›Gwi‹, einer Gruppe sog. Buschleute oder San, aus unterschiedlichen Perspektiven erzählt. Die Darstellung ist – entgegen Uwe Timms Empathieverbot – nicht kolonialistisch, sondern macht durch die Polyphonie der Perspektiven die kolonialen Machtverhältnisse in einer irritierenden Weise sichtbar.³⁸ Diese Irritationen kann man als jenes metakognitive Element der Fremdwahrnehmung verstehen; es geht nicht um Assimilation und Verschmelzung mit dem Anderen (die beiden Figuren laden keineswegs zur Leser-Identifikation ein), sondern um die Metaebene in der rezeptionsästhetischen Wahrnehmung wechselseitigen Nichtverstehens der Figuren, wodurch eine Annäherung, die sich dabei selbst als anders wahrnimmt, möglich wird.

So, wie Afrika eine Erfindung Europas ist, ist Europa eine Erfindung Afrikas geworden. Öffnet man die erste Konstruktion zu einer wechselseitigen

37 Mühr: *Naturwahrnehmung*, S. 50–60 (einleitend), S. 182–189 in Bezug auf Kant, S. 298–305 als Kategorie des Fremderfahrung.

38 Vgl. dazu Mühr: *Apartheid und Zugehörigkeit*, S. 179–183.

Konstruktion, so erübrigt sich der Fokus auf den Konstruktionscharakter Afrikas und Europas, aber auch der kolonialistische Charakter solcher Konstrukte; es entsteht eine Verstehenslandschaft des ›inter‹: Hier, in dieser Schwellenlandschaft können Begegnungen, kann neuer Sinn jenseits der alten Zuschreibungsmuster entstehen.

Literaturverzeichnis

- Assmann, Aleida: *Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur. Eine Intervention*. München: Beck 2013.
- Berger, Peter; Luckmann, Thomas: *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1966.
- Bhabha, Homi: *Of Mimicry and Man: The Ambivalence of Colonial Discourse*. »October« 28 (Frühling 1984), S. 125–133.
- Bhatti, Anil: *Ähnlichkeiten/Similarities. Vorläufige Überlegungen zu einem Suchbegriff*. In: *Ähnlichkeit. Ein kulturtheoretisches Paradigma*. Hgg. Anil Bhatti, Dorothee Kimmich. Konstanz: Konstanz University Press 2015, S. 15–25.
- Blumenberg, Hans: *Die Genesis der kopernikanischen Welt*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1981.
- Blumenberg, Hans: *Der Prozess der theoretischen Neugierde*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1973.
- Böhme, Hartmut: *Natur und Subjekt*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1988.
- Buck-Morss, Susan: *Hegel und Haiti. Für eine neue Universalgeschichte*. Berlin: Suhrkamp 2011.
- Dentlinger, Ulla: *Where are you from? ›Playing White‹ under Apartheid*. Basel: Basler Afrika Bibliografien 2016.
- Duala-M'Bedy, Munasu: *Xenologie. Die Wissenschaft von Fremden und die Verdrängung der Humanität in der Anthropologie*. Freiburg, München: Karl Alber 1977.
- Förster, Larissa; Henrichsen, Dag; Bollig, Michael (Hgg.): *Namibia – Deutschland: eine geteilte Geschichte. Widerstand – Gewalt – Erinnerung* [Publikation zur gleichnamigen Ausstellung im Rautenstrauch-Joest-Museum für Völkerkunde der Stadt Köln 7.3.–3.10.2004 und im Deutschen Historischen Museum 25.11.2004–13.3.2005]. Köln: Edition Minerva 2004.
- Gadamer, Hans-Georg: *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. Tübingen: Mohr 1990 (erstmalig 1960).
- Gosh-Schellhorn, Martina: *Postcolonial Literature? In: Postkoloniale Literaturen. Peripherien oder neue Zentren?* Hgg. Liselotte Glage, Martina Michel. Hamburg: Argument 1993, S. 37–43.
- Hamann, Christof; Timm, Uwe: »Einfühlungsästhetik wäre ein kolonialer Akt.« *Ein Gespräch*. »Sprache im technischen Zeitalter« 168 (2003), S. 450–462.
- Hoffmann, Gisela W.: *Die Erstgeborenen*. Wuppertal: Peter Hammer 1991.
- Horkheimer, Max; Adorno, Theodor W.: *Dialektik der Aufklärung*. Frankfurt/M.: S. Fischer 1969.
- Horstmann, Axel: *Das Fremde und das Eigene. – »Assimilation« als hermeneutischer Begriff*. In: *Kulturthema Fremdheit*. Hg. Alois Wierlacher. München: iudicium 1993, S. 371–409.
- Hyde, Lewis: *Trickster Makes This World. Mischief, Myth and Art*. New York: Farrar, Straus and Giroux 2010 (erstmalig 1998).

- Koschorke, Albrecht: *Die akademische Linke hat sich selbst dekonstruiert. Es ist Zeit, die Begriffe neu zu justieren.* »Neue Züricher Zeitung«, 18.4.2018. <<https://www.nzz.ch/feuilleton/die-akademische-linke-hat-sich-selbst-dekonstruiert-es-ist-zeit-die-begriffe-neu-zu-justieren-ld.1376724?reduced=true>> (Zugriff: 21.12.2021).
- Koyré, Alexandre: *Von der geschlossenen Welt zum unendlichen Universum.* Frankfurt/M.: Suhrkamp 1980 (erstmalig 1969).
- Kreutzer, Leo: *Goethe in Afrika. Die interkulturelle Literaturwissenschaft der École de Hanoovre in der afrikanischen Germanistik.* Hannover: Wehrhan 2009.
- Leskovec, Andrea: *Der schräge Blick – Literatur als Antwort auf das Fremde.* »Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis« 12.1 (2007), S. 57–69.
- Manz, Hans: *Verstehen.* In: *Lesen als Verstehen.* Hg. Gerhard Neuner (Fernstudieneinheit 2 des DIFF, der GHK und des GI). Berlin: Langenscheidt 1992, S. 6.
- Matthee Dalene: *Fielas Kind.* Bergisch-Gladbach: Lübbe 1991 (erstmalig 1985).
- Mignolo, Walter D.: *Epistemischer Ungehorsam. Rhetorik der Moderne, Logik der Kolonialität und Grammatik der Dekolonialität.* Wien: Turia + Kant 2019.
- Moles, Abraham A.: *Informationstheorie und ästhetische Wahrnehmung.* Köln: DuMont Schauberg 1970.
- Mühr, Stephan: *Naturwahrnehmung – Fremderfahrung. Entwurf zum Textverständnis europäischer Natur- als Fremderfahrung aus der Transformationsgeschichte ihrer Denkfiguren.* Bern: Peter Lang 2001.
- Mühr, Stephan: *Zwischen Xenologie und Assimilation. Anmerkungen zu einer Hermeneutik der Interkulturalität.* In: *Deutsch als Fremdsprache und Literaturwissenschaft. Zugriffe, Themenfelder, Perspektiven.* Hgg. Michael Ewert; Renate Riedner; Simone Schieder-mair. München: Iudicium 2011, S. 29–50.
- Mühr, Stephan: *Der Sohn im Erbkönig hat kein Fieber.* »Jahrbuch für Internationale Germanistik« (Reihe A, Band 108). Bern: Peter Lang 2012, S. 197–209.
- Mühr, Stephan: *Wissenschaftliches Gedächtnis als Erinnerungskultur. Zwei Fallstudien zum Kolonialkrieg in Namibia.* »Acta Germanica« 46 (2018), S. 29–46.
- Mühr, Stephan: *Apartheid und Zugehörigkeit. Zugehörigkeit als Analysekategorie kolonialer und postkolonialer Literatur am Beispiel Namibias.* In: *Zugehörigkeiten. Ansätze und Perspektiven in Germanistik und Deutsch als Fremd- und Zweitsprache.* Hgg. Claus Alt-mayer, Carlotta von Maltzan, Rebecca Zabel. Tübingen: Stauffenberg 2020, S. 175–192.
- Rosa, Hartmut: *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung.* Berlin: Suhrkamp 2016.
- Tsianos, Vassilis; Karakayali, Serhat: *Blackbox Critical Whiteness. Zur Kritik neuer Fallstricke des Antirassismus: Eine Intervention.* Online in: »Academia.edu« (Zugriff: 21.12.2021).
- Waldenfels, Bernhard: *Der Stachel des Fremden.* Frankfurt/M.: Suhrkamp 1990.
- Waldenfels, Bernhard: *Topographie des Fremden.* Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997.
- Waldenfels, Bernhard: *Grundmotive einer Phänomenologie des Fremden.* Frankfurt/M.: Suhrkamp 2006.
- Waldenfels, Bernhard: *Fremdheitsschwellen.* In: *Liminale Anthropologien. Zwischenzeiten, Schwellenphänomene, Zwischenräume in Literatur und Philosophie.* Hgg. Jochen Achilles, Roland Borgards, Brigitte Burrichter. Würzburg: Königshausen & Neumann 2012, S. 15–27.
- Weiss, Ruth: *Meine Schwester Sara.* Frankfurt/M.: dtv (Reihe Hanser) 2004.

Andrea Leskovec

Univerza v Ljubljani, Filozofska fakulteta, Andrea.Leskovec@ff.uni-lj.si

Zur Responsivität literarischer Texte

Die interkulturell ausgerichtete Literaturwissenschaft, zu der im Folgenden auch die ethische Wende in der Literaturwissenschaft gezählt wird, beschäftigt sich u.a. mit der Frage, wie die Erfahrung des Fremden und der Umgang damit in literarischen Texten inszeniert werden. Dabei kann Fremdheit als Motiv oder Thema, als ästhetischer oder relationaler Aspekt in Erscheinung treten, wobei diese Kategorien meist verschränkt sind. Da Fremdes nicht an sich existiert, sondern erst durch eine Fremderfahrung entsteht, ist die Art und Weise, wie diese Erfahrung ausgelöst, verarbeitet und ausgearbeitet wird, von zentralem Interesse. Die Verarbeitung und Ausarbeitung der Fremderfahrung lässt sich mit Bernhard Waldenfels als responsives Geschehen oder als Antwortgeschehen verstehen, das er folgendermaßen beschreibt: »Antworten bedeutet, daß wir auf Fremdes eingehen, das sich nicht mit den vorhandenen Mitteln des Eigenen und Gemeinsamen bewältigen lässt.«¹ Bereits das Eingehen auf Fremdes wäre demnach ein responsives Gesche-

Literarische Texte lassen sich als Inszenierung dessen verstehen, was Bernhard Waldenfels den »Wirkungszusammenhang von Widerfahrnis und Antwort« nennt, als Darstellung eines responsiven Geschehens, das sich aus Widerfahrnis, Affizierung und Antwort zusammensetzt. Dieses Geschehen vollzieht sich zwischen Wahrnehmendem und Wahrgenommenem, also auf der Handlungs-, der Rezeptions- und der Erzählebene. Der Beitrag beschäftigt sich mit der Wahrnehmung auf der Erzählebene und geht der Frage nach, ob sich Texte hinsichtlich der narrativen Inszenierung von Responsivität unterscheiden lassen.

1 Waldenfels: *Sozialität und Alterität*, S. 19.

hen, das eine Beziehung zum Anderen entstehen lässt, die reproduzierender oder kreativer Art sein kann. Reproduzierend ist sie dann, wenn der Andere vor dem Hintergrund feststehender Vorannahmen betrachtet wird, wodurch er als Objekt festgeschrieben wird und eine Entwicklung der Beziehung nicht möglich ist. Im Gegensatz dazu bringt die kreative Antwort Neuartiges hervor, das »die Ordnung der Dinge verändert.«² Der Unterschied entsteht dadurch, dass sich die kreative Antwort aus dem Eingehen auf den Anderen im jeweiligen Hier und Jetzt ergibt, die reproduzierende Antwort dagegen vom Eigenen ausgeht und dadurch bereits vorhandene Überzeugungen dem Anderen gegenüber reaktiviert. Versteht man den literarischen Text als Verarbeitung und Ausarbeitung einer (Fremd-)Erfahrung, also als Antwort eines Individuums auf das, was ihm entgegentritt, dann wäre es interessant zu beobachten, wie der Text als responsives Geschehen funktioniert. Im Folgenden soll daher der Frage nachgegangen werden, wie sich die Erfahrung eines Individuums im literarischen Text zu einer Antwort verdichtet. Dabei gehe ich von der These aus, dass sich Texte hinsichtlich der Art unterscheiden lassen, welche Art der Reaktion auf das Fremde oder den Anderen sie inszenieren und ob man insofern von reproduzierend-responsiven bzw. kreativ-responsiven Texten sprechen kann. Dazu soll die im Text inszenierte Fremderfahrung und der Umgang damit untersucht werden. Den Korpus bilden zwei Texte der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, in denen die Begegnung mit dem Anderen inszeniert wird. Als Ausgangspunkt für die Analyse dient die Inszenierung des »Wirkungszusammenhangs von Widerfahrnis und Antwort« bzw. die Frage danach, wie aus »dem Ereignis des Widerfahrens oder Erleidens ein bestimmter Affekt und wie aus dem Ereignis des Antwortens eine bestimmte Antwort«³ hervorgeht, was aus der narrativen Struktur der Texte eruiert werden soll. Der Grund dafür ist der Tatsache geschuldet, dass die Fremderfahrung mit der Wahrnehmung des Fremden einsetzt, der Erzähler oder die Figur also von etwas affiziert werden, das ihnen eine Reaktion abverlangt. Diese Affizierungsprozesse lassen sich nicht nur auf der Ebene der ›histoire‹ untersuchen – indem man etwa das Verhalten der Figuren analysiert –, sondern auch auf der Ebene des ›discours‹, wo Wahrnehmung bzw. Affizierungsprozesse durch die Perspektivierung inszeniert und gelenkt werden, wodurch wiederum die Wahrnehmung des Lesers beeinflusst wird. Texte können das Geschehen durch den Blick des Erzählers festschreiben oder öffnen, d.h. sie legen Deutungen fest oder ermöglichen eigene Deutungen. Diese Herangehensweise an den literarischen Text könnte man auch als

2 Ebd., S. 282.

3 Ebd., S. 262.

Reaktion darauf verstehen, dass es im Kontext des sog. ›ethical turn‹ in der Literaturwissenschaft häufig um ein »instrumentelles Verhältnis zwischen Literatur und Ethik«⁴ geht, der literarische Text also auf seinen mimetischen Gehalt reduziert und insofern häufig vereinfacht wird, da sein ästhetischer Gehalt unbeachtet bleibt. Nun kann jedoch gerade durch die Fokussierung auf die »poetische und poetologische Struktur eines literarischen Textes«⁵ die Geschlossenheit oder Offenheit eines Textes eruiert werden. Es geht mir im Folgenden jedoch nicht darum, einen weiteren Beitrag zur Diskussion über den ethischen Wert von Offenheit und Geschlossenheit literarischer Texte zu liefern, sondern ich möchte versuchen, ein offensichtliches Desiderat in der ethisch ausgerichteten Literaturwissenschaft zu thematisieren. Sarah Maaß weist in diesem Zusammenhang zurecht darauf hin, dass dieser Diskussion ein entscheidendes Moment fehlt: »Welche ›Möglichkeitsräume‹ bzw. ›Sichtweisen‹ die so verstandene, kritische Offenheit im Gegensatz zum normativen, gewaltsam universalisierten Sprachsystem aber genau eröffnet, wird in der Regel nicht spezifiziert.«⁶ Hier möchte ich ansetzen und der Frage nachgehen, ob sich durch die Analyse literarischer Texte vor dem Hintergrund der Responsivitätstheorie von Bernhard Waldenfels neue Lesarten ergeben bzw. ob sich die Rede von Möglichkeitsräumen und neuen Sichtweisen weiter konkretisieren lässt.

1. Das responsive Geschehen

Nach Bernhard Waldenfels setzt sich das responsive Geschehen aus drei Elementen zusammen: dem Widerfahrnis, der Affizierung und der Antwort. Durch dieses Geschehen entsteht eine Beziehung zwischen dem Wahrnehmenden und dem, was ihm entgegentritt. Voraussetzung dafür, dass eine Beziehung überhaupt beginnen kann, ist die Wahrnehmung des Anderen bzw. die Wahrnehmung dessen, was das Subjekt affiziert. Diese Beziehung kann sich so gestalten, »daß jeweils Spuren des Fremden im Eigenen zu finden sind«,⁷ die Wahrnehmung also von der Präsenz des Anderen affiziert und gelenkt wird, wodurch eine Beziehung entsteht, an der Fremdes und Eigenes gleichermaßen beteiligt sind. Die Erfahrung dieser Beziehung ist ein Miteinander, ihre Verarbeitung geschieht in der Bezugnahme auf den Anderen und kann dazu führen,

4 Maaß: *Höflichkeit – Dummheit – Eigenschaftslosigkeit*, S. 81.

5 Öhlschläger: *Einleitung*, S. 14.

6 Maaß: *Höflichkeit – Dummheit – Eigenschaftslosigkeit*, S. 89.

7 Waldenfels: *Topographie des Fremden*, S. 72.

dass Bestehendes gemeinsam umgestaltet wird. Waldenfels spricht in diesem Zusammenhang von kreativer Responsivität und versteht diese als ein »Mit, das sich weder im Anonymen auflöst, noch im Geregelteten verfestigt, sondern in der Kreation bildet«, als ein Verhältnis, das »einer Koaffektion entspringt und in eine Korrespondenz übergeht«.⁸ Die Beziehung zwischen Wahrnehmendem und dem, was ihm entgegentritt, kann sich auch als Beziehung gestalten, in der der Andere ausschließlich aus der Perspektive des Eigenen in den Blick genommen wird. Dann handelt es sich um ein reproduzierend-responsives Geschehen, an dem der Andere nicht wirklich beteiligt ist, da er ausschließlich als Objekt des Eigenen und als dessen Projektionsfläche auftritt. In diesem Fall kommt es zu keiner Veränderung und die Wahrnehmung bleibt den »Vorgaben des eigenen Seinskönnen«⁹ verpflichtet.

Nun stellt sich die Frage, wie sich eine kreative Antwort von einer reproduzierenden unterscheidet und wie das im Text sichtbar wird. Das möchte ich anhand von einigen konkreten Textstellen ausführen, indem ich mich auf die drei Elemente des responsiven Geschehens konzentriere: auf das Ereignis des Widerfahrens und dessen Wahrnehmung, auf den Moment der Affizierung und auf die daraus resultierende Antwort.

1.1. Wahrnehmung

Nach Waldenfels ist die Wahrnehmung »eines der wichtigsten Einfallstore, durch die Fremdes zu uns dringt«.¹⁰ Die Wahrnehmung ist von bestimmten Grundkonzepten gelenkt, die zur Orientierung dienen und eine Art interne Semantik festlegen. Insofern ist das Wahrnehmungsgeschehen zum größten Teil automatisiert und von kulturellen und subjektiven Faktoren beeinflusst. Vorteil einer solchen Wahrnehmung ist die Entlastung des Subjekts, Nachteil – falls diese Art der Wahrnehmung überhandnimmt – seine Abstumpfung sowie die Tatsache, dass die Umwelt im Fokus bereits vorhandener Wahrnehmungskonzepte gesehen wird. Daraus resultiert eine Art Festschreibung, denn dasjenige, das den Wahrnehmenden affizieren könnte, wodurch eben diese Festschreibungen aufgehoben werden könnten, wird entweder nicht wahrgenommen oder aber »a priori« in die vorhandenen Wissensstrukturen eingeordnet. In letzter Konsequenz führt eine derartige Wahrnehmung zu »Apathie und Indifferenz«¹¹ und

8 Waldenfels: *Sozialität und Alterität*, S. 290.

9 Ebd., S. 287.

10 Waldenfels: *Grundmotive einer Phänomenologie des Fremden*, S. 92.

11 Ebd., S. 43.

letztendlich dazu, dass »*im Grunde* alles beim Alten bleibt«. ¹² Ein wesentlicher Punkt der Responsivitätstheorie ist jedoch gerade, dass »vorliegende Muster umgestaltet, Schwerpunkte umbesetzt, Assoziationen und Dissoziationen umdirigiert werden, so daß es zwischen den Beteiligten zu neuen Konstellationen kommt«, ¹³ in der Interaktion also die Möglichkeit einer Entwicklung gegeben ist. Schreibt reproduzierendes Antworten fest, so tut sich beim kreativen Antworten eine Dynamik auf, die zu temporären oder auch dauerhaften Änderungen führen kann. Wie dieses kreative Antworten aussieht, kann wohl kaum seinerseits festgeschrieben werden und muss in jeder Textanalyse eigens eruiert werden. Allerdings scheint es eine spezifische Art der Wahrnehmung zu geben, die einer kreativen Antwort vorausgeht. Eine derartige Wahrnehmung müsste sich von dem, was ihr gegenübertritt, affizieren lassen und diesem sozusagen folgen, um ihm in irgendeiner Form zu begegnen. In dieser Begegnung müsste zunächst einmal die, wie Martin Seel es formuliert, »phänomenale Präsenz der Dinge« ¹⁴ wahrgenommen werden, was bedeutet, das Andere ›in actu‹ wahrzunehmen, ohne sofortiges Begreifen und Einordnen und ohne es durch einen vorgeformten Blick zum Verstummen zu bringen. Die Wahrnehmung ist also nicht gerichtet und sie geht nicht vom Eigenen aus, sondern lässt sich vom Wahrgenommenen ansprechen, inspirieren. Darüber hinaus ist diese Wahrnehmung eine sinnliche Erfahrung, die nicht sucht, nicht erklärt oder beurteilt, sondern sich eher tastend über die Dinge bewegt, in diese abtaucht. Dieses Eintauchen, wie bereits in Hofmannsthals Chandos-Brief zu lesen, in die ›Dingmystik‹ oder, wie Lutz Seiler es formuliert, in die »Sprachform der Dinge«, ¹⁵ setzt sich zunächst einmal der Wirkung aus. Im phänomenologischen Ansatz von Maurice Merleau-Ponty ist in diesem Zusammenhang von einer natürlichen »Einstellung des Sehens« ¹⁶ die Rede, einer Hingabe an dasjenige, das betrachtet wird, was zur Folge hat, dass nicht das Subjekt der Wahrnehmung im Mittelpunkt steht, sondern das Gesehene und die Begegnung mit diesem.

1.2. Affizierung

Die Wahrnehmung wird durch etwas gestört oder affiziert, das den Modus des selbstverständlichen und automatisierten Wahrnehmens aufbricht. In

12 Waldenfels: *Sozialität und Alterität*, S. 291 (Hervorhebung im Original).

13 Ebd.

14 Seel: *Ästhetik des Erscheinens*, S. 52.

15 Seiler: *Stern 111*, S. 422.

16 Merleau-Ponty: *Phänomenologie der Wahrnehmung*, S. 266.

diesem Zusammenhang spricht Waldenfels von Widerfahrnis oder Pathos als Tatsache, »daß uns etwas zustößt, zufällt, auffällt oder einfällt, daß uns etwas trifft, glückt und auch verletzt«. ¹⁷ Vom Widerfahrnis geht also eine Wirkung aus, die sich beim Erfahrenden meist als unkontrollierbare körperliche oder emotionale Reaktion aufgrund einer sinnlichen Wahrnehmung manifestiert: als Zusammenzucken, Erschrecken, Erstaunen oder als unkontrollierbare Manifestation von Ekel, Lust, Grauen u.ä., also in den »Sinnesempfindungen, mit denen die Wahrnehmung beginnt«. ¹⁸ Im literarischen Text kann dieser Moment beispielsweise als Wahrnehmungsstörung oder als starke emotionale oder körperliche Reaktion inszeniert werden, was darauf hinweist, dass dem Wahrnehmenden etwas auffällt, das den Gang seiner Wahrnehmung stört. Diese Störung oder Affizierung wird also vom Anderen ausgelöst, sie ist kein (selbst)bewusster Akt: Das Subjekt unterliegt dieser Erfahrung und ist zumindest kurzzeitig nicht mehr selbstbestimmt. Im Moment der Affizierung beginnt eine Beziehung, an der tatsächlich alle Beteiligten teilnehmen, denn die Affizierung leitet den Prozess des Antwortens ein, in dem das, wovon wir getroffen werden, »als solches zutage« ¹⁹ tritt.

1.3. Antwort – Respons

Antwortet das getroffene Subjekt nicht auf das Widerfahrnis, bleibt dieses nicht nur unerkannt, sondern auch wirkungslos. Das Antworten gilt nämlich immer einem Anspruch, »in dem sich der fremde Anspruch *in actu* vernehmbar macht«. ²⁰ Daher kann die Antwort im Prinzip nicht intentional sein, da sie sich unter Mitwirkung dessen konstituiert, worauf geantwortet wird. Zu unterscheiden wäre demnach zwischen einem Antworten, das vom eigenen ausgeht und die Existenz des Anderen nivelliert, und einem Antworten im Sinne der Respons, das nicht etwas ist, »was für sich geschieht oder vollzogen oder getan wird«, ²¹ sondern von einem außerhalb Liegenden, einem fremden Anspruch angestoßen wird. Insofern ließe sich das Antworten in drei Arten des Antwortens differenzieren: die Antwortverweigerung, das reproduzierende und das produktive oder kreative Antworten, wobei auch ersteres ein Antworten ist, das jedoch zum Abbruch der Kommuni-

17 Waldenfels: *Sozialität und Alterität*, S. 20.

18 Waldenfels: *Bruchlinien der Erfahrung*, S. 16.

19 Ebd., S. 59.

20 Busch/Därmann: *Vorwort*, S. 3.

21 Waldenfels: *Antwortregister*, S. 324.

kation führt. Kommt allerdings das Andere im Antworten zur Sprache, dann nicht als etwas, »*worüber* wir sprechen, sondern als etwas, *worauf* wir antworten«. ²² Der Unterschied liegt darin, dass im Sprechen über das Andere dieses zum Objekt wird und durch uns zu dem, als was es dann erscheint. Beim reproduzierenden Antworten werden vorgefasste Meinungen aktiviert, wodurch dem Anderen die Möglichkeit genommen wird, sich zu entfalten. Dagegen versucht das produktive Antworten »den Dingen mehr [zu] entnehmen, als wir in sie hineinlegen«, ²³ d.h. im Antwortgeschehen entfaltet sich das Andere in Anlehnung an den Betrachter und umgekehrt. Auch der Betrachter vertieft oder ändert seine Grundannahmen in der Begegnung mit dem Anderen – erst in dieser chiasmatischen Verschränkung des Subjekts mit dem Anderen ist die Möglichkeit einer Änderung angelegt.

2. Responsivität in literarischen Texten

Im Folgenden sollen nun die Erzählanfänge der ausgewählten Texte mit Blick auf die Inszenierung des responsiven Geschehens analysiert werden, wobei dem Dreischritt von Wahrnehmung – Affizierung – Antworten gefolgt wird. Die Entscheidung zur Analyse der Erzählanfänge ist der Tatsache geschuldet, dass Erzählanfänge auf besondere Weise das bewusste ›Einsteigen‹ in erzählte Welten sichtbar machen und daher immer auch die Frage nach dem Status dieser Welten und nach den Akteuren dieser konstruierten Setzungen thematisieren. Insofern verbinden sich mit der Analyse von Erzählanfängen immer auch narratologische Fragestellungen: Wer sieht, wer spricht, wer lenkt die Aufmerksamkeit des Lesers wohin und warum?

Der erste Text ist der Roman *Streulicht* (2020) von Deniz Ohde, der die Geschichte einer jungen Frau erzählt, die im Arbeitermilieu von Frankfurt-Hoechst als Tochter einer türkischen Mutter und eines deutschen Vaters aufwächst. Erzählt wird in der ersten Person aus der Perspektive der Hauptfigur, die sich in ihrer Umwelt mit einer doppelten Fremdheit konfrontiert sieht: Aufgrund des Migrationshintergrundes der Mutter und ihrer sozialen Herkunft entsteht ein Gefühl der Ausgeschlossenheit. Der Roman erzählt von dem Versuch, sich von den Zuschreibungen und Erwartungen ihrer Umwelt zu befreien. Zu Beginn des Romans kommt die mittlerweile in Leipzig studierende Protagonistin zu Besuch nach Hause. Diese Heimkehr löst Erinnerungen an ihre Kindheit und Jugend aus, die von Alkoholismus,

22 Waldenfels: *Sozialität und Alterität*, S. 22 (Hervorhebung im Original).

23 Ebd., S. 241.

Gewalt und der Trennung der Eltern gezeichnet war. Der Roman erzählt auch von dem Gefühl der Scham aufgrund ihrer Herkunft und ihrer gebrochenen Bildungsbiografie. Sie verlässt das Gymnasium und holt das Abitur schließlich auf dem zweiten Bildungsweg nach. Der Text beginnt folgendermaßen:

Die Luft verändert sich, wenn man über die **Schwelle** des Ortes tritt. Eine feine **Säure** liegt darin, etwas dicker ist sie, als könnte man den Mund öffnen und sie kauen wie Watte. **Niemandem hier fällt das mehr auf**, und auch mir wird es nach ein paar Stunden wieder vorkommen wie die einzig mögliche Konsistenz, die Luft haben kann. Jede andere wäre eine fremde. **Auch mein Gesicht verändert sich am Ortsschild, versteinert zu dem Ausdruck, den mein Vater mir beigebracht hat** und mit dem er noch immer selbst durch die Straßen geht. **Eine ängstliche Teilnahmslosigkeit, die bewirken soll, dass man mich übersieht. Ich übertrete die Schwelle** an der Endhaltestelle, wo die Busse eine Schleife fahren und dann vor dem Haupteingang des Friedhofs eine Pause einlegen. Hier **verändert sich das Licht**, wie **gestrichener Ton spannen sich mir die Wangen über den Knochen**, und mit jedem Schritt ragt eine der Laternen aus der Dunkelheit. Die Dächer der neben dem Weg zur Großen Eiche aufgereihten Einfamilienhäuser haben sich so scharf vom dahinterliegenden Himmel ab, dass ich sie selbst dann noch sehe, wenn ich für kurze Zeit die Augen schliesse, als hätte ich zu lang in die Sonne gestarrt.²⁴

Beobachtet man die Wahrnehmung der Hauptfigur, fällt ein Dreischritt von Feststellung, Erklärung/Begründung und Bewertung auf. Der Feststellung (die Luft verändert sich) folgt die Begründung (wenn man über die Schwelle des Ortes tritt), was dann in einem weiteren Schritt sofort bewertet wird (eine feine Säure). Im zitierten Absatz wiederholt sich dieses Schema insgesamt dreimal und durch die negative Bewertung entsteht der Eindruck einer feindlichen Umwelt, was letztendlich den Erfahrungen der Protagonistin entspricht. Die Umwelt wird auf der Grundlage dieser negativen Erfahrungen und Vorannahmen wahrgenommen und alles, was der Hauptfigur entgegentritt, erfährt sofort eine negative Beurteilung. Diese Wahrnehmung wirkt für alle an diesem Ereignis Beteiligte einschränkend – für die Protagonistin, die wahrgenommene Umwelt und den Leser, dem die Möglichkeit genommen wird, einen eigenen Blick auf die Dinge zu werfen. Der Blick wird von der emotionalen Verfasstheit der Erzählerin gelenkt, wodurch eine geschlossene und ich-zentrierte Perspektive entsteht, die den Dingen ihre Eigenart nimmt und dem Leser die Möglichkeit der Deutung. Die Wahrnehmung geht ausschließlich vom Eigenen aus und reproduziert dabei bereits existierende Vorannahmen, das Andere ist lediglich Objekt dieser Wahrnehmung, bleibt selbst jedoch stumm. Man könnte diese Wahrnehmung als »wiedererkennendes Sehen« bezeichnen, »das sich im Gesehenen ein-

24 Ohde: *Streulicht*, S. 7 (Hervorhebung A. L.).

richtet und in ihm zur Ruhe kommt«,²⁵ sich selbst also nicht hinterfragt und auch das Potenzial seines Gegenübers nicht wahrnimmt, wodurch es auch nicht zu einer Begegnung im eigentlichen Sinne kommen kann. Der Zwischenraum, in dem sich diese Begegnung abspielen könnte, wird von dem Wahrnehmenden nicht wahrgenommen und vom Wahrgenommenen nicht betreten.

Bei dem zweiten Text handelt es sich um den Roman *Kruso* (2014) von Lutz Seiler. Der Text erzählt in der dritten Person aus der Perspektive der Hauptperson die Geschichte des Studenten Ed, der versucht, den Tod seiner Freundin zu verarbeiten. Er reist nach Hiddensee, wo er in einer Gaststätte im Abwasch arbeitet. Dort lernt er den charismatischen Kruso kennen und zwischen den beiden entwickelt sich eine tiefe Zuneigung. Die Handlung spielt im Sommer und Herbst 1989, kurz vor dem Fall der Berliner Mauer. Viele der Inselbewohner und der Gäste verlassen die Insel, um sich auf den Weg in den Westen zu machen. Nachdem auch Kruso die Insel verlässt, bleibt Ed allein zurück. Der Epilog des Romans erzählt von Eds sehr viel späteren Reise nach Dänemark, wo er sich auf die Suche nach denjenigen Republikflüchtlingen macht, die auf der Flucht aus der ehemaligen DDR in der Ostsee ums Leben gekommen waren. Der Roman beginnt mit Eds Aufbruch an einem Bahnhof:

Kleiner Mond

Seit er aufgebrochen war, befand sich Ed in einem Zustand **übertriebener Wachsamkeit**, der es ihm verboten hatte, im Zug zu schlafen. Vor dem Ostbahnhof, der im neuen Fahrplan Hauptbahnhof hieß, gab es zwei Laternen, eine am Postgebäude schräg gegenüber und eine über dem Haupteingang, wo ein Lieferwagen parkte, **mit laufendem Motor**. Die Leere dieser Nacht **widersprach seinen Vorstellungen von Berlin, aber was wusste er schon von Berlin**. Bald kehrte er in die Schalterhalle zurück und verkroch sich auf einer der breiten Fensterbänke. In der Halle **war es so still**, dass er von seinem Platz aus das **Knattern hören konnte**, mit dem der Lieferwagen draußen abfuhr. Er träumte von einer Wüste. [...]. Als Ed die Augen aufschlug, sah er das cremeglänzende Gesicht eines Mannes, **so nah, dass er es zuerst nicht überblicken konnte**. Der Mann war alt und sein Mund gespitzt, **als wollte er pfeifen – oder als hätte** er gerade geküsst.²⁶

In der hier inszenierten Wahrnehmung gibt es den Dreischritt von Feststellung, Erklärung und Bewertung nicht, denn der Blick beschreibt lediglich, was ihm entgegentritt, ohne es zu erklären oder zu bewerten. Die Wahrnehmung der Hauptfigur wird nicht erzählerisch aufgelöst, sondern inszeniert, indem ganz detailliert beschrieben wird, was Ed wahrnimmt, und nicht, was er dabei denkt oder wie er das Gesehene interpretiert. Ed befindet sich in einem Zustand übertriebener Wachsamkeit, eine aufmerk-

25 Waldenfels: *Sinnesschwellen*, S. 137.

26 Seiler: *Kruso*, S. 9 (Hervorhebung A. L.).

same Achtsamkeit, die Voraussetzung für eine kreativ-responsive Haltung ist. Darüber hinaus handelt es sich um eine ganzheitliche Wahrnehmung, an der alle Sinne beteiligt sind: Beschrieben wird nicht nur, was Ed sieht, sondern auch, was er hört und riecht. Das verweist einerseits darauf, dass die Wahrnehmung nicht gelenkt ist und andererseits auf den für Ed typischen Modus der »ästhetischen Wahrnehmung«, die eine »Konzentration auf das momentane Erscheinen der *Dinge*« impliziert, die gleichzeitig eine »Aufmerksamkeit für die Situation der *Wahrnehmung*« ist und damit an die unmittelbare Gegenwart rückgebunden ist.²⁷ Diese Intensität der Wahrnehmung verursacht, wie bereits Adorno formuliert, eine

Gegenbewegung zum Subjekt. Sie verlangt etwas wie Selbstverneinung des Betrachtenden, seine Fähigkeit, auf das anzusprechen oder dessen gewahr zu werden, was die ästhetischen Objekte von sich aus sagen und verschweigen. Ästhetische Betrachtung legt zwischen Betrachtenden und das Objekt zunächst Distanz.²⁸

Diese Distanz, in der das Wahrgenommene zu oszillieren beginnt, drückt sich in der Art aus, wie Ed versucht, das ihm Entgegentretende zu erklären: der gespitzte Mund, der entweder pfeifen oder küssen möchte. Durch die Verwendung der beiden Konjunktionen ›als‹ und ›oder‹ räumt der Text verschiedene Deutungsmöglichkeiten ein, wodurch ein vorschnelles Erklären und Beurteilen gar nicht möglich ist. Andererseits fällt aber auch die extreme Nähe zwischen den beiden Figuren auf: Ed sieht das Gesicht des Mannes so nah, dass er es nicht überblicken kann – die Wahrnehmung des Ganzen ist daher nicht möglich. Dieser ›kurzsichtige Blick‹ zwingt sowohl Ed als auch den Leser zu einem genauen Hinschauen, zu einer behutsamen Wahrnehmung, die das Objekt nicht fixiert, sondern gewissermaßen ertastet. Dadurch kann sich das Betrachtete in seinem So-sein förmlich auffächern und entgleitet der Vereindeutigung. Lévinas spricht in diesem Zusammenhang von einem Sehen ohne synoptische und totalisierende Objektivation, was sich im Text dadurch zeigt, dass weder Ed noch der Leser wissen, was eigentlich angeschaut wird.²⁹

Der Textauszug macht noch auf etwas anderes aufmerksam, nämlich auf die Tatsache, dass sich Ed des eigenen Standpunktes bewusst ist. Der Nebensatz »aber was wusste er schon von Berlin« problematisiert die Voreingenommenheit des Betrachters, was in Ohdes Text völlig fehlt. Gerade jedoch das Bewusstsein darüber, dass die eigene Perspektive bei der Betrachtung des

27 Seel: *Ästhetik des Erscheinens*, S. 38 (Hervorhebungen im Original).

28 Adorno, zit. nach Sturm: *Ästhetische Erfahrung*, S. 15.

29 Lévinas: *Totalität und Unendlichkeit*, S. 23.

Anderen ausschlaggebend ist und eigentlich einem unvoreingenommenen Sehen im Weg steht, ist ein wichtiger Punkt in der Logik des Antwortens.

Die Frage, die sich nun stellt, ist, was die in den beiden Texten inszenierte Wahrnehmung auslöst und wie sie das Geschehen und das Verhalten der Figuren beeinflusst. Zu untersuchen wäre also, ob die Wahrnehmung eine Affizierung durch das Andere zulässt und wie sich die jeweilige Antwort darauf gestaltet, was im Folgenden anhand von Textauszügen eruiert werden soll, die sich an die bereits zitierten direkt anschließen. Ohdes Text entwickelt sich folgendermaßen:

Als ich an der Großen Eiche ankomme, **ist mein Blick schon zu meinem alten geworden, ich bemühe mich, keinen bestimmten Punkt zu fixieren**, obwohl mich niemand dabei sehen kann, sich niemand auf der Straße befindet, dem meine Blicke auffallen könnten, nur hinter einzelnen Fenstern ist noch Licht, und Schattenrisse bewegen sich in den Räumen, stehen von ihren Fernsehsesseln auf, um sich bettfertig zu machen oder das Tablett mit dem Abendessen wegzubringen. **Es kommt mir vor, als müsste** hinter jeder Fassade der Tod lungern, **müssten** hinter den dunklen Fenstern Krankenbetten mit Dahinsiechenden verborgen sein. Kein Geräusch dringt durch die Straßen bis auf **das leise Brummen, das den Ort zu jeder Zeit erfüllt**, nachts fällt es besonders auf. **Ein weißes Rauschen**, das von der anderen Seite des Flusses herrührt und sich schon in meine Ohrmuschel gräbt, weich und rau zugleich, **wie ein vertrauter Deckenbezug sich auf der Haut anfühlt**. Auch das ist eine Eigenart des Ortes, die mir wie allen anderen hier schon nach wenigen Stunden **nicht mehr ungewöhnlich vorkommen** wird. Einzig an der letzten Kreuzung vor dem Haus begegnet mir doch jemand, ein Vater mit seiner kleinen Tochter, die an seiner Hand geht und unter einer der Laternen ihren eigenen Schatten entdeckt, er fächert sich um sie herum auf, mit ausgewaschenem Rand. Sie versucht im Spiel auf ihm herumzuspringen. »Stirb, du Schatten!«, ruft sie begeistert, und der Vater lächelt mich stolz an. Ich lächle zurück und **erwarte, dass mir dabei die Wangen von den Knochen bröckeln wie ausgedörrte Erde**.³⁰

Im Moment der Affizierung tritt das Andere als Appellant auf, als jemand, »der oder die sich an mich wendet, indem sich durch sprachliches, gestisches oder sonstiges Verhalten oder durch bloßes Befinden ein Anspruch kundtut«. ³¹ Um sich bei dieser Begegnung eines voreiligen Urteilens enthalten zu können, das ja zwangsläufig dazu führt, den Anderen eben nicht *in actu* wahrzunehmen, müsste ein Moment der Urteilsenthaltung eintreten, der mit Waldenfels als ›Epoché‹ bezeichnet werden soll. Dieser Begriff impliziert ein Aussetzen der bereits bestehenden Meinungen und Vorannahmen und er lässt sich mit einem Innehalten vergleichen, mit einer Haltung der Besinnung, in der eine Bewusstmachung der eigenen Standortgebundenheit erfolgt, eine Reflexion der Kontexte, in denen man sich bewegt, und als Beginn einer Beziehung mit dem Anderen, zu dessen Präsenz man sich

30 Ohde: *Streulicht*, S. 7f. (Hervorhebung A. L.).

31 Waldenfels: *Sozialität und Alerität*, S. 59.

positioniert. In dem hier zitierten Textausschnitt gibt es keinen solchen Moment, denn das, was auf die Hauptfigur zukommt, was sie wahrnimmt, wird deutlich vor dem Hintergrund ihres ›alten Blickes‹ wahrgenommen und beurteilt. Dieser Blick kann sich nicht ändern, wenn er nicht von außen dazu gedrängt wird, was jedoch in der hier geschilderten Szene nicht geschieht. So bleibt er in sich selbst eingeschlossen, einem Tunnelblick gleich, der nur das wahrnimmt, was ihm bekannt ist. Die Hauptfigur beschreibt ihren Blick zwar als einen unfixiert herumschweifenden, was eigentlich eine Voraussetzung für eine offene Wahrnehmung sein könnte; gleichzeitig jedoch ist es gerade ihr Blick, der die Umwelt festschreibt und beurteilt und der die Grundproblematik des Textes bereits aufwirft: Die Hauptfigur bewertet alles, was sie sieht, und jeden, dem sie begegnet, aufgrund der eigenen Überzeugungen und emotionalen Verfasstheit, die Folge ihrer Sozialisation als Migranten- und Arbeiterkind sind. Ihre Selbstwahrnehmung, die sie nicht hinterfragt, kreist um die Gefühle der eigenen Wertlosigkeit und Nichtzugehörigkeit, die sie auf die Außenwelt projiziert. Insofern *muss* ihr die Außenwelt feindlich und negativ erscheinen und daher sieht sie nur das, was sie sehen will. Daher die abwertende Bewertung dessen, was sie hinter den Fenstern und Fassaden vermutet – nicht einmal sieht. Die Antwort kann dementsprechend nicht produktiv bzw. kreativ sein, auch wenn der Konjunktiv in dem Satz, der die Antwort einleitet (»Es kommt mir vor, als müsste hinter jeder Fassade der Tod lungern, müssten hinter den dunklen Fenstern Krankenbetten mit Dahinsiechenden verborgen sein.«), zunächst Offenheit impliziert – der Konjunktiv verweist ja auf die Existenz anderer Möglichkeiten. Die vermeintliche Offenheit erweist sich jedoch als Thematisierung der eigenen Wahrnehmung, denn es tut sich hier kein Zwischenraum auf, in dem sich die Hauptfigur auf kreativ-responsive Weise auf das Andere zubewegen würde. Im Gegenteil dazu normalisiert sie das Andere, indem sie es in ihre eigene Verfasstheit und ihr eigenes Opfernarrativ einordnet. Was ihr dennoch auffällt – beispielsweise ein weißes Rauschen, das den Ort erfüllt – wird abgewertet. Der Blick der Hauptfigur schreibt in einem Maße fest, das auch beim Leser keine eigene Sichtweise aufkommen lässt, was letztlich manipulativ und langweilig wirkt, da der Leser – wie die Hauptfigur – keine wirkliche Erfahrung macht. Vor dem Hintergrund der Frage nach einem ethischen Schreiben scheint das insofern problematisch, als sich der Leser mit einer festgelegten Ordnung konfrontiert sieht, die im Text als Ausgangspunkt *jeglicher* Erfahrung erscheint, was einer ethischen Responsivität eigentlich nicht entspricht, denn die Herausforderung der Ethik besteht nicht in der Errichtung von Ordnungen, sondern darin, auf das jeweilige Gegenüber in einer singulären Weise zu antworten.

In die Einförmigkeit dieser Szene bricht dann doch etwas ein, das die Hauptfigur aufwühlt. Sie trifft einen Vater, der mit seiner kleinen Tochter spazieren geht. Stolz lächelt er die Hauptfigur an, die das Lächeln auch erwidert – eine Beziehung beginnt. Diese erweist sich allerdings erneut als Projektionsfläche des Eigenen, da die Hauptfigur erwartet – also intendiert –, dass diese Beziehung etwas Negatives in ihr auslösen wird, nämlich die Erinnerung an ihre schwierige Beziehung zum eigenen Vater, die in der nächsten Szene dann auch geschildert wird. Der Andere, der ihr entgegentritt, spiegelt sie selbst wider, was an sich Teil des responsiven Geschehens ist, denn indem »ich sehe, daß du mich siehst, sehe ich mich, wie ich mich selbst nicht sehen kann«,³² d.h. in der Begegnung mit dem Anderen erfährt sich das Subjekt auf eine ihm fremde Weise neu. Das scheint zumindest in der hier inszenierten Begegnung jedoch nicht der Fall zu sein, denn die Begegnung hinterlässt bei der Hauptfigur keine Spuren, verändert nichts. Und auch der Andere ist nicht wirklich an dieser Begegnung beteiligt, da er lediglich als Projektionsfläche fungiert.

Die Inszenierung von Pathos und Respons, von Widerfahrnis/Affizierung und Antwort gestaltet sich in dem Roman *Kruso* auf ganz andere Weise. In der Eingangsszene auf dem Bahnhof wird Ed von einem alten Mann aus dem Schlaf gerissen, sieht sein Gesicht und schreckt auf.

Augenblicklich **zuckte** Ed **zurück**, und **der Küsser hob die Arme**. »Oh, Verzeihung, Verzeihung, tut mir sehr leid, ich möchte – wirklich nicht stören, junger Mann.« [...] Der Alte **roch** nach Florena-Creme, sein braunes Haar war in einem steifen glänzenden Bogen nach hinten gelegt. »Es ist nur so«, begann seine **flötende** Rede, »dass ich gerade mitten in einem Umzug bin, einem großen Umzug, und jetzt haben wir schon Nacht, Mitternacht, viel zu spät, dummerweise, und von meinen Möbeln steht noch ein Schrank, ein wirklich guter, wirklich großer Schrank, draußen auf der Straße...« Während Ed sich erhob, zeigte der Mann auf den Ausgang des Bahnhofs. »Es ist ganz in der Nähe, gar nicht weit, wo ich wohne, keine Angst, nur vier, fünf Minuten von hier, bitte, danke, junger Mann.« Für einen Moment hatte er das Anliegen des Alten ernst genommen. Seine Hand **zupfte** an Eds überlangem Pulloverarm, als wollte er ihn führen. »Ach kommen Sie, bitte!« Dabei begann er die Wolle langsam nach oben zu riffeln, unmerklich, mit Bewegungen, die allein im Radius seiner talgweichen Fingerspitzen angesiedelt waren, und schließlich **spürte** Ed ein sanftes, elliptisches Reiben am Puls. »Du willst doch mit...« Fast hätte Ed den Alten umgestoßen, beiseitegerammt, jedenfalls war er viel zu heftig gewesen. »Man wird doch noch fragen dürfen!«, **kreischte** der Küsser, **aber nicht laut, eher zischelnd, fast stumm**. Auch sein Taumeln wirkte gespielt, wie ein kleiner, einstudierter Tanz. Sein Haar war ihm in den Nacken gerutscht, und im ersten Moment **begriff Ed nicht**, wie das geschehen konnte, und **erschrak** über den Anblick des plötzlich kahlen Schädels, der wie ein kleiner, unbekannter Mond im Halbdunkel der Schaltherhalle schwebte. »Tut mir leid, ich – habe jetzt keine Zeit«, Ed wiederholte »keine Zeit.«³³

32 Waldenfels: *Sozialität und Alterität*, S. 61 (Hervorhebung im Original).

33 Seiler: *Kruso*, S. 9f. (Hervorhebung A. L.).

Betrachtet man die Reaktion der Hauptfigur in diesem Textabschnitt, fallen Zusammenzucken und Erschrecken auf, beides körperliche Reaktionen als Folge einer starken Irritation oder Affizierung. Die Begegnung mit dem Anderen äußert sich in einer »leibhaftigen Wirkung« bzw. in einem »affektiven Überschuss«,³⁴ der dazu führt, dass der Getroffene eine Schwelle überschreitet, nämlich die Schwelle des Eigenen hin zum Anderen, wodurch eine Beziehung beginnt. Auch der Alte, auf den Ed in der zitierten Textstelle stößt, scheint getroffen: Er hebt genau in dem Moment, als Ed zurückzuckt, die Arme, wodurch der erwähnte affektive Überschuss zum Ausdruck kommt. Damit beginnt eine Beziehung zwischen den beiden Figuren, wodurch sich bereits eines der Hauptthemen des Textes abzeichnet: Die Beziehung zu Anderen und die Teilhabe an ihnen durch die Abkehr vom Ich als Zentrum der Welt.

Der Alte richtet einen Appell an Ed, fordert ihn zu einer Handlung auf, was Ed zunächst zurückweist, doch der Alte rückt ihm sozusagen zu Leibe: mit seinem Geruch, den Ed nicht mehr vergessen soll, mit seiner »flötenden Rede«,³⁵ damit, dass er ihn am Pullover zupft. Der Mann drängt sich ihm in einer Weise auf, dass Ed ihm gar nicht ausweichen kann, obwohl er das zunächst versucht. In dieser Szene stehen weder Ed noch der Alte im Mittelpunkt des Geschehens, sondern das, was zwischen ihnen geschieht: Die Affizierung durch den Anderen, der dem jeweils Anderen buchstäblich widerfährt, und die Antwort darauf. Diese formt sich im und durch das Wahrnehmen des Anderen. Eds Wahrnehmung lässt sich von dem leiten, was ihm entgegentritt, ohne dass ein Gesamtbild zustande kommen würde. Er sieht nur Details und nicht deren Zusammenhang, was ihm zunächst Unbehagen bereitet, denn er *versteht* nicht, was er sieht, kann es nicht in bereits bekannte Ordnungen einordnen. Er will diesem Unbehagen ausweichen, stößt den Alten zurück, behauptet, keine Zeit zu haben. Doch die Affizierung durch das Fremde lässt ihn nicht mehr los, ist so unausweichlich, dass er schließlich doch darauf reagiert.

Wodurch nun unterscheidet sich diese Reaktion von jener im Roman *Streulicht*? Nimmt dort die Hauptfigur alles vor dem Hintergrund der eigenen Vorannahmen wahr, was besonders durch den Dreischritt von Feststellung, Begründung und Bewertung deutlich wird, also ein Sehen impliziert wird, das sofort *versteht*, scheint es bei Ed um ein Sehen zu gehen, »das sieht, bevor es versteht, was es sieht«. ³⁶ Der Sinn des Angeschauten ist nicht

34 Waldenfels: *Sozialität und Alterität*, S. 21.

35 Seiler: *Kruso*, S. 9.

36 Waldenfels: *Sinnesschwellen*, S. 171.

gegeben und wird auch nicht vorweggenommen, sondern das Sehen wohnt sozusagen der Entstehung des Sinns bei. Im Unterschied zur Hauptfigur in Ohdes Roman, die ausschließlich von ihrem Standpunkt aus die sie umgebende Welt bestimmt, entsteht in *Kruso* die Welt vor den Augen der Hauptfigur unter Mitwirkung dessen, was ihr widerfährt. Exemplarisch dafür ist m.E. die Bezeichnung ›kleiner Mond‹, die als Überschrift des ersten Kapitels dient. Dass damit die Glatzköpfigkeit des Alten gemeint ist, erschließt sich erst später im Text und auch hier erst durch eine indirekte Beschreibung (vgl. das Zitat: der kahle Schädel des Mannes erscheint Ed zunächst wie ein kleiner Mond). Dieses indirekte Sprechen ist die Inszenierung einer kreativen Antwort, die nicht wiedergibt, was sie wiedererkennt, sondern die sichtbar macht, was noch nicht sichtbar ist – und zwar, indem sie auf das reagiert, was ist. Eds Wahrnehmung ist tatsächlich intentionslos: Sein Blick ist weder auf etwas gerichtet noch klassifizierend, und die Beschreibung dessen, was er sieht, macht dieses lebendig. Es oszilliert, was sich auch auf den Leser überträgt, der an der Sichtbarmachung beteiligt ist, da auch er deuten muss und nicht mit Deutungen konfrontiert wird. Insofern kann man Waldenfels zustimmen, der feststellt: »Die Ordnung des Sichtbaren entsteht *mit dem Sehen* und *mit den Dingen* im Zuge einer Erfahrung, die sich *zwischen* Gesehenem, Sehendem und Mitsehendem abspielt und dem Geburtsstadium nie völlig entwächst.«³⁷ Der kleine Mond ›schwebt‹ sozusagen zunächst referenzlos im Text und das vorübergehende Ausschalten der Referenz ist Teil einer kreativen Antwort, die sich »nicht sofort auf die hochgespannte Ebene der *Begründungen* begibt, sondern die zunächst auf *tiefer* gelagerten Ebenen vorsichtiger nachfragt, bevor sie mit Gründen argumentiert oder Begründungen hinterfragt.«³⁸ Eds Wahrnehmung nimmt wirklich »Rücksicht auf die phänomenale Individualität«³⁹ dessen, was er sieht, wodurch dieses tatsächlich Ausgangspunkt des eigenen Sprechens wird. Durch die Konfrontation mit dem alten Mann, der trotz seiner Präsenz doch unwirklich wirkt, scheinen seine Sinne noch sensibler, und es fallen ihm weitere »verhuschte Gestalten« auf, »die mit winzigen Signalen auf sich aufmerksam zu machen versuchten und gleichzeitig bemüht schienen, ihre Anwesenheit zu vertuschen. Einer hob einen braunen Dederonbeutel in die Luft, zeigte darauf und nickte ihm zu.«⁴⁰ Die Intensität der Wahrnehmung relativiert die eigene Position, denn Ed erfährt sich nicht mehr als ein von

37 Waldenfels: *Der Stachel des Fremden*, S. 209 (Hervorhebung im Original).

38 Kapust: *Responsive Philosophie*, S. 32 (Hervorhebung im Original).

39 Seel: *Ästhetik des Erscheinens*, S. 56.

40 Seiler: *Kruso*, S. 10.

der Welt distanzierteres Subjekt, sondern als ein mit ihr verflochtenes. Ed bewegt sich dadurch auf den Anderen zu und obwohl er kein umfassendes Bild von seinem Gegenüber hat, ihn und seine Handlungen nicht versteht, folgt er ihm. Im Text heißt es weiter:

Der erhobene Dederonbeutel – Ed hatte nicht verstanden, was er bedeuten sollte, aber schließlich war es auch das erste Mal, dass er eine Nacht im Bahnhof verbrachte. Obwohl er inzwischen beinahe sicher sein konnte, dass der Schrank nicht wirklich existierte, sah Ed das Möbelstück des Alten mitten auf der Straße, und jetzt tat es ihm leid – nicht eigentlich der Mann, nur das, was von nun an damit zusammenhängen würde: der Florena-Geruch und ein kleiner Mond ohne Haare. Er sah, wie der Alte zurücktappte zu seinem Schrank, ihn aufschloss und hineinkroch, um zu schlafen, und **für einen Augenblick empfand Ed die Bewegung, mit der er sich einrollte und abwandte von der Welt, so stark, dass er sich gern zu ihm gelegt hätte.**⁴¹

Die Verflechtung mit dem Anderen führt dazu, dass sich Ed einlässt und Anteil nimmt: Er empfindet die Bewegung des Anderen nach. Die Aufforderung durch den Anderen, die er nicht versteht (der Dederonbeutel, dessen Bedeutung er nicht versteht, die zweifelhafte Existenz des Schanks, der zweifelhafte Umzug des Mannes), bewirkt in Ed eine Veränderung: Aus der ursprünglichen Abwehr und dem Versuch, den Anderen zu ignorieren, entwickelt sich eine Hinwendung zum Anderen, die kein intentionaler Akt ist, sondern spontan erfolgt: »jetzt tat es ihm leid«. Eds Umgang mit dem Anderen erwächst einem Ethos des Antwortens, das darin besteht, dass das ethische Verhalten dem Anderen gegenüber nicht Teil einer bereits bestehenden Moral ist, die als Gesetz dienen würde, sondern im Moment des Antwortens als Ausdruck der Aufmerksamkeit und der Achtung gegenüber dem Anderen und sich selbst – nämlich dem eigenen Körper gegenüber – erst entsteht, worauf nun abschließend kurz eingegangen werden soll.

3. Schlussbetrachtungen

Ergeben sich nun im Feld der ethisch ausgerichteten Literaturwissenschaft durch das hier skizzierte Analysemodell neue Sichtweisen, wie anfangs behauptet? Man könnte diesen Ansatz auch als Antwort auf die Herausforderungen verstehen, denen sich die ethisch ausgerichtete Literaturwissenschaft bislang zu stellen hat, nämlich der Instrumentalisierung literarischer Texte, die dazu führt, dass diese Teil eines oftmals unhinterfragten »moralisch-philosophischen Diskurses«⁴² werden, den sie weiterschreiben und repro-

41 Ebd., S. 11f. (Hervorhebung A. L.).

42 Maaß: *Höflichkeit – Dummheit – Eigenschaftlosigkeit*, S. 80.

duzieren. Der literarische Text dient dann der Veranschaulichung einer moralisierenden Perspektive, die ihrerseits einem normativen Ethikbegriff verpflichtet zu sein scheint.⁴³ Das könnte in der Tat problematisch sein, da dadurch der Text nicht nur seine Autonomie als Kunstwerk verliert, sondern der ethische Anspruch literarischer Texte und der Literaturwissenschaft mit Formen der Gesetzesmoral oder der Diskursethik verwechselt wird. Andererseits scheint aber auch die Behauptung, literarische Texte seien aufgrund ihrer Offenheit per se ethisch, wenig überzeugend, denn Autoreferenzialität, Polyvalenz und Fiktionalität, die die Offenheit literarischer Texte gewährleisten, sind ja nicht an sich ethisch, sie sind unabhängig davon genuine und universale Merkmale literarischer Texte. Problematisch wird es dann, wenn Literarizität als Bestimmungsmerkmal literarischer Texte ein ethischer Wert zugeschrieben wird, der Text also nur daraufhin gelesen und zusätzlich bewertet wird. Literatur ist ja nicht nur ein ästhetisches Produkt mit einer bestimmten materiellen und strukturellen Konkretheit, sondern auch Teil eines diskursiven Umfelds, zu dem sie sich positioniert, das sie beobachtet und beobachtbar macht. Die Behauptung, die aus der Literarizität resultierende Offenheit literarischer Texte sei an sich ethisch, gründet m.E. in einer veranschlagten außerliterarischen Funktion literarischer Texte: Man will sie als ethische lesen. Darüber hinaus ist das Hauptanliegen der modernistischen Ästhetik, aus der sich das Prinzip der Offenheit ableitet, ja kein genuin ethisches, sondern es geht hierbei eher um die Darstellung jener Prozesse, die mit der Moderne einsetzen, wie beispielsweise die Infragestellung von Konzepten wie Subjekt, Wahrnehmung, Moral usw., aber auch und vor allem um die Infragestellung der (literarischen) Tradition an sich. Insofern ist die offene Form Teil der modernistischen Ästhetik, die sicherlich zu einer vertieften Einsicht in das Funktionieren von Welt beiträgt, allerdings unter anderen historischen Voraussetzungen steht. Diese haben sich in der Tat geändert, und die (interkulturelle) Literaturwissenschaft, die ebenfalls Teil eines gesellschaftlichen Umfelds ist, bemüht sich ja auch darum, auf die Herausforderungen *ihrer* Zeit zu antworten, die nicht nur immer unübersichtlicher wird, sondern auch ganz konkrete Probleme mit sich bringt, wobei der Umgang mit Fremdheit und Andersheit nur eines von vielen ist. Vor diesem Hintergrund stellt sich natürlich die Frage, wie man dem Anderen begegnen kann, ohne in eine chauvinistische Haltung zu verfallen, die sich an einer oftmals unreflektiert bleibenden normativen Ethik orientiert. Es geht umgekehrt aber auch um die Frage, wie sich eine Haltung umgehen lässt, die alles gut findet, *weil* es fremd ist. Beide Hal-

43 Vgl. hierzu ausführlich ebd., S. 78–101.

tungen entwickeln sich aus vorgefassten Ansichten. Genau das versucht Waldenfels mit seiner responsiven Ethik zu umgehen, die von der Leiblichkeit, der körperlichen Erfahrung als unkontrollierbarem Affekt ausgeht. Indem Körperlichkeit, Materialität und Affekt zum Ausgangspunkt der je individuellen Erfahrung werden, wird »der Körper anstelle des Geistes als Gegenstand und Quelle ethischen Denkens«⁴⁴ in den Vordergrund gerückt. Dadurch ist zumindest theoretisch und temporär ein Zurücktreten von festen Meinungsätzen möglich. Waldenfels spricht in diesem Zusammenhang von einem Ethos der Sinne und einem Ethos des Antwortens, deren Begründung auf die Herausforderungen unserer Zeit zu antworten scheint: »Das moralische Urphänomen besteht nicht darin, dass es bestimmte Gesetze gibt, sondern darin, dass mich überhaupt jemand anderer und etwas anderes in Anspruch nimmt und dabei meiner Initiative zuvorkommt.«⁴⁵ Im Antworten auf die Herausforderungen durch den Anderen stehen also weder vorgefasste moralische Ansichten noch ein selbstherrliches Subjekt, sondern das, was zwischen mir und dem Anderen geschieht.

Aus dem Angeführten könnte nun der Vorwurf entstehen, dass auch in den vorliegenden Analysen die literarischen Texte als Beispiel von Responsivität instrumentalisiert werden, ihnen also eine vorgefasste Deutung aufgezwungen wird. Geht man jedoch davon aus, dass literarische Texte in erster Linie ästhetische Objekte sind, in denen Wahrnehmung inszeniert wird, dann sind Beobachtung und Beschreibung dieser Wahrnehmung ein responsives Geschehen, das von dem ausgeht, was genuin ästhetisch ist: Von der Wahrnehmung und der Entstehung von Welt durch Wahrnehmung im Text. Insofern konzentriert sich die Analyse in erster Linie auf das, was Literatur zu einem ästhetischen Objekt macht und nicht auf die jeweiligen Kontexte oder Forscherinteressen. Diesem Gedanken ist die hier praktizierte Methode des ›close reading‹ geschuldet, mit deren Hilfe das Wahrnehmungsgeschehen – also die ästhetischen Prozesse – im Text beschrieben werden können, die dann wiederum als Ausgangspunkt einer weiterführenden Analyse dienen können, in der die kulturellen und historischen Kontexte berücksichtigt werden. Das hier vorgeschlagene Analysemodell lenkt die Aufmerksamkeit jedoch zunächst auf den Text selbst, ohne diesen und die von ihm ausgehende Wirkung durch ein Zuviel von Vorwissen zu verstellen.

Zum Schluss ergibt sich die berechtigte Frage nach dem Mehrwert einer solchen Analyse. Zum einen geht es, wie bereits ausgeführt, um die Fokus-

44 Ebd., S. 98.

45 Waldenfels: *Schattenrisse der Moral*, S. 133.

sierung auf den literarischen Text selbst, auf seine Machart und sein ästhetisches Potenzial, was in der ethisch ausgerichteten Literaturwissenschaft oftmals unterbelichtet bleibt. Es geht aber auch um die Bewusstmachung von Wahrnehmung, darum, wie Wahrnehmung funktioniert und was sie anrichtet: Schränkt sie ein und normalisiert sie oder schafft sie Raum für Begegnung und Entwicklung? Es stellt sich außerdem die Frage, ob dieses Analysemodell als Klassifizierungsmodell dienen könnte, mit dessen Hilfe literarische Texte als kreativ-responsive bzw. reproduzierend-responsive unterschieden werden könnten und ob sich dadurch möglicherweise neue Deutungen ergeben – auch für ältere Texte. Für die vorliegende Analyse wurden zwei Texte der zeitgenössischen Gegenwartsliteratur gewählt, die, so Stephanie Waldow, den Schreibenden und die Leser wieder stärker in die Verantwortung nimmt, indem sie die Begegnung mit dem Anderen inszeniert,⁴⁶ was sicherlich eine Tendenz der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur ist. Ob und in welchem Maße das vorgeschlagene Analysemodell zur Responsivität literarischer Texte auf historische Entwicklungen einzugehen hätte, müsste allerdings in einer umfassenderen Studie eruiert werden.⁴⁷

Literaturverzeichnis

- Busch, Kathrin; Därmann, Iris: *Vorwort*. In: *Philosophie der Responsivität. Festschrift für Bernhard Waldenfels*. Hgg. Kathrin Busch, Iris Därmann, Antje Kapust. München: Wilhelm Fink 2007, S. 7–14.
- Kapust, Antje: *Responsive Philosophie. Darlegung einiger Grundzüge*. In: *Philosophie der Responsivität. Festschrift für Bernhard Waldenfels*. Hgg. Kathrin Busch, Iris Därmann, Antje Kapust. München: Wilhelm Fink 2007, S. 15–33.
- Lévinas, Emmanuel: *Totalität und Unendlichkeit*. Freiburg, München: Karl Alber 2008.
- Maaß, Sarah: *Höflichkeit – Dummheit – Eigenschaftslosigkeit. Die Ethik des Neutrums bei Robert Musil und Robert Walser*. Paderborn: Wilhelm Fink 2020.
- Merleau-Ponty, Maurice: *Phänomenologie der Wahrnehmung*. 6. Aufl. Berlin: De Gruyter 1974.
- Ohde, Deniz: *Streulicht*. Berlin: Suhrkamp 2020.
- Öhlschläger, Claudia. *Einleitung*. In: *Narration und Ethik*. Hg. dies. München: Wilhelm Fink 2009.
- Seel, Martin: *Ästhetik des Erscheinens*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003.
- Seiler, Lutz: *Kruso*. Berlin: Suhrkamp 2014.
- Seiler, Lutz: *Stern 111*. Berlin: Suhrkamp 2020.

46 Waldow: *Schreiben als Begegnung mit dem Anderen*, S. 11.

47 Finanzielle Unterstützung durch die Slowenische Forschungsagentur (Forschungsgruppe Nr. P6-0265).

- Sturm, Hermann: *Ästhetische Erfahrung als Erfassen des Fremden beim Graben, Reisen, Messen, Sterben*. In: *Das Fremde*. Hg. ders. Aachen: Rader 1985, S. 7–99.
- Waldenfels, Bernhard: *Topographie des Fremden*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997.
- Waldenfels, Bernhard: *Der Stachel des Fremden*. 3. Aufl. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1998.
- Waldenfels, Bernhard: *Sinnesschwellen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1999.
- Waldenfels, Bernhard: *Bruchlinien der Erfahrung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2002.
- Waldenfels, Bernhard: *Grundmotive einer Phänomenologie des Fremden*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2006.
- Waldenfels, Bernhard: *Schattenrisse der Moral*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2006.
- Waldenfels, Bernhard: *Antwortregister*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2007.
- Waldenfels, Bernhard: *Sozialität und Alterität*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2015.
- Waldow, Stephanie: *Schreiben als Begegnung mit dem Anderen*. München: Wilhelm Fink 2011.

Neva Šlibar | Ljubljana, neva.slibar@guest.arnes.si

Bodo Kirchhoffs *Widerfahrnis* mit Waldenfels gelesen

Überlegungen zur Anwendung von Bernhard Waldenfels' ›Widerfahrnis‹ und ›Responsivität‹ bei der Literaturanalyse

[Die] Risse der Fremdheit [...] sind somit keine Schäden, sie sind das, was die Lebenswelt aufsprengt, am Leben hält und sie vor dem Absinken in das Gleichmaß purer Normalität bewahren könnte. (Bernhard Waldenfels)

1. ›Widerfahrnis‹ als Deutungsauftakt und literarisches/ästhetisches Element

Dem Begriff ›Widerfahrnis‹ widmet das Grimmsche Wörterbuch keinen eigenen umfassenden Eintrag,¹ sondern verweist auf das Verbum »wi(e)derfahren«, wo es ausführlich und auf mehr als vier Seiten in acht Spalten erörtert wird.² Seine edle Patina im heutigen Gebrauch dürfte von seiner Seltenheit und seinem Alter herrühren. Tatsächlich ist das Verbum bereits im Althochdeutschen nachzuweisen, wie zu Beginn des Eintrags nachzulesen ist:

in älterer sprache ›zurückkehren, -gehen‹ und ›entgegengehen, -kommen, begegnen‹ (I). aus letzterer bedeutung

Kirchhoffs Novelle bietet sich bereits vom Titel her als literarische Inszenierung von Waldenfels' Reflexionen zur Responsivität an. Eine Textdeutung auf der Ebene des erzählten Geschehens ist auch das Hauptanliegen des Beitrags. Literaturwissenschaftliche Relevanz erhält der Versuch durch die Einsicht der breiten Anwendbarkeit einer ›Widerfahrnis-Matrix‹ – von den verschiedenen Ebenen der Kommunikation über Genretypologisches bis zur Uneinholbarkeit des Literarischen. Die dem Dreischritt von Widerfahrnis/ Pathos – Affizierung – Respons folgende Analyse offenbart die Komplexität der Phänomene, aber auch weiterführende Dilemmata der Zuordnung und Bewertung aller drei Responsivitätselemente.

1 Grimm/Grimm: Deutsches Wörterbuch. Lfg. 7 (1959), Bd. XIV,I,II (1960), Sp. 970, Z. 71.

2 Ebd., Sp. 962–970, ab Z. 50.

*entsteht im mhd. der übertragene gebrauch im sinne von ›geschehen, zuteil werden, begegnen, zustoszen‹ (II). ags. wipfaran, ahd. widar- (widir-, widiri-) faran, widerfaren, mhd. widervarn, mnl. wedervaren, nl. we(d)ervaren. auf entlehnung des mnd. weddervaren beruht das vorhandensein des wortes im nordischen [...]*³

In Bodo Kirchoffs Novelle *Widerfahrnis*, erschienen 2016 und mit dem Deutschen Buchpreis ausgezeichnet, wird der Bedeutungsvielfalt des Begriffs Tribut geleistet, während Bernhard Waldenfels in seiner Responsivitätstheorie den übertragenen Gebrauch von ›Widerfahrnis‹ zunächst als deutschen Ausdruck für ›Pathos‹ einsetzt, für etwas, das uns zustößt und einen »affektiven Überschuss« in Form von »Erstaunen, Erschrecken oder Befremden« hervorruft.⁴ Im Kontext seiner Phänomenologie des Fremden zeigt sich indes auch das Zutreffen der konkreten Bedeutungen des Verbuns ›wi(e)derfahren‹, da Waldenfels auf das Begegnen, das Entgegengehen, das Sich-dem-Fremden-Aussetzen zielt.

Die Übereinstimmung von Kirchoffs Buchtitel und Waldenfels' Begrifflichkeit fungierte zunächst als Auslöser für die Frage, welche Einsichten zu Kirchoffs Novelle vor dem Hintergrund von Waldenfels' Responsivitätstheorie – vor allem seinem Verständnis von Widerfahrnis als einem der zentralen Begriffe seiner Theorie des Fremden – eingebracht werden könnten. Dies, eine Textanalyse und -deutung, primär auf der Ebene des erzählten Geschehens, ist auch das Hauptanliegen dieses Beitrags. Literaturwissenschaftliche Relevanz erhält der Versuch indes, wenn man den Blick weitert und sich vergegenwärtigt, was alles im literarischen Feld in einer ›Widerfahrnis-Matrix‹ untersucht werden könnte. Von Einzelanalysen ausgehend bieten sich vielfältige Möglichkeiten an, die hier nur angerissen werden: Wendet man Widerfahrnis nämlich allgemeiner als Matrix für Literatur an, entdeckt man, dass sie auch ein genuin literarisches Phänomen ist.⁵ Nachweisen lässt es sich von der Textwelt ausgehend, wo sie die ProtagonistInnen trifft und dramaturgisch oder narratologisch oft als Initialzündung, als Anstoß für die Handlung fungiert, zwiebelartig auch auf den nächsten Ebenen des literarischen Kommunikationsmodells.⁶ Die Matrix zeigt sich zunächst auf der Ebene des narrativen oder dramatischen Vermittlungskonzepts, aber natürlich davor bereits beim Produktionsvor-

3 Ebd., Sp. 962, Z. 50–57.

4 Waldenfels: *Sozialität und Alterität*, S. 21.

5 Dagegen hätte wohl der ›Antitheatraliker‹ Platon so einiges einzuwenden. Vgl. Busch/Därmann: »*pathos*«, S. 9.

6 Darauf gehe ich gegen Ende des nächsten Abschnitts ein.

gang⁷ und ganz besonders auch im Rezeptionsgeschehen.⁸ Aber auch über die einzelnen literarischen Texte hinaus kann die Widerfahrnis-Matrix auf Genreebene, literaturhistorisch synchron und diachron angewandt werden. Beispiele lassen sich zuhauf anführen: die antike griechische Dramatik ebenso wie das klassische Novellengenre, die Ballade ebenso wie bestimmte Roman- und Dramentypen. Goethes ›unerhörte Begebenheit‹ als Kennzeichen des Novellengenres bezeichnet ein Widerfahrnis, pathische Elemente enthält Aristoteles' Dramentheorie, vor allem in seinem Verständnis des »unschuldig-schuldigen« Helden, im »Umschlag vom Glück ins Unglück«⁹ und bezüglich der Katharsis,¹⁰ die man eingehender vergleichend untersuchen müsste.

Die Addition von Widerfahrnissen und die spezifische Responsart der Helden aus den Volksmärchen erscheinen diesbezüglich ebenso erörterenswert wie etwa die Parallelen und Unterschiede zu jenen des Schelmenromans. (Aus Bachtins Studie über Chronotope, die einen Überblick über die Geschichte des Romans vermittelt, lassen sich von der Antike an verschiedene Antworten auf die Herausforderungen von Widerfahrnissen in den unterschiedlichen Romantypen ablesen.) Der Einbruch des Phantastischen in den Alltag, wie wir ihn etwa von E. T. A. Hoffmann und Kafka kennen, einem Autor übrigens, der von Waldenfels mit großer Vorliebe zitiert wird, signalisiert ebenfalls Widerfahrnisse. Das Krimigenre setzt in der Regel mit einem Widerfahrnis ein, der radikalen Fremdheit des (gewaltsamen) Todes, arbeitet intensiv mit Affekten, geht aber dann den Weg der ›Normalisierung‹, d.h. löst das Doppelereignis Pathos und Respons auf, indem es sich (und die Lesenden) mit einer Wiederherstellung der Ordnung und dem Absehen vom Skandalon des Todes zufriedenstellt.

Diese rudimentäre Häufung möglicher Untersuchungsfelder soll die These stützen, dass die ›Widerfahrnis-Matrix‹ sinnvoll und erkenntnis-

7 In Kirchhoffs Novelle fikionalisiert durch die Protagonistin Leonie Palm, die auf ein existenzielles Widerfahrnis hin ein Buch schreibt. Ironisch kommentiert sie: »Unser Geschriebenes ist die einzige Wahrheit, die sich korrigieren lässt.« (Kirchhoff: *Widerfahrnis*, S. 58)

8 Daher auch die Brücke zur Literaturdidaktik, vgl. Mitterer: *Das Fremde in der Literatur*, S. 51: »Ein solches ›pathetisches Erlebnis‹ liegt auch der ästhetischen Erfahrung zugrunde und bedingt die eine, nämlich von Seiten des Kunstwerks herkommende Unvorhersagbarkeit, Unberechenbarkeit und auch – was für die empirische Forschung im Bereich der Literaturdidaktik schließlich ganz wesentlich ist – auf eine indirekte nachträgliche Art der Beobachtung reduzierte Zugänglichkeit des ästhetischen Rezeptionsprozesses.«

9 Aristoteles: *Poetik*, S. 39.

10 Vgl. Busch/Därmann: »*pathos*«, S. 9. In der Einleitung (S. 8) weisen Busch und Därmann auf den Beginn der abendländischen Philosophie als ›Patho-logie‹ hin: »als repressiver Diskurs, der die Patheme (im Sinne affizierender Ereignisse) entwurzelt, ihre Kräfte philosophisch aneignet und kontrollierbar macht«. Zur Antitheatralität Platons und Nietzsches Sicht s. ebd.

fördernd auf verschiedenen literaturwissenschaftlichen Argumentationsniveaus eingesetzt werden könnte, als ein hilfreiches Instrument unter anderen, um sich der Inkommensurabilität von Kunstwerken anzunähern. In meinem Beitrag wird die Matrix auf die Handlungsebene eines einzelnen Textes projiziert, es wird hier versucht, wie bereits erwähnt, Kirchoffs Novelle auf diesem Hintergrund zu analysieren und zu eruieren, welche Einsichten dadurch eröffnet werden. Die Parallele zwischen Waldenfels' Theorie und Kirchoffs Novelle liegt nicht nur im Begriff *Widerfahrnis*, sondern vor allem in der Begegnung mit verschiedenen Arten des Fremden und den Versuchen, darauf zu antworten.

2. Bernhard Waldenfels' Responsivitätstheorie im literaturwissenschaftlichen Kontext – ›Widerfahrnis-Matrix‹

Der Begriff der *Widerfahrnis* ist eingebettet in eine Responsivitätstheorie, die hier in aller Kürze vorgestellt werden soll. Ich gehe zunächst davon aus, dass sich die Phänomenologie des Fremden von Bernhard Waldenfels im literaturwissenschaftlichen Rahmen als Fundament für theoretische Strukturen und als Modellierungshilfe eignet. Die Literaturwissenschaft der letzten drei Jahrzehnte hat zunehmend einige Möglichkeiten wahrgenommen, die Waldenfels' Reflexionen auch für die Anwendung im literarischen Bereich bieten, doch es bleibt nach meiner Erkenntnis noch viel Anwendungsraum.¹¹

Mit seinem Buch *Antwortregister* von 1994 trachtet Waldenfels das philosophische Defizit wettzumachen, das der Frage das Primat einräumt und »dem Antworten [...] das Nachsehen« bleibe.¹² Bereits im Vorwort setzt Waldenfels die Weichen zu einem in Richtung auf Responsivität hin orientierten Antworten: »Das Antworten erscheint als die Art und Weise, wie wir auf das Fremde eingehen, ohne es durch Aneignung aufzuheben.«¹³ Den Begriff ›Responsivität‹ (oder mit Bachtin ›Antwortlichkeit‹) übernimmt er vom Neuropsychologen Kurt Goldstein, der darunter »die Fähigkeit eines Organismus beziehungsweise eines Individuums [versteht], adäquat auf

11 Vgl. etwa die Arbeiten von Leskovec: *Fremdheit und Literatur* und *Einführung in die interkulturelle Literaturwissenschaft*; Anwendung auf Literaturdidaktik: Mitterer: *Das Fremde in der Literatur*; der Beitrag von Mühr in dem vorliegenden Themenheft: *The Postcolonial Game*; Anwendung auf ein größeres Textkorpus mit Elementen der Fremde: Schmitz-Emans: *Seetiefen und Seelentiefen*. In der Dissertation von Sander: *Zuschauer des Lebens* wird der Affizierungsbegriff im Kapitel über Hackers *Habenichtse* eingebracht, aber nicht besonders differenziert und modellierend eingesetzt (vgl. S. 145–150, 190).

12 Waldenfels: *Antwortregister*, S. 13.

13 Ebd., S. 15.

Anforderungen eines Milieus zu antworten.«¹⁴ Ebenso wie Goldstein hält Waldenfels die Responsivität als einen »Grundzug des Verhaltens«,¹⁵ beide unterstreichen in der »Antwortfähigkeit«¹⁶ die Bedeutung der kreativen Lösung. Goldstein strebt über die »Normalisierung« bei seinen Patienten hinaus, »eine Antwortfähigkeit unter veränderten Bedingungen neu« zu entfachen und die »Antwortblockaden« zu durchbrechen.¹⁷

Waldenfels betont neben einem kreativen bzw. produktiven Respons auch die Uneinholbarkeit von Anspruch und Antwort zumindest durch zwei Elemente. Gerade dies erscheint im literarischen Feld als zentraler Einstiegs- und Anwendungspunkt: Responsivität »präsentiert sich als ein Doppelereignis aus Pathos und Respons. Unter dem griechischen Ausdruck *Pathos* oder dem deutschen Ausdruck *Widerfahrnis* verstehe ich die Urtatsache, daß uns etwas zustößt, zufällt, auffällt oder einfällt, daß uns etwas trifft, glückt und auch verletzt.«¹⁸ Diese »Erschütterungen«, die auch leise daher kommen können,¹⁹ affizieren uns leibhaftig, sie »produzieren im Erstaunen, Erschrecken oder Befremden einen affektiven Überschuss«.²⁰ Den Respons charakterisiert zum einen das Moment der »Unausweichlichkeit«,²¹ jenes der »Diastase« oder »Zeitverschiebung«,²² aber auch, dass das Selbst als »ein geteiltes Selbst«²³ erscheint. Der Unausweichlichkeit des Antwortens sind wir in der Konfrontation mit fremden Ansprüchen konfrontiert, denn zum Antworten fühlen wir uns genötigt.²⁴ Den Ausdruck »Diastase« setzt Waldenfels ein, um den zeiträumlichen Hiatus zwischen Anspruch und Antwort zu bezeichnen:

Was uns anspricht, [...] kommt immer schon zu früh, gemessen an unserer Eigeninitiative. Umgekehrt kommt unsere Antwort zu spät, gemessen an dem, was uns widerfährt. [...] Wir haben es mit einer originären Vorgängigkeit und einer ebenso originären Nachträglichkeit zu tun.²⁵

Das gespaltene Selbst bezieht sich darauf, dass wir einerseits sowohl Patienten wie Respondenten sind²⁶ und andererseits auf das Paradoxon,

14 Waldenfels: *Sozialität und Alterität*, S. 19.

15 Ebd., auch Waldenfels: *Responsive Ethik*, S. 71.

16 Waldenfels: *Sozialität und Alterität*. Die Antwortfähigkeit ist »Grundzug, der unser gesamtes leibliches Verhalten prägt und dabei eine Findigkeit des Körpers in Anspruch nimmt« (ebd.).

17 Ebd., S. 23.

18 Ebd., S. 20.

19 Vgl. ebd.

20 Ebd., S. 21.

21 Ebd., S. 22 (ebenso Waldenfels: *Responsive Ethik*, S. 78).

22 Waldenfels: *Responsive Ethik*, S. 78.

23 Ebd., S. 79.

24 Ebd., S. 78.

25 Ebd., S. 77f.

26 Vgl. ebd., S. 78.

dass der »Antwortende gibt, wie der Liebende bei Lacan, was er nicht hat, was ihm aber abverlangt wird.«²⁷

Freilich genügt es nicht, den Einbruch des Fremden in Form von Widerfahrnissen festzustellen; ob und wie das Waldenfels'sche Responsivitätsmodell in all seinen Momenten zur Ausführung gelangt, ermöglicht erst ein ganzheitlicherer Blick, ausgehend vom »Dreischritt von Wahrnehmung – Affizierung – Antworten«, wie es Andrea Leskovec²⁸ verdichtet formuliert.

Bevor ein responsives Literaturmodell von der Pathos-Matrix aus skizziert werden kann, sollten Fragen zu den Vorteilen eines solchen gestellt werden. Lediglich zwei besonders auffallende werden hier genügen müssen. Zum einen kann das Hauptaugenmerk auf das leibliche Affizieren gesetzt werden, also das Angerührtwerden, die Betroffenheit, das Staunen und Erschrecken, auf die Unausweichlichkeit und Uneinholbarkeit von Pathos und Respons. So lenkt die Affizierung bzw. ›Affektion‹, die vom ›Pathos‹ hervorgerufen wird, den Blick zumindest auf zwei in der Literaturwissenschaft zumeist unterbelichtete Aspekte: die Leiblichkeit, Vorbewusstheit und rationale Unterschwelligkeit von Wahrnehmungs-, Aufmerksamkeits- und Rezeptionsmechanismen. Waldenfels hebt hervor: »Es gibt ein Affiziertwerden und Affizieren, wörtlich Angetanwerden und Antun, unterhalb der Schwelle verantwortlichen Redens und Handelns.«²⁹ Die in erster Linie kognitiv und rational interpretativ vorgehende etablierte Literaturanalyse könnte durch den responsiven Zugang mit einem Instrumentarium versehen werden, das einer zentralen Wirkung von Literatur nachgehen könnte.

Zum anderen offenbart Waldenfels' Responsivitätstheorie meines Erachtens gerade auch, wieso literarische Texte uneinholbar sind und sie in ihrer Fremdheit einen dauerhaften Stachel behalten. So sind Kafkas Texte etwa nie zu Ende interpretierbar, sie sind zugleich unausweichlich, widerständig,³⁰ entziehen sich; wie das Fremde zeigen sie ihre »Nichtassimilierbarkeit«.³¹ Im Konzept einer responsiven Ethik wirkt Rimbauds »dérèglement du sens«,³² das Waldenfels in der *Topographie des Fremden* erwähnt, als »permanentes

27 Ebd.

28 Siehe den Beitrag von A. Leskovec in dem vorliegenden Themenheft.

29 Waldenfels: *Schattenrisse der Moral*, S. 148.

30 Waldenfels: *Topographie des Fremden*, S. 52.

31 Ebd., S. 51.

32 Ebd., S. 52. Damit nimmt Rimbaud zum Teil auch Schklowskis Desautomatisierung der Wahrnehmung vorweg. Vgl. an der gleichen Stelle: »Die Aufforderung des Fremden hat keinen Sinn, und sie folgt keiner Regel, vielmehr provoziert sie Sinn, indem sie vorhandene Sinnbezüge stört und Regelsysteme sprengt«.

Korrektiv«, »als ein Stachel, der uns immer wieder aus dem Schlummer der Normalisierung weckt.«³³

Als zusätzliches Argument für den Griff zu Bernhard Waldenfels' Phänomenologie des Fremden sei noch kurz auf den Aktualitätswert und die Relevanz seiner Responsivitätstheorie eingegangen: Gerade die Auseinandersetzung mit Gegenwartsliteratur, aus der wir auf ästhetische Antworten für den jetzigen Weltzustand und die ›condition humaine‹ hoffen, erfordert die Suche nach adäquaten, die Komplexität reflektierenden Deutungsmodellen. Dass diese immer stärker eine Zugewandtheit zum Anderen und Fremden zum Ausdruck bringen, sei es in Form von Dialogizität, Polyphonie, Alterität, sei es als Öko- und Globalisierungskritik, dürfte auch dem Bedürfnis nach ethischem Handeln und, in unserem Fall, nach einer »Ästh-Et(h)ik«³⁴ entspringen.

Wegen der Frequenz und der Relevanz der Widerfahrnisse / des Pathos im Literarischen,³⁵ wird hier, bereits durch den Begriff ›Widerfahrnis-Matrix‹, das Augenmerk von der Responsivität, also vom dritten, auf das erste Element des Dreischritts Widerfahrnis – Affizierung – Antworten gelenkt. Pathos im Sinne von Waldenfels' »Ereignisse[n], [...] die uns vielmehr widerfahren, zustoßen, zufallen, uns überraschen, überfallen«,³⁶ deren »Wovon weder in einem vorgängigen Was fundiert, noch in einem nachträglich erzielten Wozu aufgehoben«³⁷ sind, manifestiert sich in der Literatur, im literarischen System, in vielerlei Form. Nimmt man, wie bereits

33 Waldenfels: *Responsive Ethik*, S. 81.

34 Vgl. Welsch: *Ästhet/hik*.

35 Um diese These zu erhärten, müssten große Datenmengen im Sinne von Franco Morettis ›distant reading‹ untersucht werden, was sich gewiss lohnen würde. Kontingente Beispiele, auch über den deutschen Sprachraum hinaus, wären etwa: de Vigan: *Nach einer wahren Geschichte* (2016); Everett: *Telephone* (2020, dt. *Erschütterung*, 2022); Westover: *Educated* (2018); Erpenbeck: *Kairos* (2021); Schoch: *Das Vorkommnis* (2022); Lewitscharoff: *Das Pfingstwunder* (2016); E. Menasse: *Dunkelblum* (2021); Brown: *Assembly* (2021); Louis: *Changer: méthode* (2021); Ernaux: *Erinnerung eines Mädchens* (2018) und *Das Ereignis* (2021). Widerfahrnisse werden in literarischen Texten häufig mit deeskalierenden Begriffen bezeichnet, eben als ›Vorkommnis‹ oder ›Ereignis‹. Signifikanterweise kommentiert Ernaux's Ichfigur in *Das Ereignis* (S. 101) ihre Antwort auf das Widerfahrene folgendermaßen: »Ich habe die einzige Schuld beglichen, die ich jemals in Bezug auf dieses Ereignis empfunden habe: dass es geschehen ist und ich nichts daraus gemacht habe. Wie ein Geschenk, das man wegwirft. Denn jenseits der gesellschaftlichen und psychologischen Gründe, die ich für das, was ich erlebt habe, finden kann, bin ich von der Sache zutiefst überzeugt. Die Dinge sind mir passiert, damit ich davon berichte. Und das wahre Ziel meines Lebens ist vielleicht einfach dies: dass mein Körper, meine Gefühle und meine Gedanken zu Geschriebenem werden, zu etwas Verständlichem und Allgemeinem also, dass meine Existenz vollkommen im Kopf und Leben des anderen aufgeht.«

36 Waldenfels: *Grundmotive*, S. 42.

37 Ebd., S. 43.

erwähnt, für eine Systematisierung das literarische Kommunikationsmodell zur Hand, so könnte man auf der Produktionsseite Widerfahrnisse nachweisen, die für den Schreibenden als Auslöser und zentrale Thematik nicht nur explizit autobiographischer oder autofiktionaler Texte fungieren. Sie sind in derartigen Texten freilich am leichtesten nachzuweisen. Auf der Textebene können sie am einfachsten in der erzählenden oder dramatischen Handlung eruiert werden, aber sie können auch in die Perspektivierung, die Schreibweise, die Strukturierung oder das Genre eingehen, wie bereits oben angedeutet. Wenn der Text selbst als Widerfahrnis in der Rezeption erfahren wird, hat dadurch Affizierung stattgefunden und die Lesenden drängt es zur Antwort, wobei meist ein Sinnüberschuss erhalten bleibt und zu neuen Deutungen anregt. Gerade diese Uneinholbarkeit, Unverfügbarkeit, Rätselhaftigkeit macht den Reiz des Pathischen aus, weil es nach Normalisierung, nach einer Eingliederung in Ordnungen verlangt (und dadurch im literarischen Prozess Spannung erzeugt), diese jedoch nur selten zur Gänze erlangen kann. Die Nähe zur ›radikalen Fremdheit‹, wie sie Waldenfels als dritten Steigerungsgrad des Fremden beschreibt,³⁸ wird in jenen Widerfahrnissen sichtbar, die jede Art von Ordnung und Interpretation in Frage stellen. Das Pathische kann also nicht lediglich als literaturaffin bezeichnet werden, sondern entpuppt sich – eigentlich seit alters – als genuin literarisches Element.

Affizierungen und Affizierungsgrade variieren natürlich, was gerade in der responsiv orientierten Literaturdidaktik zu berücksichtigen ist. Fiktionale literarische Welten konstruieren ihre eigenen Ordnungen, die bekanntlich von der realen Welt differieren: So gerieren etwa im Volksmärchen Widerfahrnisse (in der Erfahrung der Lesenden) zu bloßen Hindernissen oder Aufgaben für die unaffiziert bleibenden Helden. Viel komplexer gestaltet sich die Widerfahrnis-Matrix in Genres, die gezielt mit Fremdheiten operieren und mit Grenzüberschreitungen real existierender Ordnungen spielen, etwa die Science-Fiction Genres und Phantasy-Welten. Gerade diese, wie etwa die Harry-Potter-Reihe, bedienen sich der Verquickung zweier Welten, wobei sich letztendlich die Widerfahrnisse in überwundene Abenteuer verwandeln.³⁹

Das dritte Element, das Respondieren auf Pathos, ist mit seinem Variantenreichtum, seiner Vielfältigkeit und der häufig schwierigen Identifizierung in literarischen Texten besonders herausfordernd. Seine Bedeutsamkeit

38 Waldenfels: *Topographie*, S. 37.

39 Eine Frage, die hier zu stellen wäre, bezieht sich auf die Relation zwischen Normalisierung des Pathischen und der ästhetischen Qualität des Textes.

ergibt sich unter anderem aus dem nicht ästhetischen Bedürfnis der Lesenden, Antworten auf das Fremde, das ihnen in der Lebenswelt begegnet bzw. zustößt, in der Literatur zu finden. Aber simple Antworten wären weder dem Pathos, das als unzugängliches und entgleitendes Fremdes konzipiert wird, noch dem Literarischen adäquat. Waldenfels unterscheidet »zwischen einer eher *produktiven* und einer eher *reproduktiven* Form des Antwortens«. ⁴⁰ Ein reproduktiver Respons gäbe einen bereits existierenden Sinn wieder, gäbe ihn weiter oder vervollständige ihn, während im produktiven Respons »im Gegenteil Sinn im Antworten selbst entsteht«; wir stoßen »auf das Paradox einer *kreativen Antwort, in der wir geben, was wir nicht haben*«. ⁴¹ An anderer Stelle heißt es etwas erhellender: »Dem Anspruch, der sich fordernd an mich richtet, entspricht ein *Antworten (Response), das auf Angebote und Ansprüche des Anderen eingeht* und nicht bloß Wissens- und Handlungslücken füllt. Ein solches Antworten gibt nicht, was es schon hat, sondern was es im Antworten erfindet.« ⁴² Diese Art von Responsivitätselementen in Texten zu extrapolieren, dürfte besonders heikel sein.

3. Bodo Kirchhoffs Novelle *Widerfahrnis* innerhalb des Responsivitätsdiskurses und der *Widerfahrnis-Matrix*

3.1. Reise in ein verfremdetes Italien

Aufgrund des beschränkten Beitragsraums kann die Anwendung des hier rudimentär skizzierten Waldenfels'schen Responsivitätsmodells lediglich an einem literarischen Text und nur auf dem Niveau der Handlungsebene, der ›histoire‹, erprobt werden. Das Genre Novelle, das, wie bereits angedeutet, zur ›Widerfahrnis-Literatur‹ par excellence gehört, »erzählt eine ›unerhörte Begebenheit‹ (Goethe, Gespräche mit Eckermann, 29. Januar 1827) aus der wirklichen Welt in konflikthafter Zuspitzung und meist mit einer überraschenden Wendung«. ⁴³ Bodo Kirchhoffs Novelle *Widerfahrnis*, die hier analysiert wird, erfüllt diese traditionellen Genrekriterien. ⁴⁴ In der 222-seitigen Erzählung erleben der Protagonist und die Protagonistin

40 Waldenfels: *Topographie*, S. 53.

41 Ebd.

42 Waldenfels: *Grundmotive*, S. 60.

43 Braungart u.a.: *Realexikon*, Band H-O, 2000, S. 726.

44 Virant untersucht Kirchhoffs Novelle im Rahmen eines gattungstheoretischen Beitrags zur Road Novel sowie selbständig, wobei sie die These vertritt, dass die unterschiedlichen Reaktionen und Wertungen des Buches genrebedingt seien. Die Rezeption in den Medien ist in ihrem Beitrag nachzulesen. Virant: *Fahrtwind*.

im Laufe ihrer Reise eine existentielle Veränderung als Folge mehrerer Widerfahrniserlebnisse. Reither, ein in die Jahre gekommener ehemaliger Kleinstverleger, und Palm, eine Modistin, werden zwar jeweils einem existenziell bedrohlichen Widerfahrnis ausgesetzt (im Sinne der Novellentheorie), doch im Laufe der Fahrt in den Süden werden sie durch Fremde und Fremdes mehrmals zum Respondieren herausgefordert. Die Steigerung der Affizierung und die zunehmende Unfähigkeit mit dem umzugehen, was ihnen, besonders Reither, zustößt, zeigt die unterschiedliche ›Antwortfähigkeit‹. Kirchoff inszeniert durch Doppelungen ein loses Netz von Widerfahrnissen, wobei die intensivste Erschütterung bzw. Affizierung dort erfahren wird, wo die Vorkommnisse an die eigene Fremdheit rühren, d.h. wo eine Spiegelung auf die eigene Widersprüchlichkeit und (verdrängte) Dilemmata stattfindet.

Kirchoff bemüht sich, einer Altersliebe- und Reiseidylle im Süden zu entgehen. Bereits der nächtliche spontane Aufbruch ins Ungewisse, dann nach Italien, signalisiert den ersten Bruch mit der Rentner- und ›Untoten‹-Existenz,⁴⁵ aber auch mit bürgerlichen Reisevorstellungen. Die Entzauberung wird mit der Wahl unwirtlicher oder verfremdeter Schauplätze erreicht,⁴⁶ so wird auf der zügigen Autobahnfahrt nur auf einem Parkplatz eines Einkaufszentrums sowie auf Tankstellenrastplätzen gehalten, was immer wieder Leere suggeriert.⁴⁷ Italiens romantische Aura wird, auch später in Sizilien, als einige touristische Orte besucht werden, auf ein Minimum reduziert.

Als Sehnsuchtsignal und Leitmotiv fungiert neben dem Motiv der Hand, das unaufdringlich auf jeder Textseite eingefügt ist, und dem Motiv von Reithers alter Lederjacke indes das Meer.⁴⁸ Hand und Jacke sind transparente Symbole: erstere führt die Bandbreite menschlicher Kommunikationshandlungen vor, vom Streicheln und Hand reichen bis zum

45 Vgl. Kirchoff: *Widerfahrnis*, S. 20. Leonie Palm sagt: »Aber wenn nichts Unerwartetes auf uns zukommt, dann sind wir tot.«

46 Vgl. dazu Esther Kinskys »Geländeroman« *Hain*, der 2018 mit dem Leipziger Buchpreis ausgezeichnet wurde.

47 Vgl. Virant: *Road Novel*, S. 641: »Die physischen Orte, durch die die Reisen führen, sind oft weite, leere Landschaften. Diese Leere wird immer wieder mit neuen Bedeutungen aufgeladen, sie steht für Freiheit oder Einsamkeit, das Schöne oder das Erhabene, vor allem aber relativiert sie die Größe und Bedeutsamkeit des Menschen.«

48 Die Häufigkeit der Nennung des Meeres, die lediglich von jener der Hand übertroffen wird, verfestigt sich im Gegensatz zur Hand und dem offensichtlich beschützenden Aspekt der Jacke, nicht zu einer festen Symbolik. Das Meer bleibt unfassbar, vage, blitzt immer wieder auf und ist wie der Wunsch nach Liebe (und Familie) gerade durch seine Bedeutungs Offenheit dauerpräsent.

Verletzen,⁴⁹ letztere versinnbildlicht den stellvertretenden Schutz. Auf Palms Frage: »Hat je eine Frau über das Meer geschrieben«⁵⁰ antwortet Reither: »Ja, zum Beispiel die Duras [...] Das Meer ist das, was man nicht sieht.«, ebenso wie die Liebe.⁵¹

Ab dem Brennerpass fallen Menschenmengen mit Rucksäcken und Bündeln auf, die die Lesenden auf die Flüchtlingsthematik später im Text vorbereiten, während Erinnerungen und Gedankenfragmente den Lebensweg Reithers skizzieren und sein späteres Verhalten erklären.⁵² Das Paar landet in Sizilien, und bevor sich das Zitronenlandidyll einer neuen Liebe ausbreiten kann, werden sie mit dem Fremden – dem nach Waldenfels radikal Fremden – konfrontiert, auf das es zu ›antworten‹ gilt. Es widerfährt ihnen und ihrer gemeinsamen ›Geschichte‹ in Gestalt eines schweigenden Flüchtlingsmädchens unbestimmten Alters, das immer wieder in ihrer Nähe auftaucht.

3.2. Distanzierende Responseebene: Bücher und Fiktionen

Bei der Textanalyse könnte man die Klimax nach dem Dramenmodell am Ende des dritten Fünftels ansetzen, als die Protagonistin und der Protagonist, mit dem schlafenden Flüchtlingsmädchen im Nebenraum, in Liebe und in der Möglichkeit eines anderen Lebensentwurfs zueinander finden. Fokalisiert wird vorwiegend auf den Protagonisten, sodass die Welt und die beiden Protagonistinnen größtenteils, aber nicht durchwegs, durch sein Bewusstsein wiedergegeben werden,⁵³ wobei diese Einseitigkeit zwar die beiden Frauen geheimnisvoll bleiben lässt, ihnen teilweise aber auch eine eigene Stimme verwehrt.⁵⁴

Von einem Abrutschen ins sentimental Gefällige einer Altersliebes- und Flüchtlingshelfergeschichte soll die in der dritten Person heterodiegetisch

49 Vgl. dazu Virant: *Fahrtwind*, S. 130.

50 Kirchhoff: *Widerfahrnis*, S. 94.

51 Ebd. Vgl. auch S. 111: »so weit der Blick reichte, das Meer, auch wenn es als Ganzes unsichtbar blieb, nur eine Idee war, wie die Liebe, von der sich gut reden ließ, ohne ein genaues Bild zu haben«, sowie S. 150, 61, 88.

52 Die Flüchtlings- und Migrantenthematik setzt bereits in der Schweizer Wohnanlage bzw. Residenz ein, wo zwei Frauen, eine aus Eritrea, die andere aus Bulgarien, am Empfang arbeiten (S. 8f.).

53 Im letzten Satz wird der Fokalisator als »Erzähler« bezeichnet (Kirchhoff, *Widerfahrnis*, S. 222).

54 Vgl. Waldenfels: *Vielstimmigkeit der Rede*, S. 12. Die indirekte Rede kann übrigens nach Waldenfels ein Zeichen der Vielstimmigkeit durch Verdopplung und Vervielfältigung sein: so »daß die Rede von sich selbst abweicht, sich übersteigt oder überschlägt, daß sie nie völlig bei sich, sondern immer schon außer sich ist.«

erzählte Handlung durch den Einschub einer distanzierenden, quasi metafikcionalen Ebene bewahrt werden. Der Gedankenstrom Reithers, oft im Konjunktiv formuliert,⁵⁵ bewirkt diese verfremdende Brechung. Er kann sich aus seiner Rolle eines korrigierenden Lektors, der alle Texte extrem verschlankt,⁵⁶ nicht befreien, jedoch eröffnen seine Überlegungen, wie wohl das Geschehen als Fiktionales in einem Buch geschildert werden könnte, auch Möglichkeitsräume, sodass man ihn als ambivalente Figur erfährt. Durch die stetige Bezugnahme auf eine ›Buchebene‹, auf Versprachlichung und Literarisierung, wird zweierlei erreicht: Es wird eine weitere mögliche Responseebene auf Widerfahrenes eingeführt und eine Gegenüberstellung von fiktionaler und realer Welt erreicht.

Der Verleger Reither sucht das Staunen in Büchern:

Ganz selten in all den Verlegerjahren, vier-, fünfmal höchstens, war für ihn nach kaum einer Seite, noch gelesen im Stehen, fast von einem Moment zum anderen entschieden, das aus dem, was er da in den Händen hielt, ein Buch werden sollte, eigentlich eine Liebesentscheidung, das Ja aufgrund einer Schwäche, seiner Hingerissenheit von ein paar Sätzen, die gereicht hatten, ihm eine Welt aufzustoßen, in die er den Sprung wagen konnte.⁵⁷

So schwierig es für ihn ist, Widerfahrnis, auch in Texten, zu erleben, weil das literarische Antworten auf die Herausforderungen des Wirklichen selten gelingt, so leicht fällt es ihm, in die Bücherwelt abzutauchen. Die Ambivalenz der Reither-Figur ergibt sich aus ihrem Ausweichen vor der Verworrenheit der Realität, dem Gefühl von Zugehörigkeit und Abhängigkeit sowie aus ihrer Fähigkeit zu großer Sensibilität und durchaus auch Empathie. Reither dreht sich gleichsam im Kreis um sich selbst, seine eigene Vergangenheit und das, was er kennt. Die Affizierung durch das Fremde initiiert einen Gedankenfluss, der die Grenzüberschreitung vor allem in der Vorstellung und im Möglichkeitssinn übt.

Für die viel spontanere, Taten nicht scheuende Leonie Palm hingegen, ist das Verfassen jenes titellosen Buches, das Reither zu Beginn in der Bibliothek seiner Wohnanlage in die Hände fällt, ein Versuch, dem Erfrierungstod ihrer Tochter als einem ultimativen Erleiden zu begegnen. Sie unternimmt wiederholte Anläufe, sich dem Unfassbaren des Todes

55 Bereits im ersten Satz der Novelle finden wir diesen Konjunktiv, der nach den Möglichkeiten fragt, wie denn eine »Geschichte, die ihm noch immer das Herz zerreißt« (S. 5) erzählt werden könne.

56 Vgl. Kirchhoff: *Widerfahrnis*, S. 192: »Das Lieben, das Vergehen darin, alles Schmelzen, er hatte es immer vermieden und dafür Bücher gemacht, die davon erzählten, jedes durch seinen Stift so verschlankt, so ausgedünnt, bis nichts mehr darin weich war, faulig, süß, nur noch Sätze wie gemeißelt, ohne die Klebrigkeiten, die Widerhaken der Liebe, all ihr Unsägliches.«

57 Kirchhoff: *Widerfahrnis*, S. 148.

ihres Kindes, möglicherweise eines Suizids, zu stellen. Ihre Bemühungen verbinden ›Stellvertretungsakte‹:⁵⁸ Sie setzt sich der Kälte am Todesort ihrer Tochter aus, sie verfasst ein Buch darüber und sie nimmt das Flüchtlingsmädchen gleichsam als Tochter auf, bis sie schließlich all diese Antworten auf ihr Trauma⁵⁹ verwirft.

Gegenüber dem titellosen Buch hat Reither zunächst eine negative Einstellung, weil er für Literatur die unmittelbare Nähe zur Realität sowie deren tröstende und therapeutische Funktion⁶⁰ ablehnt. Im letzten Absatz bekennt auch die Protagonistin, dass das selbstgedruckte Buch »ein billiger Trick«⁶¹ sei, keine adäquate Antwort auf den Tod. Und doch bleibt dem Bücherkenner ironischerweise nichts anderes übrig, als auf das Pathos seiner »herzerreißenden Geschichte«⁶² mit einer Erzählung zu respondieren, in die er vieles einfließen lässt, was er in einem fremden Buch streichen würde. »Widerfahrnis« wird zum Doppeltitel, eine Art ›mise en abîme‹, denn Kirchhoffs Novelle ist gleich betitelt wie Palms Buch es sein könnte.⁶³ Es ist ein Titel, den der Ex-Verleger annehmen könnte und der die Nähe zu Waldenfels' Pathos-Verständnis klar herstellt:

Das Buch über deine Tochter – angenommen, ich hätte es gemacht, aber dafür einen klaren Titel verlangt, wie hättest du's genannt?
 [...] Was mir durch den Kopf geht – Widerfahrnis.
 [...] Aber Widerfahrnis, das war mehr als die vergessene Heimsuchung – da muss man nur hinhören, muss hinsehen, dann ist es die Faust, die einen unvorbereitet trifft, mitten

- 58 Es sind Arten von Stellvertretung, die ich bei Waldenfels nicht finde (Waldenfels: *An Stelle von* und Waldenfels: *Hyperphänomene*, Kap. 8): Versuche, den Verlust durch das ›Weiterleben‹ rückgängig zu machen. Zunächst Leonies Wunsch, die Tote auferstehen zu lassen im Tausch für das eigene Leben, dann das Weiterleben im schriftlichen Gedächtnis und zuletzt durch eine andere Person, die eine ähnliche Rolle einnimmt. – In Percival Everetts Roman *Erschütterung* (2020, dt. 2022) wird auf das unfassbare Sterben der 12-jährigen Tochter gleichfalls mit einem Stellvertretungsakt reagiert: dem Versuch der Befreiung von versklavten farbigen Frauen.
- 59 Waldenfels (*Grundmotive*, S. 53) versteht unter der Traumatisierung eine extreme Form von Verletzung, »die alle Antwortversuche blockiert oder erstickt«. Er lehnt die Verwässerung des Begriffs Trauma ab, nämlich, dass »man das Trauma [...] in das Kulturvokabular« aufnimmt (Waldenfels: *Bruchlinien*, S. 61). Indes ist Leonie Palm nicht blockiert, sie unternimmt ›Verarbeitungsversuche‹, die jedoch alle scheitern, und erst ihre Loslösung davon scheint zu wirken. Offengelassen wird, ob die angedeutete Krebskrankheit als leiblicher Respons verstanden werden kann.
- 60 Vgl. Kirchhoff: *Widerfahrnis*, S. 65: »Aber verrückt war sie nicht, nur allein. Wie ihre Mutter, die ein Buch über sie schrieb, um sich zu trösten. Am besten, ich werfe es aus dem Fenster.«
- 61 Ebd., S. 222.
- 62 Ebd. Die Phrase vom ersten Satz wird im letzten Absatz wieder aufgenommen.
- 63 Darauf bezieht sich indirekt auch Virant in ihrer Interpretation, weil sie gegen Ende ihres Beitrags Eschers Bild *Drawing Hands* erwähnt. Vgl. Virant: *Fahrtwind*, S. 134.

ins Herz, aber auch die Hand, die einen einfach an die Hand nimmt – ein Titel, den er wohl hätte gelten lassen.⁶⁴

Durch diese Parallelisierung beider Hauptwiderfahrnisse, dem Unfalltod von Palms Tochter in der Vergangenheit und dem Auftauchen und Verschwinden des Flüchtlingsmädchens in der Gegenwart der Reise, wird veranschaulicht, dass das Widerfahrende nicht nur Unterschiede in der Intensität und Qualität des Affiziertseins aufweisen kann, sondern auch, dass beim Respondieren auf radikal Fremdes verschiedene Zeitpunkte bedeutsam sind, die die Begegnung mit dem Fremden steuern. Es ist auch wichtig, in welcher Lebenssituation sich die Betroffenen befinden. Die unterschiedlichen Response der beiden Protagonisten im Buch sind auch darauf zurückzuführen.

Da die metafiktionale Ebene in den Gedankenstrom Reithers projiziert ist (und dadurch kaum zu Recht als solche bezeichnet werden kann), fungiert sie zum einen als Schutzfilter des Protagonisten vor der Realität und ihrem Pathos. Zum anderen dient sie aber auch als Strategie des Autors, um Pathetisches zu unterbinden. Auf der Rezeptionsebene kann sie indes einen affizierungs-mindernden Effekt haben, d.h. es ist anzunehmen, dass dadurch die Aufforderung an die Lesenden, möglichst kreative Response zu generieren, geschwächt wird.

3.3. Das Flüchtlingsmädchen als Widerfahrnis: Ersatz und Ohnmacht

Der prägnante Titel der Novelle, der, wie bereits ausgeführt, im Singular irreführend erscheint, lässt den Einbruch des radikal Fremden in Gestalt des Flüchtlingsmädchens als *das* Widerfahrnis erscheinen. Das namenlose und alterslose Mädchen taucht quasi aus dem Nichts in der Nähe der Unterkunft des Paares auf und anschließend an anderen Orten, als ob es sie mit seinem unvorhersehbaren Erscheinen verfolgen wollte. Gewiss ist diese Begegnung mit dem Fremden für den Protagonisten die prägendste, da sie ihn äußerst desorientiert, in eine Ohnmachtserfahrung stürzt und auch leiblich affiziert,⁶⁵ denn die Fremdheit lässt sich durch etablierte Formen weder abmildern noch auflösen.⁶⁶

64 Kirchoff: *Widerfahrnis*, S. 157.

65 Vgl. S. 139, 189, 198.

66 Vgl. im Gegensatz dazu ebd., S. 102f. Das unerwartete Auftreten eines lokalen Jungen an einem wilden Rastplatz kann Reither nicht beunruhigen, auch wenn der Junge das Smartphone stibitzt und damit Selfies macht. Er löst die Situation, indem er dem Jungen etwas Geld gibt und aus Gewohnheit ein gutes Umschlagmotiv sucht und findet.

Leonie Palm und Julius Reither reagieren, wie bereits erwähnt, auf das Flüchtlingsmädchen unterschiedlich, auch erwartbar, gemäß ihren Rollen, ihrem Geschlecht, ihren Charakteren und vor allem auch ihren Lebenserfahrungen. Während sich Leonie sofort für das Mädchen einsetzt, sie zu einem Essen einlädt, sie in ihrer Unterkunft schlafen lässt, ihr Kleider kauft und sie aufs Festland mitnehmen will, wohl auch als eine Art Tochterersatz, hat Reither große Bedenken. Er fürchtet angegriffen, als Kindesentführer angeklagt oder anders schuldig zu werden und damit sein bequemes Leben, in dem er sich gegen ein Kind entschieden hat, zu verlieren. Außerdem wünscht er sich größere Nähe zu Leonie, mit der er sich eine Zukunft vorstellen kann. Die Katastrophe ereignet sich an Bord der Fähre zum Festland, als Reither das Mädchen im Auto vor der Polizei und den Sicherheitsleuten verstecken will, wobei sie sein etwas panisches Verhalten missversteht, ihn attackiert, ziemlich arg an der Hand⁶⁷ verletzt und davonrennt. Nach der Ankunft kann er beide Frauen nicht finden und flüchtet mit seiner schlimmen Verwundung verzweifelt an die Küste. Gerettet und verarztet wird er von einem nigerianischen Flüchtling, den er dann samt Frau und Tochter nach Deutschland zu schmuggeln bereit ist. Leonie, für die der Verlust des Flüchtlingsmädchens gleichfalls einen Wendepunkt darstellt, übergibt Reither Wohnungs- und Autoschlüssel, um die Flüchtlingsfamilie dort unterzubringen und bricht zu einer Italienreise auf. Das Ende bleibt offen; angedeutet wird, dass Leonie möglicherweise Krebs hat und daran sterben wird.

Leonie Palms ganz anderes Verhalten gegenüber dem Flüchtlingsmädchen erklärt sich durch die Verluste, all das negativ Widerfahrene, das sie in ihrem Leben hinnehmen musste. Ihre Antworten, obwohl nie ankommend und nie genügend, sind zwar eindeutig aktiv responsiv, d.h. sie bemüht sich um ein produktives Handeln gegenüber dem Flüchtlingsmädchen und der Flüchtlingsfamilie, sie antwortet aus dem Hier und Jetzt, aber ob ihr Respons als kreative Neuordnung bewertet werden kein, erscheint doch fraglich.⁶⁸

Es ist zwar folgerichtig, dass Reither von Leonie Palm verlassen wird, nachdem das Mädchen verschwindet und Reither am Bahnhof zufällig auf Leonie stößt, was ihr deutlich macht, dass er seine auf sich selbst gerichtete

67 Auf die Symbolik der Hand, etwa im Sinne des Handreichens, wird verwiesen bei Virant (*Road Novel*, S. 648f.; *Fahrtwind*, S. 130) und in Kirchhoff: *Widerfahrnis*, S. 157.

68 In dem vorliegenden Themenheft unterscheidet Leskovec in ihrem Beitrag die reproduzierende und die kreative Beziehung zum Anderen (nach Waldenfels): »Reproduzierend ist sie dann, wenn der Andere auf dem Hintergrund feststehender Vorannahmen betrachtet wird, wodurch er als Objekt festgeschrieben ist«, die reproduzierende Antwort gehe vom Eigenen aus. Die kreative Antwort hingegen bringe »Neuartiges hervor« und könne die Ordnung der Dinge verändern.

Lebensperspektive nicht aufgegeben und sie nicht gesucht hat. Die Widerfahrnis einer Altersliebe und eines erfüllenden Zusammenlebens mit Reither und dem Mädchen löst sich unter diesen Umständen auf. Leonie entscheidet sich, ihr bisheriges Leben aufzugeben und all jene Orte vor ihrem vermutlich verfrühten Tod zu besuchen, die sie schon immer sehen wollte. Die Widersprüchlichkeit dieses Handelns – zum einen die großzügige Geste gegenüber der Flüchtlingsfamilie, zum anderen der Rückzug auf sich selbst, den man auch als Selbstaufgabe, als Resignation deuten könnte – offenbart die Uneindeutigkeit, mit der die Antwortfähigkeit zugeordnet werden kann. Offen bleibt für mich auch, ob man in Leonies Handeln die Diastase, das Moment der Zeitverschiebung aus Waldenfels' Theorie feststellen kann: Ihre Antworten kommen tatsächlich zu spät und das Widerfahrnis des ›sinnfremden Kältetods‹ ihrer Tochter trifft sie zu früh, unvorbereitet, bleibt uneinholbar und lässt sie mit dem Gefühl der Schuld der Überlebenden und der Mutter zurück.

Im Gegensatz zu ihr repräsentiert Reither jenen wohl viel häufigeren Menschentypus und Charakter, der – trotz seiner Rückzüge – zwar nicht mit Irresponsivität reagiert, sondern, um einen Begriff von Andrea Leskovec aufzunehmen, »reproduzierend-respondierend« agiert.⁶⁹ Gezeichnet wird er, wie erwähnt, nicht als unempathische Figur, so verschenkt er etwa als eine Art Widerstands- und Unterstützungsgeste den eigenen Proviant an eine Gruppe von Flüchtlingen, die von einem deutschen Camperbesitzer angegriffen werden.⁷⁰ Später jedoch wappnet er sich gegen die Affizierung durch den Pathos des Fremden mit Hilfe von Abwehr und Abwertung: Den Blick des Flüchtlingsmädchen hält er nicht für »kindlich, er war verschlagen«,⁷¹ ihr Verhalten »eher abgefeimt, mit dem Gebaren einer Streunerin«,⁷² es war »kein übliches Mädchen [...], sondern mit allen Wassern gewaschen, man wollte gar nicht wissen, mit welchen«. ⁷³ Freilich wird diese Abneigung auch durch die Unwilligkeit des Mädchens hervorgerufen, die eigene Fremdheit abzumildern, etwa indem es trotz offensichtlicher Sprachbarriere zu kommunizieren versucht. Seine Stummheit kann zwar als Schutzmechanismus

69 In ihrem einleuchtenden Beitrag in dem vorliegenden Themenheft fokussiert Leskovec die Erzählweise und unterscheidet auf der Grundlage eines Close reading zwischen »reproduzierend-responsiven« versus »kreativ-responsiven« Texten, wobei »die im Text inszenierte Fremderfahrung und der Umgang damit untersucht werden«. Entsprechend lassen sich die Termini auf andere literarische Kommunikationsniveaus anwenden, also auch auf das Verhalten der Figuren.

70 Vgl. Kirchhoff: *Widerfahrnis*, S. 75–77.

71 Ebd., S. 125.

72 Ebd., S. 126.

73 Ebd., S. 127.

verstanden werden, aber sie verwehrt Reither, der menschlichen Tendenz zu folgen, alles radikal Fremde in akzeptable, zumindest »strukturelle Fremdheit«⁷⁴ umzuwandeln. Über die zahlreichen Widerfahrnisse, die dem Mädchen zugestoßen sind und die sein Verhalten als Getriebene bestimmen, macht er sich keine Gedanken. Auch durch Leonies Eingreifen werden die üblichen Einordnungskniffe verhindert, etwa das Mädchen mit Geld abzufertigen. Reithers Desorientierung, ein Gefühl des Bodenverlusts, seine Affizierung, steigert sich zu leiblichen Reaktionen.⁷⁵ Im Laufe des nächsten Tages, als die drei sich gemeinsam auf den Weg machen, spielt er zwar mit dem Gedanken, wie es wäre, mit Leonie und dem Mädchen eine Familie zu sein, aber das bleibt ein imaginäres Spiel. Seine Erwägungen rühren freilich an ein früheres, verdrängtes Widerfahrnis: Er wurde von seiner Freundin, die sich zwar gemeinsam mit ihm gegen ein gemeinsames Kind entschieden hatte, verlassen, da sie sich und ihm diese ›Verurteilung‹ nicht verzeihen konnte.

Bereit zum entschlossenen Handeln wird er erst bei seinem Widerfahrnis mit dem nigerianischen Flüchtling Taylor. Dieser kommt ihm zu Hilfe und verarztet ihn mit großer Geschicklichkeit. Taylor widerfährt ihm, dem Patienten, zwar als Fremder, aber mit einer Haltung, die ihm Eindruck macht. Virant deutet seine Öffnung folgendermaßen:

[...] die Dezentralisierung des Subjekts [führt] zu einem Sich-Öffnen hin zu anderen Menschen und zur Gemeinschaft. Ähnlich ergeht es dem Protagonisten von Bodo Kirchhoffs Roman *Widerfahrnis*, der nach allem, was ihm auf der Reise widerfährt, seine wortwörtlich offene, verwundete Hand einem Fremden, einem Migranten, reicht und sich von ihm führen und fahren lässt. In beiden Beispielen geht es nicht um ein Subjekt, das sich in der Gesellschaft etabliert, sondern um eines, das sich in der Gemeinschaft verliert. Vor allem aber legitimiert es nicht die soziale und politische Ordnung, was gerade Kirchhoffs Roman am Beispiel der EU-Migrationspolitik veranschaulicht.⁷⁶

Es ist zwar nachvollziehbar, dass Reither die widerspenstige Haltung des Mädchens als lästig empfindet, während ihn Taylors höfliches, bescheidenes aber selbstbewusstes Auftreten zur Entscheidung führt, ihm und seiner Familie spontan zu helfen. Fragwürdig ist seine Haltung mit all seinen Implikationen aber durchaus. Zwar bringt ihn Taylor zur Einsicht: »Manchmal sind Dinge, die lange unmöglich erschienen, zeitlebens fast, plötzlich ganz leicht, wie sich selbst loszulassen oder, aus umgekehrter Sicht, von sich abzurücken und für jemanden da zu sein, nicht irgendwann und

74 Waldenfels: *Topographie des Fremden*, S. 36: Strukturelle Fremdheit betrifft all das, »was außerhalb einer bestimmten Ordnung anzutreffen ist«.

75 Vgl. ebd., S. 139.

76 Virant: *Road Novel*, S. 648f.

irgendwo und auch nicht in Gedanken, also später, sondern gleich.«⁷⁷ und er handelt dieses eine Mal auch danach. So antwortet er mit mehrfacher Grenzüberschreitung, er sieht von sich ab und wendet sich den Anderen zu, er erkennt, wie bedeutend Familie sein kann, er nimmt in Kauf, sich selbst in Gefahr zu bringen und als Schleuser verurteilt zu werden. Trotzdem stellt sich die Frage, ob seine Responsivität, nach Leskovec' Kriterien nicht eher reproduzierend als produktiv zu bezeichnen ist. Sie sprengt zwar seine persönliche (unbewusste?) Lebensordnung, sie ist möglicherweise ›kreativ‹ durch seine Hinwendung zum anderen und Abwendung von sich selbst, doch im sozialen Sinne bleibt sie im Rahmen der gemeinschaftlichen ›Ordnung‹, auch als er diese überschreitet. Ein Antworten aus der Fremde, ein Zulassen, dass eine Antwort sich einstellt, dazu ist Reither weiterhin kaum fähig.

Beim Versuch einer Zuordnung zur produktiven oder reproduktiven Antwortfähigkeit enthüllt die Textanalyse deren Komplexität und die Fraglichkeit einer eindeutigen Bewertung. Ebenso wie Widerfahrnisse situations-, persönlichkeits- und historiatabhängig erfahren werden, verhält es sich mit den Responsen. Zieht man diese Relativierungen in Betracht, verhalten sich der Protagonist und die Protagonistin reziprok zueinander, ihr gegensätzliches Befinden und Auftreten dem/der Fremden gegenüber, führt zur abschließenden Abkehr von der eigenen praktizierten Haltung. Ob man diese als produktiv einstufen kann, bleibt meines Erachtens offen; innerhalb der Textwelt der Novelle könnte man die Grenzüberschreitungen dennoch so bewerten.

4. Schlussbemerkungen: mangelnde Rezipientenaffizierung und Wertungsdilemmata

Diese Zuordnungs- und Bewertungsunsicherheit ist insofern als Vorteil zu werten, weil sie eine Reihe von Dilemmata signalisiert, die bei der Anwendung der ›Widerfahrnis-Matrix‹ entstehen können. Zunächst soll die mögliche Erwartung der Lesenden und die Verwirklichung im jeweiligen Text angesprochen werden: Irritation könnte sich einstellen, da Kirchhoff in seiner Novelle bemüht ist, narrativen Klischees auszuweichen. Er versteht es, die Unfähigkeit behutsam und überzeugend zu inszenieren, mit dem (radikal) Fremden als Stachel umzugehen und darauf zu respondieren. Gerade der abgeklärt-kultivierte Ton zwischen zwei alternden Menschen,

77 Kirchhoff: *Widerfahrnis*, S. 213.

die scheinbar nichts zu verlieren haben, steht indes im Widerspruch sowohl zu den Wunden, an denen Protagonist und Protagonistin laborieren, wie auch zu den existenziellen Nöten und dem prekären Überleben der Flüchtlinge. Man mag den Text gerade wegen seiner leisen Töne mögen, doch das Buch widerfährt einem nicht, man wird dadurch nicht affiziert, es geht einem nicht unter die Haut wie etwa Kleists Novellen oder Kafkas Texte. Ich räume ein, dass dies freilich lediglich meine Leseerfahrung sein kann, also eine unter anderen möglichen. Zurückführen kann man den Mangel an Affizierung beim Lesenden-Respons wohl auf die distanzschaffenden Strategien der Vermittlung und das Konzept des Autors, einen nachvollziehbaren Text über die Begegnung mit dem Fremden zu verfassen. Liest man ihn indes (auch) als ironische Kritik an Haltungen, Verhaltensweisen und Selbstzweifeln einer wohlhabenden, in sicherem Milieu lebenden Gesellschaft,⁷⁸ die sich gleichsam von der Widerfahrnis des Fremden entwöhnt hat, gewinnt die Novelle an Relevanz,⁷⁹ auch wenn die Affizierung der Rezipierenden nicht zunimmt. Vertieften Einblick und eine Antwort auf diese Problematik könnte eine erzähltheoretisch konzipierte, genaue Satz-um-Satz-Analyse des Textes geben, wie sie Andrea Leskovec in dem vorliegenden Themenheft vorschlägt. Die Nachzeichnung von Figurengestaltung und Handlung auf der Ebene der ›histoire‹ kann folglich mit einer Fokussierung auf den ›discours‹ ergänzt oder ersetzt werden, einer Fokussierung darauf, »wo Wahrnehmung und Affizierungsprozesse durch die Perspektivierung inszeniert und gelenkt werden.«⁸⁰

Zusammenfassend muss festgehalten werden, dass *Widerfahrnis* ein komplexes Netz an Begegnungen mit dem Fremden konstruiert und konkretisiert. Liest man die Novelle nämlich mit der Responsivitätsmatrix, gewinnt man einen differenzierteren Einblick in das Funktionieren von Pathoserlebnissen und dem Respondieren darauf, freilich bezogen auf einen bestimmten gesellschaftlichen Kontext. Der Text schildert verschiedene Begegnungen mit dem Fremden, wobei die Herausforderung nicht primär durch das Kulturell-Fremde entsteht, sondern durch davor erlebte Widerfahrnisse, durch fremde Existenzweisen und fremdes Verhalten, das

78 In diese Richtung argumentiert auch Virant: *Fahrtwind*, S. 127.

79 Dafür sprechen gerade die permanente Brechung und Distanzierung des Erlebten durch den Protagonisten, wenn er sich vorstellt, wie das reale Geschehen in einem Buch wiedergegeben werden könnte. Zwischen die Realität und den Akteur wird ein Filter (wie mit einer Kamera) geschoben, damit das Wirkliche nicht allzu nahe kommt. Es ist immer wieder eine Geste des Ausweichens vor einer zu starken Affizierung.

80 Beitrag von Leskovec im vorliegenden Themenheft. Vgl. ebd.: »Es geht aber auch um die Bewusstmachung von Wahrnehmung, darum, wie Wahrnehmung funktioniert und was sie anrichtet: Schränkt sie ein und normalisiert sie oder schafft sie Raum für Begegnung und Entwicklung?«

Orientierung vereitelt und Veränderung einfordert. Die Art des Antwortens beruht, wie wir sehr gut nachvollziehen können, u.a. auf der persönlichen, bewussten und unbewussten Erfahrungsgeschichte, sie kann bei einer Figur von Fall zu Fall variieren und sie kann ambivalente Züge tragen. An der Figur Reithers inszeniert Kirchhoff zum einen, wie der Orientierungsverlust durch Pathos zu reproduzierenden, verhärtenden Responsarten führt, besonders wenn die üblichen (Ein-)Ordnungssysteme, bei Reither die Sprache, nicht greifen. Zum anderen fächert Kirchhoff Fremdheitserfahrungen verschiedener Intensität auf, auf die Reither unterschiedlich ›kompetent‹ respondierte. Die Steigerungsgrade entsprechen jenen von Waldenfels vorgeschlagenen: der alltäglichen, der strukturellen und der radikalen Fremdheit.⁸¹ Zu der Begegnung mit dem Mädchen als dem Klimax des intensivst Widerfahrenen führt ein allmählicher Anstieg: Während Reither gegenüber Aster und Marina, den beiden Empfangsdamen seiner Wohnanlage, Sympathie und eventuell Neugier auf deren anderen Lebenshintergrund empfindet, wobei das Kulturell-Fremde in seine Existenz integriert ist, nimmt ab der Brenner-Überquerung die Fremdheit zu, um anschließend, nach dem Höhepunkt der Handverwundung und der Versorgung durch den Fischer Taylor sowie Reithers Entschluss, ihm zu helfen, wieder abzunehmen. Die Antwortfähigkeit manifestiert sich unterschiedlich, von Situation zu Situation, und muss sich immer wieder bewähren.

Die Unterscheidung zwischen reproduktivem und produktivem Respondieren auf Widerfahrnisse bevorzugt deutlich das schöpferische, aber eher angestrebte als realisierbare Potenzial in der Begegnung mit dem Fremden, vor dem reproduktiven, aber eher zu verwirklichenden. Dass diese Privilegierung der einen Seite gegenüber der anderen kulturell und ästhetisch-historisch bedingt ist, sollte im Sinne wissenschaftlicher Redlichkeit mitbedacht werden. Präferiert wird also größere Mündigkeit bei der Rezeption, die für ›offenere‹, die Lesenden zur Mitarbeit fordernden Texte charakteristisch ist. Die Frage, die sich bei der Analyse sowohl der ›histoire‹ wie auch des ›discours‹ stellt, ist eine ›ästhetische‹: Verwandelt sich eine genaue Lektüre und Beschreibung eines Textes durch die ethische Bevorzugung eines Pols, hier des kreativen Antwortens, in seine Bewertung? Vereinnahmt eine ethisch fundierte Sicht (hier auf das Handeln der Figuren) die ästhetische Gesamteinschätzung? Diese Fahrnis sollte zumindest mitgedacht und angesprochen werden, was indes die Anwendbarkeit der Widerfahrnis-Matrix

81 Vgl. Waldenfels: *Topographie des Fremden*, S. 35–37.

auf literarische Texte nicht mindert.⁸² Es hängt wohl in hohem Maße davon ab, ob man sie als Analyse- und Modellierungsmittel nutzt oder aber als Ziel betrachtet.

Literaturverzeichnis

- Aristoteles: *Poetik*. Übers. Olof Gigon. Stuttgart: Reclam 1966.
- Busch, Kathrin; Därmann, Iris (Hgg.): »*pathos*«. *Konturen eines kulturwissenschaftlichen Grundbegriffs*. Bielefeld: transcript 2007.
- Ernaux, Annie: *Das Ereignis*. Berlin: Suhrkamp 2021.
- Grimm, Jacob; Grimm, Wilhelm: *Deutsches Wörterbuch*. Leipzig: Hirzel. Lfg. 7 (1959). Bd. XIV, I, II (1960).
- Kirchhoff, Bodo: *Widerfahrnis*. München: dtv 2021.
- Leskovec, Andrea: *Fremdheit und Literatur. Alternativer hermeneutischer Ansatz für eine interkulturell ausgerichtete Literaturwissenschaft*. Berlin: LIT Verlag 2009.
- Leskovec, Andrea: *Einführung in die interkulturelle Literaturwissenschaft*. Darmstadt: WGB 2011.
- Mitterer, Nicola: *Das Fremde in der Literatur. Zur Grundlegung einer responsiven Literaturdidaktik*. Bielefeld: transcript 2016.
- Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft: Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte*. Hgg. Georg Brungart u. a. Berlin: De Gruyter 2010.
- Rosa, Hartmut: *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*. Berlin: Suhrkamp 2022.
- Sander, Julia Catherine: *Zuschauer des Lebens. Subjektivitätswürfe in der deutschen Gegenwartsliteratur*. Bielefeld: transcript 2015.
- Schmitz-Emans, Monika: *Seetiefen und Seelentiefen. Literarische Spiegelungen innerer und äußerer Fremde*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2003.
- Virant, Špela: *Road Novel. Zur gattungstheoretischen Begriffsbestimmung*. »LiLi. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik« 49.4 (2019), S. 633–651.
- Virant, Špela: *Fahrtwind: zu Bodo Kirchhoffs Novelle Widerfahrnis*. In: *Inspirationen III: Wege*. Hgg. Anita Czeglédy u.a. Budapest: Gáspár-Károli-Universität der Reformierten Kirche. Paris: L'Harmattan 2019, S. 123–134.
- Waldenfels, Bernhard: *Antwortregister*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1994.
- Waldenfels, Bernhard: *Topographie des Fremden – Studien zur Phänomenologie des Fremden 1*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997.
- Waldenfels, Bernhard: *Vielstimmigkeit der Rede – Studien zur Phänomenologie des Fremden 4*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997.
- Waldenfels, Bernhard: *Bruchlinien der Erfahrung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2002.
- Waldenfels, Bernhard: *Schattenrisse der Moral*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2006.

82 Es handelt sich um die Grundfrage, ob die Widerfahrnis-Matrix (bzw. konkret die Art des Antwortens) als deskriptive oder normative Kategorie eingesetzt wird. Wird die Matrix als Analyseinstrument eingesetzt, sollte man freilich deskriptiv verfahren. Dass sich indes eine normative Dimension bei der Bewertung einschleichen kann, sollte gerade deswegen angesprochen werden. Hartmut Rosa erörtert dieses Problem bei seinem Verständnis des Resonanzbegriffs, vgl. Rosa: *Resonanz*, S. 293f.

- Waldenfels, Bernhard: *Grundmotive einer Phänomenologie des Fremden*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2006.
- Waldenfels, Bernhard: *Responsive Ethik zwischen Antwort und Verantwortung*. »Deutsche Zeitschrift für Philosophie« 58.1 (2010-02), S. 71–81.
- Waldenfels, Bernhard: *Hyperphänomene. Modi hyperbolischer Erfahrung*. Berlin: Suhrkamp 2012.
- Waldenfels, Bernhard: *Sozialität und Alterität. Modi sozialer Erfahrung*. Berlin: Suhrkamp 2015.
- Welsch, Wolfgang: *Ästhet/hik. Ethische Implikationen und Konsequenzen der Ästhetik*. In: *Ethik der Ästhetik*. Hgg. Christoph Wulf, Dietmar Kamper, Hans Ulrich Gumbrecht. Berlin: Akademie Verlag 1994, S. 3–23.

Wolfgang Müller-Funk | Wien, wolfgang.mueller-funk@univie.ac.at

Anders, fremd und exterritorial. Und doch ähnlich?

Fragen an einen gegenwärtigen Diskurs
unter Bezugnahme auf Kafka, Camus
und Chamisso

Mein Großvater pflegte zu sagen: »Das Leben ist erstaunlich kurz. Jetzt in der Erinnerung drängt es sich mir so zusammen, daß ich zum Beispiel kaum begreife, wie ein junger Mensch sich entschließen kann ins nächste Dorf zu reiten, ohne zu fürchten, daß – von unglücklichen Zufällen ganz abgesehen – schon die Zeit des gewöhnlichen, glücklich ablaufenden Lebens für einen solchen Ritt bei weitem nicht hinreicht.«¹

1. Entrada

Jeder Text steckt implizit oder explizit in einem Rahmen, ist Teil eines begrenzt gedachten Ganzen. Im vorliegenden Fall lässt sich dieser mit Alterität und darüber hinaus mit dialogischen Elementen wie Respondenz² bzw. Resonanz³ beschreiben. Die beiden Begriffe haben freilich unterschiedliche De- und Konnotationen, wie Bernhard Waldenfels zu Recht geltend macht, ist die Respondenz doch viel eher als eine Antwort

Der Zusammenhang von Grenze, Alterität und Sprache in Waldenfels' neuester Studie über Phänomenologie und Psychoanalyse ist Ausgangspunkt des Beitrags. Skizziert wird die narrative Logik dreier Texte, in denen sich verschiedene Momente des Fremden und Alteritären überlappen und in denen ein Grundimpuls von Fremdheit plastisch hervortritt. Alle drei Protagonisten – Albert von Chamissos Peter Schlemihl, Franz Kafkas Karl Roßmann und Albert Camus' Meursault – sind dadurch gekennzeichnet, dass ihre sozialen Relationen gestört, gekappt oder neutralisiert sind. Die Formen der Fremdheit sind jeweils mit einem verschatteten, manchmal jedoch ausdrücklich benannten politischen Kontext verbunden.

1 Kafka: *Sämtliche Erzählungen*, S. 138.

2 Waldenfels: *Erfahrung*.

3 Rosa: *Resonanz*.

seitens einer anderen Person, die Resonanz hingegen viel eher als ein Wiederhall der eigenen Stimme zu begreifen.⁴ »Die Resonanz findet« – so die Argumentation von Waldenfels – »ihren Gegenpart in der Entfremdung, die auf eine resonanzlose Welt zurückgeht.«⁵ Der diskursive Kontext, in dem Resonanz und Respondenz diskutiert werden, wäre im vorliegenden Fall durch den Verweis auf postimperiale oder postkoloniale Konstellationen gegeben. Er fällt weder mit der Resonanz noch mit der Respondenz zusammen, bestimmt aber maßgeblich den Dekodierungsprozess, ohne den Resonanz und Respondenz nicht denkbar sind.

Dabei ist von Anfang an hervorzuheben, dass Alterität ein viel umfangreicheres Feld umfasst als jener unangefochtene und fortdauernd aktuelle Bereich der postimperialen und postkolonialen Studien. Fremdheit und Alterität finden nicht erst in der Begegnung verschiedener Kulturen statt, vielmehr ist Kultur, mit Lotman als Semiosphäre verstanden, immer schon paradoxerweise »ungleichmäßig und asymmetrisch als auch einheitlich und homogen«, ein Raum mit inneren Grenzen, Alteritäten und Differenzen.⁶ Diesen beschreibt Lotman als ein translationales Phänomen, insofern die Dekodierung stets aus einem anderen individuellen Kontext erfolgt. Das Problem der Übersetzung als eines dialogischen Phänomens tritt nicht erst in einer interkulturellen Konstellation auf, sondern stellt sich in jedweder Form von Kommunikation ein, in der abweichende und zugleich überlappende Codes innerhalb einer partikularen semiotischen Sphäre im Spiel sind. Deshalb kann, mit Kafka gesprochen, der Ritt ins nächste Dorf unermesslich weit sein.

Überdies ist Fremdheit selbst kein einheitliches Kompaktum, sondern ein Bündel von Phänomenlagen, das im Buch des Verfassers *Theorien des Fremden* mit Alterität, Unbekanntheit und Exterritorialität umschrieben wurde, mit der Figur des Anderen und des Doubles, mit der Figur des ungreifbaren Fremden (>stranger<, >étranger<) und mit der Figur des Menschen, der sich außerhalb einer bestimmten Grenze und damit eines Territoriums, eines Landes befindet, der nicht dazugehört.⁷

So verschiedene Zugänge wie Psychoanalyse, Phänomenologie und Sozialanthropologie sind sich in einem Punkt einig, nämlich darin, dass Fremdheit keine Eigenschaft und auch nicht nur eine Selbst- oder Fremdkonstruktion, sondern vielmehr eine Relation darstellt, die beständigem Wandel unterliegt. Wie Vertrautheit taucht Fremdheit in der Soziosphäre

4 Waldenfels: *Erfahrung*, S. 261–266.

5 Ebd., S. 264.

6 Lotman: *Die Innenwelt des Denkens*, S. 164f., 169ff.; Müller-Funk: *Kulturtheorie*, S. 373–398.

7 Müller-Funk: *Theorien des Fremden*, S. 17–24.

auf und verschwindet wieder, und dieses Oszillieren scheint eigentümlich für alle Formen menschlicher Kultur zu sein, nicht nur der postmodernen, in der wir gegenwärtig leben.

Im folgenden Problemaufriss soll die narrative Logik dreier Texte skizziert werden, in denen sich verschiedene Momente des Fremden und Alteritären überlappen und in denen ein ganz maßgeblicher Grundimpuls von Fremdheit plastisch hervortritt. Denn die – in diesem Fall männlichen – Protagonisten sind alle dadurch gekennzeichnet, dass ihre sozialen Relationen gestört, gekappt oder neutralisiert sind. Das gilt für Albert von Chamissos Peter Schlemihl, für Franz Kafkas Karl Roßmann wie für Albert Camus' Protagonisten Meursault. In diesen literarischen Beispielen überlagern sich verschiedene Formen von Fremdheit. In allen Texten sind sie mit einem verschatteten, manchmal jedoch ausdrücklich benannten politischen Kontext verbunden, mit Erfahrungen, die im weitesten Sinn mit Fremdheit zu tun haben: Bei Camus mit der kolonialen Situation, bei Kafka mit der Einwanderung von Menschen aus Mitteleuropa in die Vereinigten Staaten von Amerika, die sich als Hegemon des modernen Kapitalismus zu etablieren beginnen, bei Chamisso als die Fremdheitserfahrung eines nomadischen heimatlosen Typus von Mensch im Zeitalter von Kapitalismus und Nationsbildung. Diese historischen Beispiele mögen auf den ersten Blick sehr verschieden anmuten, sie haben indes gemein, dass sie unter den Bedingungen jener Moderne stattfinden, von der Julia Kristeva meint, dass in ihr der Mensch sich selbst fremd wird.⁸ Diese Selbstfremdheit, die nicht mit Entfremdung identisch ist, bildet die Klammer zwischen den drei Textbeispielen, die im Folgenden kurz diskutiert werden sollen.

2. Chamisso

Es macht einen dramatischen Unterschied, wie Fremdheit erzählt wird: aus der Perspektive von Menschen, die Fremdheit erfahren oder aus dem Blickwinkel derer, die sie von außen als Deplatzierte beschreiben. Die drei Textbeispiele koinzidieren darin, dass die jeweiligen Hauptfiguren im Zentrum einer exklusiven Binnenfokalisierung stehen. Würde man diese narrative Strategie verändern, brähe in allen drei Fällen der Text narrativ und logisch in sich zusammen. Oder genauer: Es entstünde ein völlig anderer Text, in dem aus der Perspektive von Menschen, die scheinbar keine Fremdheit kennen, über Fremde gesprochen wird.

8 Kristeva: *Fremde sind wir uns selbst*, S. 184–210.

Peter Schlemihl, der romantisch-moderne Heimatlose und damit Fremde, wird als ein Mensch wahrnehmbar, der, paradox formuliert, in der Fremde zu Hause ist. Er ist mit dieser Situation vertraut. Er hat gelernt, sich in ihr einzurichten und zu orientieren, ist er doch dem Typus des maritimen Reisenden zugeordnet, für den der jeweilige Hafen real und gleichsam eine Anlegestelle ist. Er ist ein frühmoderner Nomade. Der Fremde ist auf ortskundige Einheimische angewiesen und trägt ein Empfehlungsschreiben mit sich. Er muss sich anmelden und ausweisen, eher er etwa Zugang zu der kleinen vornehmen Gesellschaft von Herrn Thomas John erhält. Das sind übrigens Motive, die auch in Kafkas Romanfragment ins Auge springen.

Der Hafen selbst ist ein, wenn man so will, dritter Raum, an dem sich das Fluide und das Feste, Meer und Land, Nomadismus und Sesshaftigkeit überkreuzen. Schlemihl fühlt sich der etablierten heimischen Gesellschaft, in der jeder jeden kennt, nicht zugehörig. Daran ändern die ritualisierten Freundschaftsbezeugungen seitens des Gastgebers nur wenig. Der Status des Fremden wird ihm freilich sehr schnell unerträglich. Noch bevor er die Gesellschaft wieder verlassen kann, wird er indes von einem anderen Fremden, der als ein »stiller, dünner, hagerer, länglicher, ällicher Mann« beschrieben wird, ins Visier genommen.⁹ Dieser macht ihm ein ungewöhnliches und überraschendes Tauschangebot. Er möchte Schlemihls Schatten kaufen – übrigens ein klarer Fall von Enteignung und Entfremdung – und bietet ihm als Preis einen Glückssäckel an, der unbegrenzt Goldstücke hervorbringt. Intertextuell betrachtet verknüpft Chamissos Text Motive aus zwei deutschen Volksbüchern, der Faustgeschichte und der Legende von Fortunatus, dem Glücklichen, dem immer unbegrenzt Geld zur Verfügung steht. Der Fremde, der Teufel, ist der Bote eines unheimlichen Mediums, des Geldes und dem, was damit einhergeht: Geschäft, Reisen, Handel und Globalisierung. Noch vor Marx wird das Fremdartige und Überwältigende des ortlosen und anonymen Geldes und seiner Macht mit Motiven aus dem Zaubermärchen unterlegt. Der Schatten, der – in diesem Punkt dem Spiegel vergleichbar – Identität verbürgt, ist der hohe Preis, der für diesen Wundersäckel, Symbol unbegrenzten Reichtums, zu entrichten ist. »Jesus Maria! Der arme Mensch hat keinen Schatten«,¹⁰ schreien einige Frauen und lassen sich auch durch Golddukatens nur schwer beruhigen.

Interessant an dieser Stelle ist auch die dem Text inhärente Selbstbeschreibung des romantischen Menschen, der das Resultat jener merkwürdigen Entzauberung der Welt ist. Dabei entsteht eine neue Form von

9 Chamisso: *Peter Schlemihls wundersame Geschichte*, S. 186.

10 Ebd., S. 192.

Fremdheit, die der junge Marx eine Generation später als ›Entfremdung‹ bezeichnen wird.¹¹ Die Ambivalenz der Fremdheit ist bei Chamisso bis aufs Äußerste zugespitzt. Der moderne Teufelspakt steigert die nomadische Fremdheit des romantischen Vorläufers der späteren Bewegungsmoderne, der nirgendwo einen festen Platz bzw. ›Identität‹ findet. Der Preis für das vermeintliche Glück ist das Dasein als vollständiger Außenseiter und als kosmopolitischer ›Paria‹, durchaus im Sinne von Hannah Arendt, wobei der pejorative Name des Protagonisten jüdische Konnotationen ins Spiel bringt, die blitzschnell ins Antisemitische umzuschlagen vermögen. Der Jude wird zur Projektionsfläche der bedenklichen Seiten des Mediums Geld. Schlemihl steht insofern in einer Reihe mit Ahasver und der Figur des fliegenden Holländers. Die Rastlosigkeit der Person des Händlers steht in unmittelbarem Zusammenhang mit der Mobilität des Geldes.

In ihrer biographischen Studie über Rahel Varnhagen begreift Hannah Arendt die romantische Jüdin als einen doppelten Schlemihl – Frau und Jüdin –, als eine Figur, die zwischen Paria und Parvenu hin- und hergerissen ist. Im Unterschied zu Chamisso betont Arendt vor dem düsteren Hintergrund des 20. Jahrhunderts etwa in Gestalt der Shoah den tragischen Aspekt solcher Existenz:

Der Preis, der vom Paria gefordert wird, wenn er Parvenu werden will, ist immer zu hoch und betrifft immer die menschlichsten Dinge, aus denen sein Leben bestand. Ist es nicht zum Verzweifeln, keine Kinder zu haben, keinen gleichaltrigen Mann, kein natürliches Alt- und Mütwerden. Was sie am tiefsten empört, ist die höllische Zwickmühle, in der sich ihr Leben abgespielt hat, daß ihr [...] von den allgemeinen sozialen Verhältnissen alles aus der Hand geschlagen wurde [...].¹²

Entfremdung wird zumeist als Mangel und soziales Unheil verstanden, etwa, wie wir bereits gesehen haben, als Defizit an Rückmeldung und Reaktion.¹³ Dass Entfremdung freilich ein durch und durch ambivalentes Phänomen und keineswegs nur ein tragisches Verhängnis darstellt, macht der romantische Diskurs über Alienation und Entfremdung sinnfällig. In Novalis' Fragmenten und Studien bis 1797 steht etwa zu lesen: »Kann ein Ich sich als Ich setzen ohne ein Anderes oder Nicht-Ich?«¹⁴ »Ich kann nur«, heißt es an anderer Stelle, »etwas erfahren, indem ich es in mir aufnehme; es ist also eine Alienation meiner selbst und eine Zueignung, eine Identifikation oder Verwandlung einer anderen Substanz in die meinige zugleich.«¹⁵ Fremd-Sein, Entfrem-

11 Zima: *Entfremdung*, S. 57–92.

12 Arendt: *Rahel Varnhagen*, S. 222f.

13 Waldenfels: *Erfahrung*, S. 264.

14 Novalis: *Werke*, S. 296.

15 Ebd., S. 388.

dung, erscheint hier lange vor der Phänomenologie als eine unabdingbare Voraussetzung für ein Selbst-Sein, das auf die Auflösung des scheinbaren Gegensatzes von Selbstheit und Fremdheit abzielt. Aneignung wird dabei als ein Prozess verstanden, der sich durch Enteignung vollzieht.¹⁶ In dieser euphorischen Offenheit agiert Schlemihl, der Mann mit den Siebenmeilienstiefeln, der romantisch Entfremdete par excellence; er muss aber zugleich die Erfahrung machen, dass derlei Selbstauflösung, für die in der Erzählung die Schattenlosigkeit steht, ihn aus dem Raum von Resonanz und Respondenz verbannt. Er wird dadurch zum zweiten Mal ein Fremder, weil ihm, freiwillig oder unfreiwillig, die Erfahrung des eigenen Fremd-Seins zuteilgeworden ist, was Novalis in den folgenden Imperativ gießt: »[...] der Geist soll sich selbst fremd und reizend sein oder absichtlich machen können.«¹⁷

Die einheimischen und sesshaften Menschen fliehen vor dem Mann ohne Schatten. Keine Frau will in eine intime Beziehung mit diesem schattenlosen Wesen eintreten. Fremdheit gründet auf einer Schiefelage, einer Asymmetrie, bedeutet sie doch die Stornierung aller sozialen Bezüge infolge eines teuflischen Tauschsystems. Eine solche dämonische Wahrnehmung des Fremden bildet den Quellpunkt für Verschwörungsnarrative, die den Fremden mit dem Unheimlichen assoziieren.¹⁸ Dem steht bei Chamisso freilich entgegen, dass die durch den Schattenverlust generierte, eigentlich aber nur verstärkte Beweglichkeit von Schlemihl (in Gestalt der teuflischen Beigabe der Siebenmeilienstiefel) als menschlicher Zugewinn an Reflexion, Raumerfahrung, Freiheit und Autonomie angesehen werden kann. Insofern markiert die Figur des heimatlosen Fremden einen maßgeblichen kulturellen Fortschritt. Der Autor schließt mit bürgerlicher Versöhnlichkeit. Zuerst die Identität und dann der Schatten.

Im Kern führt uns Chamissos Text in gut romantischer Manier den Unbekannten, den ›étranger‹ vor, der latent unheimliche Züge in sich trägt, ein Geheimnis, das nicht preisgegeben wird. Chamissos Figur hat keine Herkunftsgeschichte und kein ethnisches Prädikat zu einer Zeit, als Europa beginnt, Fremde im Gefolge von kodifizierten Sprachen und homogenen, ›eingebildeten‹ Nationen zu erzeugen. Den Menschen werden Identitäten zugeschrieben, an die sie sich zu halten haben. Wie der Name des Autors und seine Lebensgeschichte verraten, liegt dieser radikalen, scheinbar universalen und abstrakten modernen Fremdheitserfahrung die konkrete

16 Vgl. Waldenfels: *Der Stachel des Fremden*, S. 61ff.; Müller-Funk: *Theorien des Fremden*, S. 130–133.

17 Novalis: *Werke*, S. 412.

18 Kristeva: *Fremde sind wir uns selbst*, S. 199.

Migrationserfahrung eines französischen Aristokraten zugrunde, den die Französische Revolution nach Deutschland gebracht und zu einem deutschsprachigen Autor und Gelehrten gemacht hat. Die Verfremdung besteht darin, dass diese spezifische Erfahrung in ein modernes Märchen von allgemeiner, philosophischer Bedeutung transformiert wird. Wer einmal seine Heimat verlassen hat, der wird nie wieder im Sinne einer evidenten und selbstverständlichen Zugehörigkeit heimisch. Von dieser Erfahrung zehrt auch die Geschichte eines Narrativs, in dem das einsame Abenteuer in einer fremd gewordenen Welt zum Selbstzweck wird. Der klassische Held zieht in die ferne, fremde Welt und kommt mehr oder weniger glücklich nach Hause zurück. Der moderne Held seit der Romantik zieht in die Fremde, um in ihr zu verbleiben. Es gibt keine Rückkehr.

3. Kafka

Dass auch die Figur des Karl Roßmann aus Kafkas nachgelassenem Romanfragment *Der Verschollene*, seinem sogenannten Amerika-Roman, sich von Anfang an in einer deplatzierten Situation befindet, wird dem Lesepublikum schon in den ersten Zeilen des Textes vermittelt, wenn davon die Rede ist, dass der »siebzehnjährige Karl Roßmann [...] von seinen armen Eltern nach Amerika geschickt worden war, weil ihn ein Dienstmädchen verführt und ein Kind von ihm bekommen hatte.«¹⁹

Wie Schlemihl kommt auch Roßmann in einem Hafen, einer Anlegestelle, in einer großen unbekanntenen Welt an. Den fremden Kosmos, den er nicht kennt, erleben der Leser oder die Leserin ausschließlich aus der Perspektive der Hauptfigur. Es ist an dieser Stelle eher zweitrangig, wie das nördliche Amerika, das Andere Europas, stereotyp bebildert wird. Es erscheint als Variante einer unheimlichen, unentrinnbaren, neu entstandenen Welt, die nicht nur als fremd erfahren wird, weil sie amerikanisch-englisch, sondern weil sie modern und kapitalistisch und damit ein Ort der Entfremdung ist: »Hinter alledem stand New York und sah Karl mit den hunderttausend Fenstern seiner Wolkenkratzer an.«²⁰ Entfremdung, ließe sich sagen, ist auch eine Form von mangelnder Respondenz und Resonanz: von (häufig realer aber zuweilen auch von eingebildeter) Ablehnung und Feindseligkeit.²¹

19 Kafka: *Der Verschollene*, S. 7.

20 Ebd., S. 15.

21 Als eine steinerne seelenlose Stadt erfährt auch Tarabas, die Titelfigur eines Prosawerkes von Joseph Roth (*Tarabas*, S. 11), das ihm ungeheure New York: »Das Heimweh trug Nikolaus

Von diesem Lebensgefühl – fremd zu sein – ist auch Kafkas Romanfragment bestimmt. Am falschen Ort befunden hat sich Roßmann freilich schon in der heimischen mitteleuropäischen Stadt, die die Leserschaft mühelos als Prag identifizieren kann. Das imaginäre New York, diese unheimliche, fremde Stadt ist indes ein magischer Ort, der Menschen aus allen Ecken und Enden anzieht, eine Stadt des Fremden und der Fremden, eine Stadt, die in Selbst- und Fremdbild als ein Ort erscheint, der für exterritoriale Existenzen wie geschaffen ist; die historische Realität – zu denken ist an die bürokratischen Hindernisse, Einlass zu erhalten (und das wird in Kafkas Textfragment auch angedeutet) – sieht freilich anders aus.

Es kann an dieser Stelle nur auf das Sujet des Textes eingegangen werden, das sich aus der Figur der Fremdheit entfaltet. Roßmann, unerfahren und ungeschickt, erweist sich der Fremdheit nicht gewachsen. Die jungen amerikanischen Damen überfordern ihn ebenso wie die Geschäftstüchtigkeit des kapitalistisch-patriarchalen Onkels, die Kultur des Geldes und die scheinbar unverblühten Direktheiten der Kommunikation. Roßmann ist das Paradebeispiel jenes Fremden, den Alfred Schütz beschrieben hat: des Menschen, der den Code der neuen Welt, in die er gerät, nicht kennt und dessen alter Code sich nicht nur als wertlos, sondern auch als hinderlich erweist.²² So gerät er mit der sportlich-emanzipierten Klara, der Tochter eines einflussreichen Geschäftsmannes und Partner seines Kollegen, unversehens in eine regelrechte Rauferei.²³ Schließlich schickt ihn der patriarchale Onkel, der ihn zunächst so willkommen geheißen hatte, fort. Nicht ganz unverständlich, dass der trotz wachsender Englischkenntnisse sprachlose Held Kafkas, wie Chamissos Schlemihl, das dringende Bedürfnis verspürt: »Rasch schlafen und von hier fortgehn war sein einziger Wunsch.«²⁴ All die folgenden Schicksalsschläge, die Roßmann erleidet, folgen im Grunde genommen demselben Muster. Ein weltfremder Mensch – und das heißt bei Kafka jemand, der überall fremd in der Welt ist – scheitert an alltäglichen Lebenssituationen, weil er unfähig und nicht willens ist, sich jene Codes anzueignen, die notwendig sind, um sich, wie provisorisch auch immer, in einem bestimmten semiotischen Raum zurecht zu finden. Weil dem so ist, können sich Respondenz und Resonanz im Sinne gelingender Kommunikation nicht einstellen. Einsamkeit, als Mangel an sozialen Relationen, bedeutet Deplatziertheit und geht mit einer Form von Fremdheit einher,

Tarabas im Herzen. Er haßte New York, die hohen Häuser, die breiten Straßen und überhaupt alles, was Stein war. New York war eine steinerne Stadt.«

22 Schütz: *Der Fremde*, S. 53–69; Müller-Funk: *Theorien des Fremden*, S. 153–161.

23 Kafka: *Der Verschollene*, S. 66.

24 Ebd.

die, tragisch und komisch zugleich, unauflösbar ist. Im Grunde kommen in diesem Text alle Formen von Alterität zum Tragen, vom strukturell bedingten Ungeschick des fremden Ankömmlings bis zur modernen Fremdheitserfahrung. Insofern sind die abweisenden Fenster der New Yorker Wolkenkratzer nur die Folie einer Weltfremdheit, die Roßmann schon in seiner ›Heimat‹ erfahren hat.

Grotesk und komisch sind auch die Begegnungen mit dem sexuell Anderen, der Frau, vom Dienstmädchen bis zur reichen Bürgerstochter und der amerikanischen Schauspielerin. Dass Roßmann am Ende gleichsam aus der unheimlichen und abweisenden Welt im Roman verschwindet, hat eine innere Logik. Kafka und seine Hauptfiguren sind im Sinne von Günther Anders Menschen ohne Welt. Oder anders formuliert: Fremde, die allein und letztendlich sich selbst fremd bleiben – ohne das Vergnügen, das bei Chamisso und Novalis noch anklingt. Anders definiert sie als »diejenigen, die gezwungen sind, innerhalb einer Welt zu leben, die nicht die ihrige ist«, obwohl sie »von ihnen in täglicher Arbeit erzeugt und in Gang gehalten« wird.²⁵ Das ist eine große tragische Erzählung der ›klassischen‹ Moderne, wie sie Benjamin, Adorno und eben Günther Anders nicht zuletzt im Gefolge Kafkas erzählen. Sie schließt die Erfahrung jener Entfremdung ein, die an Marx anknüpfend und doch darüber hinausgehend von der Welt der entfremdeten Produktion auf Kultur und Lebenswelt übertragen werden. Entfremdung, als kollektive Tragödie des modernen Menschen verstanden – Peter V. Zima spricht gar in diesem Zusammenhang von »Pathologien«²⁶ –, kann aber auch als ein Vermögen angesehen werden, Fremdheit als Chance zu begreifen: »Vielleicht«, schreibt Julia Kristeva in ihrem Buch *Fremde sind wir uns selbst*, »geht es letztlich darum, den Begriff des Fremden um das Recht auf Respekt unserer eigenen Fremdheit und überhaupt des ›Privaten‹, das die Freiheit in den Demokratien garantiert, zu erweitern?«²⁷

4. Camus

Camus' Held ist ein Angestellter, ein Mensch im Mittelmaß so wie auch die meisten Protagonisten Kafkas, Pessoa's und Robert Walsers. Was ihn auszeichnet ist, dass er selbst mit und in der kleinen Welt, in der er lebt und zu leben hat, nicht zurechtkommt. Er ist fremd, weil seine Existenz

25 Anders: *Mensch ohne Welt*, S. XI.

26 Zima: *Entfremdung*, S. 137–172.

27 Kristeva: *Fremde sind wir uns selbst*, S. 212.

durch menschliche, soziale und auch symbolische Schief lagen bestimmt ist. Wie bei Chamisso und Kafka ist auch bei Camus die Fokalisierung auf den Protagonisten für das Sujet der Fremdheit, den narrativen Kern des Textes, entscheidend. Meursault hat keine innere Beziehung zu seiner sozialen Umgebung, weder zu seiner Mutter noch zu seinen Nachbarn, weder zu seinen Bürokollegen noch zu seiner Geliebten Maria. Er lebt unhinterfragt im Vorbehalt gegenüber der Welt vor sich hin. Seine Gleichgültigkeit, ein emotionales Defizit, ist grundlegend, wenn auch nicht theoretisch fundiert, ebenso wenig wie seine Beziehungslosigkeit. Sie ist einfach so gegeben. »[...] er fragte mich, ob ich sein Freund sein wolle. Ich antwortete, das sei mir einerlei; damit schien er einverstanden.«²⁸ Noch plastischer ist in diesem Zusammenhang sein Verhalten gegenüber seiner Geliebten, Maria:

Am Abend holte Maria mich ab und fragte mich, ob ich sie heiraten wolle. Ich antwortete ihr, das wäre mir einerlei, aber wir könnten heiraten, wenn sie es wolle. Da wollte sie wissen, ob ich sie liebe. Ich antwortete, wie ich schon einmal geantwortet hatte, daß das nicht so wichtig sei, daß ich sie aber zweifellos nicht liebe. ›Warum willst du mich dann heiraten?‹ fragte sie. Ich erklärte ihr, das sei ganz unwichtig; wenn sie wolle, könnten wir heiraten. Übrigens wollte sie es durchaus, während ich mich damit nur einverstanden erklärte. Sie meinte, die Ehe sei etwas sehr Ernstes. Ich antwortete: »Nein.«²⁹

Die entscheidende Differenz zwischen Meursault und seiner Geliebten Marie beruht auf dem gar nicht so geringen Unterschied zwischen dem aktiven Wunsch der Frau und der passiven Gleichgültigkeit des Mannes, der sich mit der Heirat lediglich einverstanden erklärt. Diese Haltung widerspricht – und dieser Kontrast ist dem Mann wohl ebenso bewusst wie die Unvereinbarkeit ihrer beider Lebenshaltungen – in auffälliger Weise der Logik des Liebens und des damit verbundenen gemeinsamen intimen Lebens. Meursault führt eine Existenz ohne zureichenden Grund. Seine Revolte gegen die Welt ist eine Form von passivem Widerstand.

Meursaults Reaktionsform ist durchgängig und sie spielt in all seinen Handlungen eine bestimmende Rolle. Als sein Freund Raymond sich an seiner – arabischen – Geliebten für deren angenommene Untreue gewalt-

28 Camus: *Der Fremde*, S. 30; Camus: *L'Étranger*, S. 36: »[...] que moi, j'étais un homme, je connaissais la vie, que je pouvais l'aider et qu'ensuite il serait mon copain. Je n'ai rien dit et il m'a demandé encore si je voulais être son copain. J'ai dit que ça m'était égal.«

29 Camus: *Der Fremde*, S. 42; Camus: *L'Étranger*, S. 51: »Le soir, Marie est venue me chercher et m'a demandé si je voulais me marier avec elle. J'ai dit que cela m'était égal et que nous pourrions le faire si elle voulait. Elle a voulu savoir alors si je l'aimais. J'ai répondu comme déjà fait une fois, que cela ne signifiait rien mais que sans doute je ne l'aime pas. ›Pourquoi m'épouser alors?‹ a-t-elle dit. Je lui ai expliqué que cela n'avait aucune importance et que si elle le désirait, nous pouvions nous marier. D'ailleurs, c'était elle qui le demandait et moi je me contentais de dire oui. Elle a observé alors que le mariage était une chose grave. J'ai répondu: ›Non.«

sam rächen will, hilft Meursault ihm mit dem gleichen emotionslosen Einverständnis, das er Maria bei ihrer Frage nach der Heirat an den Tag gelegt hatte. Als er, Wendepunkt der Handlung, in Notwehr den Bruder von Raymonds Geliebten tötet, geschieht das genauso wenig aus einem spezifischen persönlichen Motiv heraus. Die Art von Einverständnis, in der Camus' exemplarische Hauptfigur lebt, folgt dem Modus der Kontingenz. Er wird zum Gelegenheitstäter, weil ihm die Welt fremd und gleichgültig geworden bzw. immer schon egal gewesen ist.

Es gibt kein Indiz dafür, dass es das ethnisch-kulturell Fremde ist, dass ihn dazu bringt, den namenlosen Mann, der nur als ›der Araber‹ bezeichnet wird, zu töten. Als Durchschnittsmensch mag er an der kolonialen Xenophobie des Franzosen gegenüber dem Algerier einen gewissen Anteil haben, maßgeblich ist sie indes nicht, sondern lediglich sein Einverständnis mit Raymond. Ihm geht jene affektive Voraussetzung ab, die die rassistisch motivierte Tat voraussetzt: Wut, Angst, Überlegenheitsgefühl. Seine Teilnahmslosigkeit lässt eine solche affektive Aufladung schwerlich zu. Wenn ihn das offenkundig französisch besetzte Geschworenengericht zum Tode verurteilt, dann nicht wegen seiner Tat an einem Menschen einer anderen Kultur, sondern wegen jener Teilnahmslosigkeit, die das Resultat seiner Fremdheit und Weltlosigkeit ist. Sie ist es, die die Geschworenen gegen den ›Fremden‹ aufbringt.

Camus' Roman ist ein Gedankenexperiment, das die eigene existenzialistische Philosophie auf eine Durchschnittsfigur pflöpft. Die dabei entstehende Absurdität, die ihren Ausgangspunkt von einer unabänderlichen und auch durch Liebe nicht auflösbaren Fremdheit nimmt, bezieht sich dabei auf die Beziehung zwischen Mensch und Welt, damit aber auch zwischen Mensch und Mensch, Mann und Frau.³⁰ Der Angestellte, eigentlich ein ganz normaler Mensch, erweist sich als ein unwissentlicher Existenzialist. Er verkörpert ein Fremd-Sein, das sozial nicht lebbar ist und das im Falle Meursaults in der Katastrophe endet, führt doch der Beziehungsverlust mit der Welt beinahe zwangsläufig zur Aufkündigung jedweder Moral. Meursault ist im strengen Sinn des Wortes a-moralisch, erklärt er sich doch mit allen Anfragen, die an ihn ergehen, einverstanden. Der Tod ist ihm, wenigstens unbewusst, so gleichgültig wie das Leben. Dem sozialen Tod folgt daher der physische auf den Fuß. Radikal zu Ende gedacht, ist das grundlose Einverständnis mit dem Gegebenen, das nicht widerspricht, aber auch nicht bejaht, sozial un(v)erträglich.

30 Vgl. Brigitte Sahner: *Nachwort*. In: Camus: *L'Étranger*, S. 148–164, insb. S. 154–157, sowie die Auswahlbibliographie, S. 144–147.

Die kolonialen Alteritätsdispositionen in Algerien bleiben im Roman weithin ausgeblendet. Es gibt nur einige versteckte Hinweise darauf, die sich aber mit einem Seitenblick auf Camus' posthumes Werk *Der erste Mensch* erhellen lassen und deutlich machen, wie auch in diesem Fall konkrete Fremdheitserfahrungen mit Philosophemen von Alterität zusammenhängen. Das mag zwei Gründe haben. Zum einen ist dem zeitgenössischen französischen Publikum der Konflikt, der Frankreich und Algerien erschütterte, so vertraut, dass die Ereignisse als bekannt vorausgesetzt werden können. Zum anderen aber könnte es sein, dass sie in Camus' Romans auch deshalb nicht ins Zentrum rücken, weil den Autor ganz offenkundig die existentielle Frage des schieren Fremd-Seins viel mehr interessiert als der politische Konflikt als solcher, der in seinem letzten, unvollendeten Roman *Der erste Mensch* indes ausgiebig beleuchtet wird.

In *Der Fremde* stechen die ärmlichen und bescheidenen wirtschaftlichen Lebensumstände des Protagonisten und seiner Umgebung ins Auge. Dieses Milieu, nominell französisch, ist marginalisiert und lebt an der Peripherie eines symbolischen Raumes, einem Land, das dieses Milieu nicht kennt. So sind die sogenannten Algerienfranzosen weder in Frankreich noch in der mehrheitlich von arabischen Menschen bewohnten Umgebung zu Hause. Nachfahren von Migrantinnen und Migranten, die nach 1848 bzw. nach 1871 als Siedler ins Land gekommen sind, befinden sie sich kulturell in der Fremde.³¹

Ein weiterer Fingerzeig in *Der Fremde* ist der Konflikt um die Geliebte von Meursaults Wohnungsnachbarn Raymond. Diese gerät zwischen die Fronten eines so privaten wie politischen Konflikts. Womöglich steigert sich die Eifersucht Raymonds auch deshalb, weil sie eine fremde Frau, eben eine Araberin ist. Umgekehrt mag die aggressive Haltung ihres ebenso namenlosen Bruders damit zusammenhängen, dass intime Beziehungen zwischen den verfeindeten Bevölkerungsgruppen auch aus religiösen Gründen unerwünscht zu sein scheinen. Was die aggressive Haltung voraussetzt, lässt sich als eine Identitätspolitik beschreiben, bei der Antikolonialismus und Nationalismus Hand in Hand gehen.

Dass die Männer der jeweils anderen, feindlichen Gruppe ›uns‹ die Frauen wegnehmen, gehört zum klassischen Dispositiv von Xenophobie und Rassismus. Psychologisch könnte man es als eine Form kollektiver Ei-

31 Für den österreichischen Leser mutet es ironisch an, dass die Familie der Hauptfigur in Solférino, einem Armenviertel von Algier, gelebt hat. Bekanntlich ist Solferino der Namen der Schlacht von 1859, die mit einer für das Habsburgerreich verhängnisvollen Niederlage endete. Mit den Lebensumständen der Menschen in der algerischen Kolonie hat diese Schlacht zwischen europäischen Großmächten von 1859 nun zunächst gar nichts zu tun.

fersucht bezeichnen, die durch den Mechanismus der Projektion verdeckt wird. Elias Canetti hat diese im Unbewussten verankerte Szene uneingestanden Unterlegenheitsgefühls so beschrieben:

Die Beschuldigung sexueller Natur [...] macht aus dem Opfer ein gefährliches Wesen. Man stellt sich eine wirkliche oder vermeintliche Untat vor. Die Verbindung des schwarzen Mannes mit einer weißen Frau, die Vorstellung ihrer leiblichen Nähe unterstreicht in den Augen der Rächer ihre Verschiedenheit. Die Frau wird immer weißer, wie der Mann immer schwärzer wird.³²

In dem posthum erschienenen Roman *Der erste Mensch* begibt sich der Protagonist auf die Suche nach seiner Familiengeschichte, die ihn in ein Armenviertel im Umland von Algier führt. Das Ende des Kolonialregimes ist absehbar, ebenso wie die grausame und gewalttätige, ökonomisch unsinnige Vertreibung der französischen Siedler. Menschen, die vielfach so arm sind, wie die autochthonen Bewohner, bezahlen die Zeche für das koloniale Unrechtsregime: »Ist es nicht schwierig, einer Gruppe wie den Algerienfranzosen (trotz ihres beständigen und massiven Schuldgefühls, das man nicht verkennen und nicht verwässern sollte unter dem Vorwand, es zu verallgemeinern) die Verantwortung für die gesamte Algerienpolitik Frankreichs seit 130 Jahren zuzuschreiben?«³³ Die Stimme, die hier spricht, ist nicht jene von Albert Camus, sondern die seines jüngeren Landsmanns, des Philosophen Jacques Derrida, der mit seinem Freund, dem Historiker Pierre Nora, über den Algerienkrieg debattiert. Camus wiederum lässt den französischen Landwirt Veillant im Gespräch mit Cromery sagen:

[...] ich bleibe und zwar bis zum Ende. Was auch passiert, ich bleibe. Ich habe meine Familie nach Algier geschickt und werde hier verrecken. In Paris versteht man das nicht. Wissen Sie, wer außer uns die einzigen sind, die es verstehen können?«

»Die Araber.«

»Ganz genau. Wir sind geschaffen uns zu verstehen. Genauso dumm und ungehobelt wie wir, aber der gleiche Menschenschlag.«³⁴

Diese Lösung kommt historisch freilich nicht zum Zug, die friedliche und soziale Option, dass die Benachteiligten sich über ethnische und religiöse Grenzen hinweg zusammenschließen und eine soziale Demokratie etablieren; weder im europäischen Kontext anti-imperialer Nationsbildung noch im Prozess einer Dekolonisation, in dem koloniale Territorien zu oftmals recht künstlichen Nationen mutieren, erfolgt solch ein Ausgleich. Wir befinden uns, so die These, offenkundig an einem Wendepunkt, in dem

32 Canetti: *Masse und Macht*, S. 138f.

33 Zit. nach Peeters: *Jacques Derrida*, S. 171.

34 Camus: *Der erste Mensch*, S. 205.

es um einen Resonanzraum geht, in dem sich, mit Lotman gesprochen, verschiedene Individuen, Gruppen und Völker über den Umweg des Nicht-Verstehens verständigen können.

5. Finale

Bei genauerem Hinsehen lässt sich konstatieren, dass bei Camus wie bei Chamisso und Kafka die philosophische Erfahrung von Weltfremdheit durchaus einen konkreten, lebensweltlichen und geschichtlichen Hintergrund hat. Verschiedene Formen von Fremdheit überlagern sich dabei: Das Gefühl in einer unwirklichen und unheimlichen Welt zu leben, soziale Verarmung, Verlust des Selbstbezugs, Marginalisierung und Deplatziertheit. Stets blitzt in der Fremdheit die Möglichkeit einer Öffnung, ein helles Licht auf, das von den Schattenseiten, die Fremdheit immer auch mit sich bringt, freilich stets verdeckt zu werden droht.

Im Hinblick auf Respondenz und Resonanz ist ›Entfremdung‹ zwischen Einsamkeit, Abbruch des Dialogischen und Kommunikation im Gefolge des Einbruchs des Fremden angesiedelt. Chamissos modern-unruhiger Protagonist führt die reizenden Seiten dieser Fremdbefindlichkeit als Selbstbefindlichkeit vor, Kafkas und Camus Helden hingegen verkörpern deren tragische Aspekte, wird hier doch das Wechselspiel von Respondenzen durch Angst und Lähmung verhindert. Ihnen ist in diese Konstellation der ›Entfremdung‹ der »Sinn der Welt [...] verloren gegangen«.³⁵ Camus und Kafka liefern insofern, um den Untertitel von Peter V. Zimas Studie über Entfremdung zu bemühen, maßgebliche Beiträge zu den »Pathologien der postmodernen Gesellschaft«. Vor allem, wäre korrigierend hinzuzufügen, Pathologien der ›klassischen‹ literarischen Moderne, die Theodor Adorno in seinem posthum erschienenen Buch *Ästhetische Theorie* von Kafka und Joyce bis zum Existentialismus und zum absurden Theater Becketts verortet. Moderne definiert er dabei über den Umweg der Negation: »Kein Kunstwerk ist seitdem mehr gelungen, das gegen den wie auch immer schwebenden Begriff von Moderne sich spröde macht.«³⁶ Das gelungene moderne Kunstwerk ist in dieser normativen Ästhetik als ein solches charakterisiert, in das Fremdheit nicht nur inhaltlich sondern auch formal eingeschrieben ist.

35 Novalis: *Werke*, S. 401. Vgl. auch: Müller-Funk: *Die unendliche Vielfalt des Fremden*.

36 Adorno: *Ästhetische Theorie*, S. 37.

Literaturverzeichnis

- Adorno, Theodor W.: *Ästhetische Theorie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1970.
- Anders, Günther: *Mensch ohne Welt*. München: Beck 1984.
- Arendt, Hannah: *Rahel Varnhagen. Lebensgeschichte einer deutschen Jüdin*. München: Piper 1981.
- Camus, Albert: *Der Fremde*. In: ders.: *Das Frühwerk*. Düsseldorf: Rauch 1967.
- Camus, Albert: *L'Étranger*. Hg. Brigitte Sahner. Stuttgart: Reclam 2021.
- Camus, Albert: *Der erste Mensch*. Übers. Uli Aumüller. Reinbek: Rowohlt 1995.
- Canetti, Elias: *Masse und Macht*. Frankfurt/M.: Fischer 1980.
- Chamisso, Adelbert von: *Peter Schlemihls wundersame Geschichte*. In: ders.: *Ich bin nach Weisheit weit umhergefahren. Gedichte, Dramatisches, Prosa*. Leipzig: Reclam 1978.
- Kafka, Franz: *Der Verschollene*. Stuttgart: Reclam 1997.
- Kafka, Franz: *Sämtliche Erzählungen*. Frankfurt/M.: Fischer 1970.
- Kristeva, Julia: *Fremde sind wir uns selbst*. Übers. Xenia Rajewski. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1990.
- Lotmann, Jurij: *Die Innenwelt des Denkens. Eine semiotische Theorie der Kultur*. Übers. Gabriele Leupold, Olga Radetzka. Berlin: Suhrkamp 2010.
- Müller-Funk, Wolfgang: *Die unendliche Vielfalt des Fremden. Postkarte an Bernhard Waldenfels*. In: *Zwischen Phänomenologie und Psychoanalyse. Ein interdisziplinäres Gespräch mit Bernhard Waldenfels*. Hg. Barbara Schellhammer. Baden-Baden: Nomos 2021, S. 137–144.
- Müller-Funk, Wolfgang: *Kulturtheorie. Einführung in Schlüsseltexte der Kulturwissenschaften*. 3., aktualis. u. erw. Aufl. Tübingen: Francke/UTB 2021.
- Müller-Funk, Wolfgang: *Theorien des Fremden*. Tübingen: UTB/Francke 2016.
- Novalis: *Werke. Studienausgabe*. Hg. u. kommentiert von Gerhard Schulz. 2., neubearb. Aufl. München: Beck 1981.
- Peeters, Benoît: *Jacques Derrida. Eine Biographie*. Übers. Horst Brühmann. Berlin: Suhrkamp 2013.
- Rosa, Hartmut: *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*. Berlin: Suhrkamp 2016.
- Roth, Joseph: *Tarabas. Ein Gast auf dieser Erde*. In: ders.: *Romane und Erzählungen*, Bd. III. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1975.
- Schütz, Alfred: *Der Fremde. Ein sozialpsychologischer Versuch*. In: ders.: *Gesammelte Aufsätze II. Studien zur soziologischen Theorie*. Den Haag: Martinus Nijhoff 1972.
- Waldenfels, Bernhard: *Der Stachel des Fremden*. 3. Aufl. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1998.
- Waldenfels, Bernhard: *Erfahrung, die zur Sprache drängt. Studien zur Psychoanalyse und Psychotherapie aus phänomenologischer Sicht*. Berlin: Suhrkamp 2019.
- Zima, Peter V.: *Entfremdung. Pathologien der postmodernen Gesellschaft*. Tübingen: Francke/UTB 2014.

Marijan Bobinac | Sveučilište u Zagrebu, Filozofski fakultet, mbobinac@ffzg.hr

Literatur der Gegenwart im postimperialen Schlüssel

Zur Inszenierung der (post)imperialen
Situation in der neueren deutschsprachigen
Erzählprosa (Buhl, Capus, Kracht)

1.

In den letzten zwei Jahrzehnten wurde wiederholt auf ein neu erwachtes Interesse an Imperien in der Geschichtswissenschaft und einigen anderen geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen hingewiesen. Diese Entwicklung wird in der Regel mit einer inzwischen modifizierten Beurteilung imperialer Staatsgebilde in Verbindung gebracht.¹ Zwar mangelte es auch in früheren Zeiten nicht an Forschungsarbeiten zu diesem Gegenstand, doch vertraten sie in der Regel – wie von Protagonisten der neuen Studienrichtung mit Nachdruck hervorgehoben – eine grundverschiedene Imperienauffassung. Die jahrtausendealte Herrschaftsform sei – so der Tenor der älteren Imperienforscher – ein Anachronismus gewesen und daher zu Recht

Begegnungen mit der Fremde und dem Fremden werden in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur auch im Zusammenhang mit der imperial(istisch)en Vergangenheit inszeniert. Nach einer kurzen Einführung in die Problematik der postimperialen Studien und vor dem Hintergrund der neuen Imperienforschung – eines historiographisch, sozial- und politikwissenschaftlich, zunehmend auch kulturwissenschaftlich geprägten Forschungsansatzes – werden ausgewählte Romane zum Thema der Kolonialzeit und ihrer Folgen bis in die Gegenwart herangezogen, um auf die Spannweite literarischer Darstellungen der postimperialen Situation aufmerksam zu machen.

1 Zur Wende in der Imperienforschung vgl.: Burden: *After the Imperial Turn*; Cooper: *Empire Multiplied*; Ghosh: *Another Set of Imperial Turns?*; Hirschhausen/Leonhard: *Zwischen Historisierung und Globalisierung*; Leonhard: *Imperial Projections and Peacemeal Realities*; Malešević: *Empires and Nation-States*; Kennedy: *The Imperial History Wars*; Hausteiner/Huhnholz: *Ordnungen imperialer Macht*.

von einer für die Moderne viel adäquateren Herrschaftsform, dem Nationalstaat, abgelöst worden: Mit der Entstehung eines ethnisch homogenen, flächendeckend vereinheitlichten Staatsmodells hätten die ethnisch und konfessionell heterogenen Imperien – so wurde seit dem 19. Jahrhundert vielerseits argumentiert – ihre Existenzberechtigung verloren.

Entscheidende Impulse für die Umorientierung im Imperien Diskurs sind von der Geschichtswissenschaft ausgegangen, insbesondere von ihren als ›new imperial history‹ und ›Globalgeschichte‹ bezeichneten Forschungsströmungen.² In diesem Zusammenhang gilt das Forschungsinteresse nicht nur dynamischen Interaktionen zwischen einzelnen Imperien; erforscht werden im gleichen Sinne auch innere imperiale Dynamiken, wobei – anders als im älteren Imperien Diskurs – nicht nur Eingriffe der Zentren in periphere Gebiete, sondern zunehmend auch komplexe Beziehungen zwischen verschiedenen Handlungsträgern in imperialen Randzonen analysiert werden. Mit einer erhöhten Aufmerksamkeit für Hierarchien und Differenzen innerhalb imperialer Staatsgebilde werden in der neuen Imperienforschung auch kulturelle Dimensionen deutlich aufgewertet – ein Umstand, der zugleich ihre Annäherung an das analytische Instrumentarium der ›postcolonial studies‹ begünstigte. Daher beschränkt sie sich – wiederum im Unterschied zu älteren Forschungsmethoden – nicht nur auf politische, wirtschaftliche und militärische Aspekte imperialer/kolonialer Herrschaftsformen, sondern setzt bei deren Analyse auf das Primat der Kultur. Der Einfluss postkolonialer Theorieentwürfe zeigt sich dabei – wie neulich von Dane Kennedy behauptet – vornehmlich in der Verschiebung des Forschungsschwerpunkts von der ›materiellen‹ zur ›kulturellen‹ Sphäre, und darin namentlich in der Neubewertung des Verhältnisses von Wissen und Macht. Dass die neue Imperienforschung – im Grunde empirisch ausgerichtet – wenig mit den essentialistischen, hauptsächlich auf den subalternen Status ›kolonialer Subjekte‹ gerichteten und im Grunde ahistorischen Positionen der ›postcolonial studies‹ anfangen konnte, leuchtet durchaus ein.³

2 Aus der langen Reihe von Monographien und Sammelbänden, die den Imperien Diskurs der letzten Jahrzehnte bestimmt haben, seien folgende Titel hervorgehoben: Barkey/von Hagen: *After Empire*; Hardt/Negri: *Empire*; Lieven: *Empire*; Münkler: *Imperien*; Darwin: *After Tamerlane*; Barkey: *Empire of Difference*; Osterhammel: *Die Verwandlung der Welt*; Burbank/Cooper: *Empires in World History*; Leonhard/Hirschhausen: *Empires und Nationalstaaten im 19. Jahrhundert*; Judson: *The Habsburg Monarchy*; Kumar: *Visions of Empire*; Osterkamp: *Kooperatives Imperium*.

3 »The principal aim of this scholarship has been to reframe and reassess Europe's impact on the rest of the world – and the reciprocal effects on Europe itself – by shifting the focus from the material to the cultural realm. The contribution of post-colonial theory to this effort lies first and foremost in its appreciation of the relationship between knowledge and power.« (Kennedy: *The Imperial History Wars*, S. 355)

Parallel zur Akzentverlagerung in der historischen Imperienforschung sind vergleichbare Prozesse in der Politologie und Soziologie wie auch in einigen geisteswissenschaftlichen Disziplinen, insbesondere in der Kultur- und Literaturwissenschaft zu beobachten. Folgerichtig erscheint es daher, dass Vertreter unterschiedlicher Forschungsfächer diesen Umschwung in der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Imperien als eine Art ›imperial turn‹, als eine von mehreren einschneidenden Veränderungen in den Geistes- und Sozialwissenschaften der letzten Jahrzehnte darstellen. Unabhängig davon, ob man der These von einem ›imperial turn‹ zustimmt oder nicht, wird man in der rezenten Imperien-Konjunktur sowohl ein relevantes thematisches Feld wie auch ein eigenes, kulturwissenschaftlich bestimmtes und interdisziplinär verwendbares Begriffsinstrumentarium erkennen können. Besonders differenziert bemüht sich die neue Imperienforschung um die Bestimmung ihres zentralen Begriffs des Imperiums. Stellvertretend für viele Definitionsversuche sei jener von Stephen Howe aus dessen weitverbreiteter Einführung in die Thematik paraphrasiert: Als Imperien lassen sich weiträumige, multiethnisch und/oder multikonfessionell bestimmte politische Herrschaftsstrukturen bezeichnen, die zumeist durch Eroberungen entstanden sind und in der Regel über ein dominantes Zentrum und untergeordnete, oft sehr entfernte Peripherien verfügen.⁴ Nicht zu verkennen ist dabei, dass sich zwischen den beiden wichtigsten Staatsmodellen der letzten beiden Jahrhunderte, dem Imperium und dem Nationalstaat, sehr komplexe Interaktionen ereignet haben und immer noch ereignen. Die dabei entstehenden Gebilde – als ›nationalisierende Empires‹ und ›imperialisierende Nationalstaaten‹ bezeichnet – werden von der neuen Imperienforschung in ihrer ganzen Bandbreite unter die Lupe genommen.⁵

Das aktuelle Interesse an Imperien ist in vieler Hinsicht auch mit den sozialen und politischen Trends unserer Gegenwart, namentlich mit der Suche nach einer neuen Weltordnung nach dem Ende des Kalten Krieges verbunden. Wenn in diesem Zusammenhang von der Globalisierung und neuen politischen Konfigurationen (z.B. der Europäischen Union) die Rede ist, so schwingt in der Debatte oft auch der Imperiums begriff mit.⁶ Als ein weiterer wichtiger Aspekt gerät auch das problematische Erbe der europäischen Kolonialmächte in den Blick, wobei das Bild des Koloni-

4 Howe: *Empire*, S. 14–17, insb. S. 14: »[...] an empire is a large political body which rules over territories outside its original borders. It has a central power or core territory – whose inhabitants usually continue to form the dominant ethnic or national group in the entire system – and an extensive periphery of dominated areas«.

5 Vgl. Leonhard/von Hirschhausen: *Empires und Nationalstaaten im 19. Jahrhundert*.

6 Vgl. Zielonka: *Europe as Empire*.

alherren vor allem im Rahmen postkolonialer Ansätze eine wesentliche Revision erfährt. Eine herausragende Stellung hat in diesem Kontext auch die Diskussion über den imperialen Status der USA, wobei die Urteile über die führende Weltmacht im Spektrum zwischen dem Bild eines den Weltfrieden garantierenden ›liberalen Imperium‹ auf der einen und einem ideologisch festgelegten ›neuen amerikanischen Imperialismus‹ auf der anderen Seite oszillieren. Mit letzterem ist in gewisser Weise auch die sehr vage, unhistorisch aufgestellte Vorstellung vom Imperium der gegenwärtigen Epoche als einer nahtlosen, allumfassenden, anonymen Machtstruktur des globalen Kapitalismus verbunden, die von Michael Hardt und Antonio Negri im stark rezipierten, antiglobalistisch ausgerichteten Buch *Empire* (2000) vertreten wird.

Zu den Schlüsselbegriffen der neuen Imperienforschung gehören auch ›Multiethnizität‹, ›Multilingualität‹ und ›Multikonfessionalität‹, mit deren Hilfe sich nicht nur Einschränkungen und Belastungen imperialer Staatsgebilde nachweisen lassen. Durch seine ethnische, linguistische und religiöse Vielfalt bietet der imperiale Rahmen verschiedene Integrationsmöglichkeiten und zeigt sich in dieser Hinsicht viel belastbarer als der Nationalstaat. Für imperiale Konstellationen sind auch die Denkfiguren des Eigenen und des Fremden konstitutiv, da ihre ethnische, sprachliche und religiöse Vielfalt in direktem Widerspruch zur kulturell homogenen Beschaffenheit nationalstaatlicher Machtstrukturen steht. Auch dieses Gegensatzpaar versteht die neue Imperienforschung keineswegs als eine binäre Opposition, sondern – wie Wolfgang Müller-Funk in seinen *Theorien des Fremden* hervorhebt – »als Pole einer unkündbaren Relation und damit als Teil des kulturellen Prozesses«. ⁷ Der Hinweis, die Fremdheit solle nicht als Eigenschaft, sondern als ein relationales Phänomen aufgefasst werden, zeigt sich von großer Bedeutung gerade im Umgang mit imperialen Raumstrukturen, wo »sich das Fremde verdeckt als Teil des Eigenen« erweist, wo sich das scheinbar so Vertraute »durch die Amalgamierung mit Fremdheit plötzlich in ein Vexierbild unserer selbst verwandelt«. ⁸

Von mehreren bei Müller-Funk diskutierten Zugängen zur Denkfigur der ›Fremdheit‹ scheint dem postimperialen Kontext insbesondere jener Zugang zu entsprechen, der Fremdheit als »Kontrast gegenüber einer anderen fremden Kultur«, allerdings in »kritischer und nicht-affirmativer Intention« bestimmt. ⁹ Hinzuweisen wäre in diesem Sinne auch darauf, dass Alteritäts-

7 Müller-Funk: *Theorien des Fremden*, S. 15.

8 Ebd.

9 Ebd., S. 31, 30.

erfahrungen in imperialen Herrschaftsstrukturen sehr unterschiedlich sein können. Als Beispiel dienen oft die gegensätzlichen Erfahrungen in den territorial zusammenhängenden (›terrestrischen‹) Imperien, etwa zwischen ihren metropolitanen und peripheren Gebieten, auf der einen Seite; im Gegensatz zu den globalen (›maritimen‹) Kolonialreichen, vor allem zwischen dem Kernland und seinen überseeischen Kolonien, auf der anderen Seite.

2.

Ein neues, kritisches Bewusstsein für kulturelle Differenzen, so auch für die Differenz zwischen dem Eigenen und dem Fremden, hat sich schon längst in verschiedenen kulturellen Formaten eingebürgert. Unverkennbar prägt es auch viele Werke der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, namentlich jene, die Begegnungen mit der Fremde bzw. dem Fremden im Kontext der imperialen bzw. imperialistischen Vergangenheit zum Thema haben. Vor dem Hintergrund der neuen Imperienforschung soll im Folgenden an einigen ausgewählten Romanen die Vielfalt literarischer Darstellungen der (post)imperialen Situation aufgezeigt werden. Vorauszuschicken wäre, dass angesichts eines außerordentlich facettenreichen Werkkorpus von einem eigenständigen Genre keine Rede sein kann. Vielmehr handelt es sich – wie Dirk Göttsche im Hinblick auf die postkoloniale Thematik in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur festhält – um »thematisch-diskursive Konstellationen«,¹⁰ die wiederum in sehr unterschiedlichen narrativen Formen vorkommen können: als historische Fiktion über die (deutsche und europäische) Kolonialzeit, als Texte, die den literarischen Exotismus fortschreiben, oder aber als (autobiographische) Literatur mit dem Fokus auf inter- und transkulturellen Erfahrungen.

Göttsche nimmt jene Werke ins Visier, die die Kolonialzeit und ihre Folgen bis in die Gegenwart thematisieren, wobei sich – wie angedeutet – postkoloniale mit exotistischen und interkulturellen Diskursen überlagern und das Augenmerk zumeist auf Begegnungen mit dem radikal Fremden gerichtet ist. Von diesem Textkorpus, das deutsche koloniale Erfahrungen in Afrika und dem Pazifikraum thematisiert, lässt sich – stark abstrahierend – eine zweite Gruppe literarischer Werke unterscheiden, die ebenso auf (post)imperiale Verhältnisse rekurren, deren Handlung allerdings nicht in außereuropäischen Herrschaftsgebieten des wilhelminischen kolonialen Imperiums, sondern in den kontinentalen Vielvölkerreichen wie

10 Göttsche: *Gegenwartsliteratur*, S. 297.

der Habsburger Monarchie mit ihren vielfältigen ethnischen, konfessionellen und sprachlichen Konstellationen spielt. Der postimperiale Bezug dieser Art, der – überwiegend habsburgisch-melancholisch geprägt – in der österreichischen Zwischenkriegs- und Nachkriegsliteratur eine hohe Konjunktur verzeichnete, verlor in der Zwischenzeit deutlich an Zugkraft und kommt in den letzten Jahrzehnten vor allem auf der Folie einer kritischen Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit Österreichs zum Vorschein.

Wenn vom ersten der beiden Textkorpora die Rede ist, so lässt sich sagen, dass eine intensive kritische Aufarbeitung der deutschen Kolonialgeschichte – und damit auch eine markante Veränderung in ihrer literarischen Inszenierung – mit der antiimperialistischen Einstellung der 68-Generation eingeleitet wurde. Aus der Romanproduktion dieser Zeit ragt vor allem Uwe Timms dokumentarisch-historischer Roman *Morenga* (1978) hervor, der den Genozid an der indigenen Bevölkerung in der deutschen Kolonie Südwestafrika am Anfang des 20. Jahrhunderts zum Thema hat. Geschichtspolitische und ästhetische Maßstäbe, die mit diesem Werk gesetzt wurden, fanden erst in den 1990er und 2000er Jahren Nachfolger. Dies hängt in vieler Hinsicht mit gleichzeitig stattfindenden soziokulturellen Veränderungen zusammen – mit einer zunehmenden kulturellen Diversifizierung, mit der Debatte um deutsche Identität im Gefolge der Wiedervereinigung, mit einem Boom der kulturellen Gedächtnisdiskurse. Damit hängt auch »jene literarische Wiederentdeckung der zuvor marginalisierten deutschen Kolonialgeschichte« zusammen, »die zugleich dem postkolonialen Diskurs in der Gegenwartsliteratur zum Durchbruch verhalf«.¹¹

Die neue Grundhaltung der Autoren zur kolonialen Vergangenheit – wie auch zur neokolonialen Gegenwart – wird von Paul Michael Lützeler mit dem Begriff ›postkolonialer Blick‹ bezeichnet.¹² Dieser Perspektivenwechsel geht Hand in Hand mit der Schärfung des Bewusstseins für die Probleme der Dritten Welt und dem Abbau von Vorurteilen über fremde Kulturen, blendet aber keineswegs negative Aspekte in den sozialpolitischen Verhältnissen der ehemaligen Kolonien aus. Von den formalen Strukturen, die sich für den ›postkolonialen Blick‹ als konstitutiv erweisen, setzt Lützeler den Fokus insbesondere auf die narrative Perspektivenvielfalt, die auch die Stimme der indigenen Bevölkerung berücksichtigt, und auf verschiedene Gattungsmischungen, die den westlichen Diskurs mit spezifischen literarischen Traditionen des jeweiligen Landes der Dritten Welt verschränken.

11 Ebd. Vgl. auch: Götsche: *Memory and Critique of Colonialism*.

12 Vgl. Lützeler: *Der postkoloniale Blick*.

Unübersehbar ist dabei, dass der kolonialismuskritische Ansatz der Autoren aufs Engste auch mit ihrer kritischen Einstellung zur deutschen nationalsozialistischen Vergangenheit verbunden ist: Zwischen dem Versuch Hitler-Deutschlands, weite Teile Osteuropas zu unterwerfen und somit ein neues, germanisch dominiertes Imperium zu schaffen, werden in postkolonialen deutschsprachigen Romanen deutliche Parallelen zu den kolonialistischen Praktiken des Wilhelminischen Reiches gezogen.

3.

Die Verknüpfung neuartiger textlich-narrativer Konstruktionsansätze mit historischen Faktizitäten des imperialen Zeitalters wird bereits im ersten von mehreren thematischen Schwerpunkten in der neueren Romanproduktion zur deutschen Kolonialgeschichte sichtbar – in Erzählwerken, deren Handlung in den kolonialen Besitzungen des Deutschen Reiches im Südpazifik situiert ist. Der ansonsten weniger beachtete Standort diente als Setting für zwei Romane, die am Anfang der 2010er Jahre nacheinander erschienen und stark, zum Teil auch kontrovers rezipiert wurden: Marc Buhls *Das Paradies des August Engelhardt* (2011) und Christian Krachts *Imperium* (2012). Die beiden Erzählwerke teilen nicht nur denselben Schauplatz, die Kolonie Deutsch-Neuguinea, sondern auch den Helden, den historisch authentischen August Engelhardt, einen eigenbrötlerischen Lebensreformer, der 1902 die Insel Kabakon im Bismarck-Archipel erwarb und dort einen um Sonne und Kokospalme kreisenden Kult gründete.¹³

Bei allen Unterschieden in ihrem Zugang zum gemeinsamen Stoff und insbesondere in dessen Narrativierung, wovon noch die Rede sein wird, lassen sich zwischen den Werken von Buhl und Kracht mehrere Analogien festhalten. In beiden Fällen wird die Romanhandlung um das Engelhardt'sche Projekt einer Sektenbildung entwickelt, das sich vordergründig als unpolitisch, ja weltverachtend gibt, sich aber auf eine verschrobene Art und Weise auch in die deutsche imperiale Politik einschreibt. Deutlich erkennbar sind in beiden Romanen – übereinstimmend mit vergleichbaren Tendenzen in der Lebensreform-Bewegung der Jahrhundertwende – protofaschistische Neigungen, und zwar sowohl beim Protagonisten Engelhardt, insbesondere in dessen merkwürdigem Führerkult, als auch bei einem Teil seiner ›Jünger‹, die die ›Rassereinheit‹ predigen und eine arische Gemeinschaft ›ohne Neger

13 Zu Engelhardt vgl. Huncke: *August Engelhardt*.

und Juden« als ihr Ideal postulieren.¹⁴ Als ambivalent wird in den beiden Werken auch Engelhardts Verhältnis zu den Eingeborenen dargestellt, die in ihm zwar einen völlig andersartigen Weißen sehen und in dieser Andersartigkeit tolerieren, zu ihm aber trotzdem auf Distanz bleiben, da auch er jene für die Kolonialherrschaft charakteristische paternalistische Haltung gegenüber den Eingeborenen einnimmt.

Zu den Gemeinsamkeiten der beiden Romane gehören auch – wie Catherine Repussard bemerkt – »Weltuntergangsvisionen und Erlösungsversuche«, »weit entfernt vom verhassten Europa«, wobei im Sinne des Kulturpessimismus des ›Fin de siècle‹ »ein Unbehagen in der westlichen Kultur«¹⁵ mit klar erkennbaren Bezügen zu unserer Gegenwart in Szene gesetzt wird. Beiden Romanen ist des Weiteren auch eine für den (post-)kolonialen Kontext merkwürdige Dreier-Konstellation der handelnden Akteure eigen, in der zu den kolonialen Herren und beherrschten Eingeborenen eine dritte Instanz kommt: außenseiterische Befürworter lebensreformerischer Utopien, die Europa den Rücken kehren und in der Südsee einen paradiesischen Zufluchtsort suchen. Bei Buhl wie auch bei Kracht werden die Erwartungen europäischer Aussteiger enttäuscht, ihre entrückten ›Enklaven der Andersheit‹ gehen in der Kollision ihrer bombastisch verkündeten Ideale mit den Realitäten des Alltags in der Inselkolonie elend zugrunde. Ihr Scheitern geht nicht nur auf zahlreiche interne Konflikte der Sektenmitglieder zurück, sondern auch auf ihre körperliche Auszehrung durch selbst aufgestellte Vorgaben einer scheinbar naturverbundenen Lebensführung, die den ausschließlichen Kokosverzehr mit extremen Sonnenbädern verbindet. Im Gegensatz dazu zeigen sich imperiale Machtstrukturen durchaus von Bestand, auch wenn ihnen in den Romanen vordergründig keine große Beachtung zuteil wird und sie mitunter als ohnmächtig oder austauschbar erscheinen.

Vor dem Hintergrund der kolonialen Südpazifik-Szenerie lässt sich auch ein weiterer Berührungspunkt zwischen den Romanen von Buhl und Kracht feststellen: der Umstand nämlich, dass sich beide – selbstverständlich im kritischen Sinne – auf den für die deutschsprachige Kultur spezifischen, stereotypen Südsee-Diskurs beziehen, der von Gabriele Dürbeck mit dem Begriff ›Ozeanismus‹ bezeichnet wird.¹⁶ Das kritische Anliegen der beiden Autoren richtet sich vor allem gegen den Südseeexotismus der europamüden Aussteiger – eine Gesinnung ihrer Helden, die sich scheinbar von

14 Vgl. Buhl: *Das Paradies des August Engelhardt*, S. 251, 267; Kracht: *Imperium*, S. 127, 224, 225.

15 Repussard: *Ein bisschen Südsee*, S. 77.

16 Vgl. Dürbeck: *Stereotype Paradiese*.

den gängigen Klischees entfernt. Im Kontakt mit der Fremde der Inselwelt und ihrer Bewohner – sowohl der Eingeborenen als auch der Vertreter der Kolonialmacht – erweist sich ihre Suche nach einem alternativen Leben jedoch gleichermaßen als illusionär und stereotyp, in einer bestimmten Weise auch als imperialistisch. Diese »Sonnenfanatiker«, wie Thomas Schwarz bemerkt, haben »letztlich nichts anderes getan, als die imperialistische Forderung nach einem ›Platz an der Sonne‹ für Deutschland [...] ins Extreme zu steigern«. ¹⁷

Weitaus bedeutender als die Analogien sind die Differenzen zwischen Buhls *Das Paradies des August Engelhardt* und Krachts *Imperium*. Schon im Umgang der beiden Autoren mit der Historie zeigen sich beträchtliche Unterschiede, insbesondere im Umgang mit der Biographie Engelhardts, wobei Buhl sich genauer an die historischen Faktizitäten hält und darüber hinaus auch viel mehr an der psychologischen Plausibilität des Erzählten interessiert ist. Sowohl Buhl als auch Kracht beginnen ihre Romane mit der Reise Engelhardts nach Deutsch-Neuguinea, wonach der Erzählfluss immer wieder von Analepsen mit wichtigen Informationen über das Vorleben des Protagonisten und die Gründe für dessen ›Robinsonade‹ unterbrochen wird. Gerade darin geht Buhl viel genauer ins Einzelne: So werden mehrere Versuche vorgeführt, dem repressiven Klima im Wilhelminischen Kaiserreich alternative Lebensmodelle entgegenzustellen, vor allem innerhalb von Reformbewegungen wie der Jungborn. Im Mittelpunkt stehen Engelhardts – wie sich herausstellt – ambivalente Erfahrungen in diesen Kreisen, die ihn schließlich dazu bringen, eine eigene Kultgemeinschaft in der deutschen Kolonie im Stillen Ozean zu begründen. Diesen Entschluss des messianischen Lebensreformers sucht Buhl zusätzlich durch eine erotische Dreiecksgeschichte zwischen Engelhardt und zwei weiteren Jungborn-Mitgliedern, seinem Freund Bethmann und dessen Verlobten Anna, zu motivieren; einer Geschichte, die sich mit der Ankunft des Brautpaares nach Kabakon auch in der Südsee fortsetzt. Sehr ausführlich werden von Buhl auch weitere Mitglieder des ›Sonnenordens‹, insbesondere der Musiker Max Lützwow, aber auch die vermeintliche Teilung der Gefolgschaft in zwei ideologisch entgegengesetzte Lager geschildert. Eine viel größere Bedeutung als bei Kracht erhalten bei Buhl auch die Lager der Eingeborenen, namentlich der Häuptling Kabua, sowie der deutschen Kolonialherren, insbesondere der Gouverneur Alfred Hahl.

Krachts Annäherung an den Engelhardt-Stoff sieht völlig anders aus. So findet die Dreiecksgeschichte – bei Buhl ein wichtiges spannungsauslö-

17 Schwarz: *Eine Tragikomödie der Südsee*, o.S.

sendes Moment – in *Imperium* keine Erwähnung. Eine weniger bedeutende Rolle spielen auch die Jünger, die Engelhardt nach Kabakon folgen; wenn sie bei Kracht erscheinen, wie z.B. der Musiker Max Lützwow, erleiden sie ein völlig anderes Schicksal als bei Buhl. In den Analepsen, die Kracht zur Präsentation von Engelhardts Vorgeschichte verwendet, werden zudem auch Ereignisse evoziert, die offensichtlich erfunden sind, trotzdem aber in vieler Hinsicht die Person des Protagonisten treffend zu charakterisieren vermögen. Als besonders signifikant erweist sich diesbezüglich dessen – ebenso fiktive – Begegnung mit Thomas Mann an einem Sandstrand des Memelgebiets um 1900: Während der naturverbundene Nudist Engelhardt gerade »den Plan, für immer und alle Zeiten in die Deutschen Überseegebiete im Stillen Ozean zu reisen, langsam in sich reifen« lässt, entrüstet sich der mit seiner Braut vorbeischlendernde »Redakteur des *Simplicissimus*«¹⁸ über dessen Nacktheit so sehr, dass er gegen ihn eine polizeiliche Anzeige erstattet und damit dessen Verbannung erwirkt. Der bissige Seitenhieb auf den werdenden Literaturklassiker, in dem gerade »mehrere Romane«¹⁹ reifen, kommt nicht von ungefähr, da Krachts transzendentaler Erzähler – wie von mehreren Rezensenten vermerkt wurde – durchgehend einen »Thomas-Mann-haften«, wenngleich etwas »präntiös-ausladenden [...] Plauderton«²⁰ verwendet.

Gerade in der erzähltechnischen Formatierung lassen sich entscheidende Unterschiede zwischen den beiden Romanen festhalten. So verzichtet Buhl – im Gegensatz zu Kracht – auf eine allwissende Instanz und lässt seine Geschichte aus der Perspektive mehrerer Figuren erzählen. In diesem Sinne wird seine Engelhardt-Figur schon am Anfang des Romans, an einer Zwischenstation seiner Reise in Indien, von einem Fakir belehrt: »Look at the world from different positions.«²¹ Der belehrende Hinweis, der sich in der Romanfiktion auf das Verrenken des Körpers bezieht, wird im narrativen Dispositiv »in Form einer polyperspektivischen Erzählung [...], mit starker Tendenz zum personalen Erzählen in erlebter Rede«²² vermittelt. Das Spektrum der Reflektorfiguren reicht dabei vom Protagonisten Engelhardt über den Missionar Joseph und den Kolonial-Gouverneur Kahl bis zum Eingeborenen-Häuptling Kabua.

Besonders aufschlussreich – im Sinne des Lützeler'schen »postkolonialen Blicks« – zeigt sich die Sichtweise Kabuas, den die Erscheinung des Nudisten

18 Kracht: *Imperium*, S. 84.

19 Ebd., S. 87.

20 Vgl. Rabe: *Neuer Roman »Die Toten«* und Dunker: *Recept German Novels on Colonialism*, S. 241.

21 Buhl: *Das Paradies des August Engelhardt*, S. 8.

22 Schwarz: *Eine Tragikomödie der Südsee*, o.S.

und Vegetariers Engelhardt auf Kabakon zum Nachdenken über die europäischen Eindringlinge bewegt: »Er ist wirklich kein Weißer, aber das liegt nicht am Fehlen der Kleider. Am seltsamsten ist, dass er kein Ziel hat. Die Weißen haben immer ein Ziel, und wenn es keines gibt, dann schaffen sie es, und können sie keines erschaffen, werden sie krank.«²³ Das Ausbleiben eines Zieles bei Engelhardt sowie dessen Distanz zu anderen Weißen ließe sich als kolonialismuskritische Position deuten, wäre er nicht auch selbst ›Besitzer‹ der Insel Kabakon und hätte er damit nicht die Position eines – wiewohl merkwürdigen – Kolonialherren inne. Sein spezifisches koloniales Begehren trägt auch zur Entfaltung der narrativen Polyperspektivität bei, da sich seine extrem individualistischen Einstellungen zur kolonialen Machtausübung, zur Beherrschung der Natur und zu kulturellen Differenzen wesentlich von jenen anderer Exponenten der deutschen Kolonialpräsenz unterscheiden und zu zahlreichen Konflikten führen.

Kracht hingegen lässt seine Geschichte aus der Perspektive einer auktorialen, stark ironisch gefärbten Erzählinstanz aufrollen und parallel dazu ein breites, stellenweise weit über die Romanhandlung hinausreichendes historisches Panorama entstehen. So schreckt sein allwissender Erzähler auch nicht vor gewagten historischen Parallelen zurück und bringt z.B. Engelhardts Geschichte in Verbindung zu jener Hitlers:

So wird nun stellvertretend die Geschichte nur eines Deutschen erzählt werden, eines Romantikers, der wie so viele dieser Spezies verhandelter Künstler war, und wenn dabei manchmal Parallelen zu einem späteren deutschen Romantiker und Vegetarier ins Bewußtsein dringen, der vielleicht lieber bei seiner Staffelei geblieben wäre, so ist dies durchaus beabsichtigt und sinnigerweise, Verzeihung, in nuce kohärent.²⁴

Groteske Analogien dieser Art, wenngleich von manchen Kritikern als bedenklich bezeichnet, entsprechen durchaus der Erzähllogik des Kracht'schen Romans, die sich in vieler Hinsicht aus dem imperialen Größenwahn des Kabakon-›Diktators‹ Engelhardt speist.

Der manieriert-ironische Tonfall wird von Kracht auch in der Darstellung des wilhelminischen Kolonialismus eingesetzt, dessen lokale Vertreter – im Grunde »syphilitische Pflanzler« – als »Verwalter des vermeintlichen Fortschritts« vorgeführt werden, die »schmatzend [...] von barbusigen dunkelbraunen Negermädchen«²⁵ träumten. Direkte Zitate aus der Sprache der Kolonialherren dementieren klar deren scheinbar gutmütige Haltung gegenüber den Eingeborenen, die sich beim näheren Hinsehen als eindeutig

23 Buhl: *Das Paradies des August Engelhardt*, S. 19.

24 Kracht: *Imperium*, S. 18f.

25 Ebd., S. 13.

rassistisch erweist: Auch die reiche Geschäftsfrau ›Queen‹ Emma Forsayth, die ›ein perfektes Deutsch‹ spricht und sich souverän in der Kolonialgesellschaft bewegt, kann als ›Halbblut‹ keinen Zugang zum Vereinsleben der lokalen deutsch-kolonialen Elite bekommen. Mit den ironischen Zitaten »rassistischer Versatzstücke« verweist Kracht darauf, dass die »Ächtung von Hybridität« der bedeutendste Verhaltenscode der deutschen Kolonialgesellschaft sei, gleichgültig, ob es sich um die ursprüngliche Lebensweise der ›Wilden‹ oder aber um die »überangepasste Mimikry« einer »Queen Emma« handelt.²⁶

Krachts ›postkolonialer Blick‹ richtet sich – wie Götsche richtig bemerkt – vor allem »auf die grotesken Interferenzen zwischen der Kulturgeschichte des Kolonialismus und der Geschichte kulturkritischer Reformbewegungen«,²⁷ weitet sich aber zugleich auch auf die gesamte Geschichte des 20. Jahrhunderts aus, ohne dabei auf den für den Roman spezifischen, grotesk-ironischen Ton zu verzichten. Eine zentrale Position erhält in diesem Zusammenhang der Begriff des Imperiums, der nicht nur im Romantitel vorkommt, sondern auch im Erzählfluss – als eine vom dargestellten Geschehen entfernte, mehr oder weniger anonyme, aber offenkundig alles beherrschende Machtstruktur – eine wichtige Rolle spielt. Da geht es offensichtlich nicht nur um das real existierende Wilhelminische Deutschland mit seinem pazifischem Kolonialreich; es bezieht sich durchaus auch auf Engelhardts Anliegen, ein privates Imperium der Gleichgesinnten, »eine Kolonie der Kokovoren zu erschaffen«, wobei er sich »als Prophet [...] und als Missionar zugleich« sieht.²⁸ Damit verbunden sind auch zahlreiche Verweise auf Hitler und das Nazi-Reich, dessen Schergen – wie es an einer Romanstelle heißt – ihre jüdischen Bürger an die »Ränder des Imperiums«²⁹ und damit in den Tod geschickt haben. Der historische Engelhardt erlebt 1914 die Besetzung von Deutsch-Neuguinea durch australische Truppen und stirbt nach dem Ende des Ersten Weltkriegs 1919 auf Kabakon. Krachts Engelhardt hingegen überlebt auch den Zweiten Weltkrieg und wird von den siegreichen amerikanischen Marines auf einer anderen Pazifikinsel entdeckt. »Dies ist nun das Imperium«³⁰ wird ihm von den Amerikanern gesagt, und einer der Soldaten notiert seine Geschichte, die gleich darauf zum Drehbuch für einen Hollywoodfilm wird. Die erste Szene des fiktiven Engelhardt-Films ist zugleich die allerletzte Romanszene – und ist mit dem Beginn des Romans

26 Schwarz: *Eine Tragikomödie der Südsee*, o.S.

27 Götsche: *Gegenwartsliteratur*, S. 303.

28 Kracht: *Imperium*, S. 20.

29 Ebd., S. 231.

30 Ebd., S. 240.

identisch: die Anreise des Protagonisten nach Deutsch-Neuguinea an Bord eines Dampfers.

Hinzuzufügen wäre, dass der kunstvoll gestaltete filmische Hintergrund in Krachts darauffolgendem Roman *Die Toten* (2016) einen noch höheren Stellenwert erhält: Dieser nämlich spielt in der Kinowelt der 1920er und 1930er Jahre und hat historische oder fiktive Filmakteure als Protagonisten. Der studierte Filmwissenschaftler Kracht verfolgt auch in *Die Toten* das Thema imperialer Machtstrukturen in der Moderne, diesmal in den beiden kurzlebigen faschistischen Imperien Deutschland und Japan. Die Handlung – wieder zwischen realistischer und grotesk-surrealer Gestaltung oszillierend – dreht sich vordergründig um den Versuch eines japanischen Ministerialbeamten, mit deutscher Unterstützung eine Neuausrichtung der japanischen Filmproduktion zu erzielen. Dass diese »zelluloidene Achse [...] zwischen Tokio und Berlin«³¹ sehr wohl auch vor dem Hintergrund einer neu entstehenden Weltordnung mit den beiden expansionistischen, rassistischen und extrem nationalistischen Reichen an der Spitze zu deuten ist, liegt auf der Hand. Am Rande sei noch darauf hingewiesen, dass der Roman – insbesondere in seinen deutsch-japanischen Interferenzen – viele Beispiele für Alteritätserfahrungen in den imperialen Ordnungen bietet.

4.

Zu den Werken der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, die die deutsche imperialistische Vergangenheit kritisch thematisieren, gehört auch der historische Roman *Eine Frage der Zeit* (2007) von Alex Capus. Für Capus' Imperieninszenierung ist – im Gegensatz zu jenen von Buhl und Kracht, die sich auf das deutsche Kolonialreich konzentrieren und dessen globale Konkurrenzkämpfe nur ansatzweise zur Sprache bringen – gerade der Konflikt mit dem wichtigsten kolonialen Widersacher des Kaiserreiches, dem British Empire, einschlägig. Vor dem historischen Hintergrund des Kampfes um die strategische Vorherrschaft an den großen Seen im Zentrum Afrikas werden im Roman zwei parallel verlaufende Handlungsstränge miteinander verwoben: Drei norddeutsche Schiffbauer mit Anton Rüter an der Spitze kommen Anfang 1914 nach Deutsch-Ostafrika, um einen von ihnen verfertigten und daraufhin zerlegten Dampfer wieder am Tanganjikasee zusammenzubauen und damit der deutschen Kolonialmacht das Primat in den afrikanischen Binnengewässern zu sichern. Gleichzeitig

31 Kracht: *Die Toten*, S. 23.

erhält der englische Marineoffizier Geoffrey Spicer Simson den Auftrag, zwei für militärische Zwecke umgebaute Schnellboote auf dem Landweg zum Tanganjikasee zu überführen, um die von der britischen Admiralität befürchtete deutsche Vormachtstellung vor Ort zu bekämpfen.

Falsch wäre es allerdings, Capus' Roman ausschließlich als Gegenüberstellung des deutschen und britischen Kolonialismus zu verstehen oder im Zusammenprall der beiden Reiche gar nach einer Parteinahme zu suchen. Mit seiner Fiktionalisierung des historisch überlieferten Stoffes geht es ihm – wie er in einem Interview formulierte – viel mehr darum, die Absurdität der kolonialen Welt offenzulegen³² und damit »eine Grundlagenkritik des europäischen Imperialismus«³³ zu leisten. Dieser literarische Umgang des Autors mit der Kolonialgeschichte geht Hand in Hand mit dem für den neueren historischen Roman charakteristischen Perspektivenwechsel, bei dem die große Historie in ihrer Beispielhaftigkeit nicht zentral, sondern als Marginalie zu Tage tritt, während scheinbar bedeutungslose Ereignisse mit scheinbar bedeutungslosen Helden in den Vordergrund rücken. Die Absurdität der kolonialen Herrschaftsordnung geht bereits aus der skurril anmutenden Romangeschichte um zwei sich zeitgleich abspielende Unternehmen hervor, die sich den technisch äußerst komplexen Transport von großen Schiffen über halb Afrika zur Aufgabe machen. In ihrer Skurrilität dem lebensreformerischen Projekt Engelhardts in der Südsee nicht unähnlich, enden sowohl das deutsche wie auch das britische Vorhaben notgedrungen im Nichts, genauso wie ihre Akteure, die in den Strudel regionaler Verwerfungen der Imperien geraten, ihre persönlichen Ambitionen aufgeben müssen und dabei manchmal auch ihr Leben verlieren.

Nicht ahnend, dass sich ihr Auftrag aus einem zivilen bald in einen militärischen verwandeln wird, kommen die drei deutschen Schiffbauer mit der ehrlich-naiven Absicht zum Tanganjikasee, »das schönste Schiff Afrikas« zu bauen sowie sich selbst und ihre Familien finanziell abzusichern. Dass ein solches Unternehmen für die anreisenden Europäer auch mit der Bestätigung ihrer exotistischen Afrika-Bilder verbunden ist, liegt auf der Hand. Politisch – wie man erfährt – sind sie Sozialdemokraten, allerdings von einer biedereren Sorte: Sie bemerken zwar die Ungerechtigkeiten des Kolonialismus, sie sympathisieren mit der unterdrückten einheimischen Bevölkerung, bleiben aber trotzdem auf Distanz zum kolonialen Alltag und lassen sich – im Einklang mit dem stereotypen deutschen Arbeitsethos – von ihrem Auftrag und den damit verknüpften materiellen Vorteilen nicht

32 Vgl. Götttsche: *Memory and Critique of Colonialism*, S. 257.

33 Götttsche: *Gegenwartsliteratur*, S. 302.

ablenken. Mit der Zeit kommt ihnen aber immer deutlicher zu Bewusstsein, dass sich im Kontext des kolonialen Imperialismus und namentlich der sich zuspitzenden Rivalität der Kolonialreiche nicht nur ihr Auftrag, sondern auch ihre persönliche Lage von Grund auf verändert haben. Klar wird ihnen auch, dass sie durch ihre vertragliche Verpflichtung unabsichtlich Bestandteil des kolonialen Systems und damit auch der Kriegsmaschinerie geworden sind und sie ihr ursprüngliches Ziel und die mit ihm verbundenen Werte verraten haben. Daher wird ihnen allmählich bewusst, dass sie in Afrika – wie es aus Rütens personaler Perspektive heißt – ihre »Unschuld verloren [...] haben«.³⁴

Rüten ist auch derjenige, der am Romanende das fertigmontierte Schiff – benannt nach dem früheren Ostafrika-Gouverneur Götzen – versenkt, damit es nicht in die Hände der nahenden britischen Streitkräfte gerät. Der grotesk-ironische Ausklang des Romans hängt unverkennbar mit seinem genauso grotesken und ironischen Epilog zusammen, der – versehen mit der Überschrift »Nachspiel« – bereits zu Beginn des Romans präsentiert wird und einen halsbrecherischen Streich Rütens thematisiert: Der völlig verwahrloste und ausgehungerte Schiffbauer taucht nämlich unvermittelt aus dem Busch auf, stiehlt Nahrung aus dem Lager einer britischen Einheit und verschwindet wieder fluchtartig in der Wildnis. Die beiden bizarren Szenen am Anfang und am Ende des Romans zeigen – wie Göttsche richtig bemerkt –, wie »all the effort of technological and logistical accomplishment and of German colonial power politics come to nothing, taking the plot to a highly effective anti-climax«.³⁵

Bereits bei ihrer Ankunft in Deutsch-Ostafrika im Januar 1914, in der Küstenmetropole Daressalam, geraten die exotistisch geprägten Afrika-Vorstellungen der drei Schiffbauer in Konflikt mit der harten Realität des Kolonialismus, die geprägt ist vom Widerspruch zwischen der als selbstverständlich präsentierten rassistischen Politik der deutschen Kolonialelite auf der einen und der Segregation und Diskriminierung der einheimischen Bevölkerung auf der anderen Seite. Eine deutliche, wenngleich unbeabsichtigte Kolonialismuskritik klingt in der Aussage des deutschen Gouverneurs Schnee an, der den verdutzten Schiffbauern gegenüber bezeugt, er sei – obwohl es ihm leidtue – zur Bestrafung ungehorsamer Eingeborener einfach genötigt; das sei übrigens – wie er im Sinne von Kiplings *White Man's Burden* fortsetzt – auch »das Schicksal des kolonialen Menschen: sich zeitlebens immer wieder für die Verachtung und gegen den Tod ent-

34 Capus: *Eine Frage der Zeit*, S. 105.

35 Göttsche: *Memory and Critique of Colonialisms*, S. 258.

scheiden zu müssen«. ³⁶ Bevor sie den Weg zum Tanganjikasee antreten, können Rüter und seine beiden Arbeitskollegen beim feierlichen Empfang zum Geburtstag des Kaisers in den vertraulichen Gesprächen der lokalen Kolonialbeamten und Siedlern einen genaueren Einblick in die deutsche imperiale Ideologie gewinnen. In den Gesprächen schwingen auch Hinweise auf den Expansionismus des Dritten Reichs in Osteuropa mit: »man sprach über das Erwachen Deutschlands, die Weltgeltung des Reichs und den legitimen Anspruch des deutschen Volkes auf neuen Lebensraum sowie die Arroganz der Briten und die Selbstherrlichkeit der Franzosen«. ³⁷

Die drei Schiffbauer am Tanganjikasee werden mit der ethnischen, sprachlichen und religiösen Vielfalt Ostafrikas konfrontiert – bei ihrer Montagearbeit, der sie pflichtgemäß nachgehen, wie auch in ihrer Freizeit. Ihre Alteritätserfahrungen werden vor allem von allabendlichen Begegnungen mit Vertretern verschiedener lokaler Bevölkerungsgruppen in einem improvisierten Biergarten geprägt. Zu den ständigen Gästen gehören hier ein arabischer Händler, einige verspielte Bantus, eine schwarze Köchin und ein Massai-Prinz. Der gebildete Massai Mkenge, der ein perfektes Deutsch spricht, macht Rüter mit den dunklen Seiten der deutschen Kolonialherrschaft bekannt – ein Umstand, der nicht nur das Arbeitsethos, sondern auch die Loyalität des Schiffbauers ins Schwanken bringt, indem er die Sabotagetätigkeit der Massai-Arbeiter bei der Schiffsmontage scheinbar übersieht und damit auch selbst einen passiven Widerstand gegen die immer deutlichere Einmischung des Militärs in das ›Götzen‹-Projekt leistet. Mkenges Aufbegehren gegen den deutschen Kolonialismus kommt insbesondere in seinen verbalen Auseinandersetzungen mit dem lokalen militärischen Kommandanten Gustav von Zimmer zum Vorschein, auf dessen brüske Worte der Massai selbstbewusst zu entgegnen weiß, er sei »ein ebenso hochrangiger Führer [...]. Mindestens«. ³⁸ Gerade in der Gestalt des Massai-Prinzen äußert sich am deutlichsten der eigentümliche ›postkoloniale Blick‹ des Autors: »The power struggle between Mkenge and von Zimmer acts as a prism of the overriding conflict between colonial conquest and African resistance.« ³⁹

Obwohl sich Capus in *Eine Frage der Zeit* ersichtlich mehr auf eine kritische Auseinandersetzung mit dem deutschen Kolonialismus fokussiert, wird von ihm – wie zuvor schon erwähnt – auch die britische Kolonial-

36 Capus: *Eine Frage der Zeit*, S. 42.

37 Ebd., S. 49.

38 Ebd., S. 273.

39 Göttsche: *Memory and Critique of Colonialism*, S. 259.

praxis einer harten Kritik unterworfen. Auffällig ist dabei, dass er dem äußerst langwierigen Transport der beiden britischen Boote von Kapstadt zum Tanganjika-See relativ wenig Aufmerksamkeit schenkt. Der Blick des Erzählers im britischen Handlungsstrang ist viel mehr auf den Protagonisten, den Leutnant Spicer Simson gerichtet, eine absonderliche Gestalt, die an mehreren Standorten am Romanbeginn als Verkörperung gängiger Stereotype über exzentrisch-arrogante englische Offiziere exponiert wird. Spicers »unbelehrbarer Größenwahn«⁴⁰ – in den Augen eines befreundeten Arztes seine wichtigste Eigenschaft – weicht jedoch während der afrikanischen Mission allmählich einem Ernüchterungsprozess. Wie der besonnene Arzt seiner Frau aus Afrika berichtet, sei aus dem »großsprecherische[n] Hanswurst, der uns vor aller Welt hundertfach blamiert hatte«, inzwischen »ein ruhiger, kluger und umsichtiger Anführer« geworden.⁴¹

Beim Tauziehen mit der deutschen Seite gelingt es Spicer schließlich, seinen Auftrag zu erfüllen, indem er zwei kleinere deutsche Schiffe versenkt, und eine Neuordnung der Dominanzverhältnisse am Tanganjikasee durchzusetzen. Doch dies ist für den inzwischen innerlich gewandelten britischen Commander kein Grund zum Jubeln. Spicer – wie man aus der personalen Erzählperspektive, mit ihm selbst als Reflektorfigur erfährt – »schmeckte der Triumph längst nicht so süß, wie er sich zeitlebens ausgemalt hatte«; denn der Sieg über das deutsche Schiff »*Kingani* war alles andere als die heldenhafte Tat gewesen«, er habe »einfach nur das Recht des Stärkeren durchgesetzt«; und besonders peinlich zeigt er sich vom »Blutausch« berührt, »dem seine Männer nach dem Sieg erlegen waren«. Daher – so der nun völlig desillusionierte Spicer – sei er für »die nähere Zukunft [...] alles andere als zuversichtlich«.⁴² Ohne zu wissen, dass die viel größere und für die britische Seite viel gefährlichere ›Götzen‹ für eine Seeschlacht völlig untauglich ist, verzichtet er auf weitere Kampfhandlungen auf dem See.

Spicers Desillusionierung, seine Erkenntnis, »dass weit und breit bis zum Horizont in allem, was an den Ufern dieses Sees geschah, nicht der geringste Sinn zu entdecken war«,⁴³ lässt an vergleichbare Prozesse bei den deutschen Schiffbauern denken. Diese – nicht ganz unproblematische – Parallelisierung der beiden Handlungsstränge des Romans wird erst dadurch möglich, dass Capus dem englischen Commander – im Gegensatz zu den historischen Tatsachen, wie Göttische bemerkt – eine kritische

40 Capus: *Eine Frage der Zeit*, S. 91.

41 Ebd., S. 231.

42 Ebd., S. 275, 277.

43 Ebd., S. 279.

Haltung gegenüber dem kolonialen Imperialismus zuschreibt. Indem der britische Teil der Romangeschichte »in the same kind of anti-climax« wie der deutsche endet, wird auch »Capus's objective of exposing the ›absurdity of the colonial world«⁴⁴ möglich.

In der Art und Weise, wie *Eine Frage der Zeit* die beiden imperialen Reiche im Ineinandergreifen von Krieg und Kolonialismus in Szene setzt, werden der europäische Imperialismus und seine destruktive Logik widergespiegelt. Vor diesem Hintergrund wird auch deutlich, wie imperialen Großprojekten jeglicher Sinn entzogen wird, wie private Ambitionen, deren Sinnsuche dem kolonial-imperialen Rahmen entspringt, jählings scheitern. Die zwei Schiffstransporte quer durch den afrikanischen Kontinent, am Vorabend des Ersten Weltkriegs von zwei verfeindeten europäischen Imperien unternommen, führen die These von der Absurdität der kolonialen Herrschaftsordnung vor Augen. Obwohl der Roman selten die Perspektive der Kolonialherren und ihrer Helfer verlässt, lassen sich in ihm auch unübersehbare Hinweise auf eine andere Geschichte, auf die Geschichte der unterdrückten und entwürdigten indigenen Bevölkerung erkennen.

Die grundsätzlich bipolare Konstellation von *Eine Frage der Zeit*, die sich im prekären Spannungsverhältnis zwischen Europäern und Afrikanern zum einen und im erbitterten Konkurrenzkampf zweier Kolonialreiche zum anderen äußert, wird in den beiden Engelhardt-Romanen durch eine dritte Perspektive ergänzt, nämlich die Perspektive zivilisationsmüder europäischer Aussteiger, die sich die Verwirklichung einer naturnahen Lebensweise in der pazifischen Inselwelt erhoffen. Ihre kulturkritische, von einem höherwertigen Selbstverständnis geprägte Haltung, die den Eingeborenen genauso wie den deutschen Kolonialherren unergründlich bleibt, stellt sich letztlich als verlogen heraus und legt eine imperialistische Arroganz an den Tag, die sich – wenngleich in einer bizarren Weise – in die deutsche Kolonialpolitik einschreiben lässt.

Die Fokussierung der drei Autoren auf historische Marginalien – die Engelhardt'sche Sektenbildung in Deutsch-Neuguinea bei Buhl und Kracht, das deutsch-britische Tauziehen um größtenwahnsinnige Schiffsprojekte in Ostafrika bei Capus – verwehrt aber keineswegs den Blick auf größere historische Zusammenhänge. Im Gegenteil: in den Erzählwerken wird ein kritisches wie differenziertes Bild der europäischen Kolonialpolitik am Vorabend des Ersten Weltkriegs geboten. In dieser kritischen Inszenierung der deutschen und europäischen kolonialen Vergangenheit lassen sich sehr wohl auch interkulturelle Interessen der Autoren, darüber hinaus auch ihre

44 Göttsche: *Memory and Critique of Colonialisms*, S. 262.

antiglobalistische und antiimperialistische Einstellung erkennen. Auffällig ist dabei auch ihr Bemühen um »einen vielschichtigeren postkolonialen Diskurs«, der – im Unterschied zur frühen antikolonialistischen Literatur der 1960er Jahre – nicht mehr »mit scharfen Entgegensetzungen von ›Norden‹ bzw. ›Westen‹ und ›Süden‹, (neo-)kolonialen ›Tätern‹ und ihren ›Opfern‹ arbeitet.«⁴⁵ Damit im Zusammenhang steht die – für die neuere Imperienforschung zentrale – Fokussierung auf die ›kulturelle‹ Sphäre, insbesondere auf die Differenz zwischen dem Eigenen und dem Fremden. Deutlich wird das insbesondere daran, dass das Fremde »verdeckt als Teil des Eigenen« erscheint, dass sich das scheinbar so Vertraute »durch die Amalgamierung mit Fremdheit« »plötzlich in ein Vexierbild unserer selbst« verwandelt.⁴⁶

Literaturverzeichnis

- Barkey, Karen; Hagen, Mark von (Hgg.): *After Empire. Multiethnic Societies and Nation-building. The Soviet Union and the Russian, Ottoman and Habsburg Empires*. Boulder: Westview Press 1997.
- Barkey, Karen: *Empire of Difference: The Ottomans in Comparative Perspective*. Cambridge: Cambridge University Press 2008.
- Breuilly, John: *Modern Empires and Nation-States*. »Thesis Eleven« (2017), S. 11–29.
- Buhl, Marc: *Das Paradies des August Engelhardt*. Frankfurt/M.: Eichborn 2011.
- Burbank, Jane; Cooper, Frederick: *Empires in World History. Power and the Politics of Difference*. Princeton: Princeton University Press 2010.
- Burden, Antoinette (Hg.): *After the Imperial Turn: Thinking with and through the Nation*. Durham, London: Duke University Press 2003.
- Capus, Alex: *Eine Frage der Zeit*. München: Knaur 2007.
- Cooper, Frederick: *Empire Multiplied. A Review Essay*. »Comparative Studies in Society and History« 46/2 (2004), S. 247–272.
- Darwin, John: *After Tamerlane. The Rise and Fall of Global Empires 1400–2000*. London: Blumsbury 2007.
- Dunker, Axel: *Recent German Novels on Colonialism in International Perspective*. In: *(Post-) Colonialism across Europe. Transcultural History and National Memory*. Hgg. Dirk Göttsche, Axel Dunker. Bielefeld: Aisthesis 2014, S. 231–247.
- Dürbeck, Gabriele: *Stereotype Paradiese. Ozeanismus in der deutschen Südseeliteratur, 1815–1914*. Tübingen: Francke 2007.
- Ghosh, Durba: *Another Set of Imperial Turns?* »The American Historical Review« 117/3 (2012), S. 772–793.
- Göttsche, Dirk; Dunker, Axel; Dürbeck, Gabriele (Hgg.): *Handbuch Postkolonialismus und Literatur*. Stuttgart: Metzler 2017.

45 Göttsche: *Gegenwartsliteratur*, S. 297.

46 Müller-Funk: *Theorien des Fremden*, S. 15.

- Götttsche, Dirk: *Gegenwartsliteratur*. In: *Handbuch Postkolonialismus und Literatur*. Hgg. Dirk Götttsche, Axel Dunker, Gabriele Dürbeck. Stuttgart: Metzler 2017, S. 297–312.
- Götttsche, Dirk: *Memory and Critique of Colonialism in Contemporary German and English Historical Novels about Africa*. In: *(Post-) Colonialism across Europe. Transcultural History and National Memory*. Hgg. Dirk Götttsche, Axel Dunker. Bielefeld: Aisthesis 2014, S. 249–275.
- Hardt, Michael; Negri, Antonio: *Empire*. Cambridge (Mass.): Harvard University Press 2000.
- Hausteiner, Eva Marlene; Huhnholz, Sebastian: *Ordnungen imperialer Macht. Eine Bestandsaufnahme*. In: *Imperien verstehen. Theorien, Typen, Transformationen*. Hgg. E. M. Hausteiner, S. Huhnholz. Baden-Baden: Nomos 2019, S. 9–38.
- Hirschhausen, Ulrike von; Leonhard, Jörn: *Zwischen Historisierung und Globalisierung: Titel, Themen und Trends der neueren Empire-Forschung*. »Neue politische Literatur« LVI/3 (2012), S. 389–404.
- Huncke, Sebastian: *August Engelhardt – Kokovorischer Heilsbringer oder dogmatischer Wahnsinniger*. »Diskurs« 7/1 (2007), S. 86–104.
- Howe, Steven: *Empire. A Very Short Introduction*. Oxford: Oxford University Press 2002.
- Judson, Pieter: *The Habsburg Monarchy. A New History*. Belknap Press: Cambridge (Mass.), London 2016.
- Kennedy, Dane: *The Imperial History Wars. Debating the British Empire*. London et al.: Bloomsbury 2018.
- Kracht, Christian: *Imperium*. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2012.
- Kracht, Christian: *Die Toten*. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2016.
- Kumar, Krishan: *Visions of Empire. How Five Imperial Regimes Shaped the World*. Princeton, Oxford: Princeton University Press 2017.
- Leonhard, Jörn; Hirschhausen, Ulrike von: *Empires und Nationalstaaten im 19. Jahrhundert*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2010.
- Leonhard, Jörn: *Imperial Projections and Peacemeal Realities: Multiethnic Empires and the Experience of Failure in the Nineteenth Century*. In: *Helpless Imperialists: Imperial Failiure, Fear and Radicalization*. Hg. Maurus Reinkowski. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2013, S. 21–46.
- Lieven, Dominic: *Empire: The Russian Empire and Its Rivals*. New Haven: Yale University Press 2001.
- Lützeler, Paul Michael (Hg.): *Der postkoloniale Blick. Deutsche Schriftsteller berichten aus der Dritten Welt*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997.
- Malešević, Siniša: *Empires and Nation-States: Beyond the Dichotomy*. »Thesis Eleven« (2017), S. 1–8.
- Münkler, Herfried: *Imperien. Die Logik der Weltherrschaft. Vom Alten Rom bis zu den Vereinigten Staaten*. Berlin: Rowohlt 2005.
- Müller-Funk, Wolfgang: *Theorien des Fremden. Eine Einführung*. Tübingen: Francke 2016.
- Osterhammel, Jürgen: *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*. München: C. H. Beck 2009.
- Osterkamp, Jana: *Kooperatives Imperium. Politische Zusammenarbeit in der späten Habsburgermonarchie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2018.
- Repussard, Catherine: *Ein bisschen Südsee und ein gutes Maß Lebensreform: Das Rezept für das beginnende 21. Jahrhundert. Marc Buhls Paradies des August Engelhardt (2011) und Christian Krachts Imperium (2012)*. »Recherches Germaniques« 42 (2012), S. 77–98.
- Rabe, Jens Christian: *Neuer Roman »Die Toten«: Christian Kracht zelebriert die hohe Kunst der Uneindeutigkeit*. »Süddeutsche Zeitung«, 16.9.2016. <www.sueddeutsche.

de/kultur/neuer-roman-die-toten-christian-kracht-zelebriert-die-hohe-kunst-der-uneindeutigkeit-1.3151838> (Zugriff: 15.5.2021).

Schwarz, Thomas: *Eine Tragikomödie der Südsee. Marc Buhls und Christian Krachts historische Romane über das imperiale Projekt des August Engelhardt*. »germanistik.ch« (publiziert März 2012).

Thomas, Martin; Thompson, Andrew (Hgg.): *The Oxford Handbook of the Ends of Empire*. Oxford: Oxford University Press 2018.

Zielonka, Jan: *Europe as Empire. The Nature of the Enlarged European Union*. Oxford: Oxford University Press 2006.

Tamás Lénárt | Eötvös Loránd Tudományegyetem (ELTE), lenart.tamas@btk.elte.hu

Für eine Poetik der Verfremdung: Terézia Mora

1. Kleine Literatur als Poetik der Verfremdung. Deleuze-Guattari: *Kafka*

Als Gilles Deleuze und Félix Guattari den Begriff ›kleine Literaturen‹ in ihrem Buch *Kafka. Pour une littérature mineure* 1975 eingeführt, besser gesagt: von Kafka übernommen und in einem erweiterten Sinn etabliert haben, sprechen sie von der ›Intensität‹ des kafkaschen Stils, die auf die limitierten stilistischen Eigenschaften des im damaligen Prag üblichen ›papierenen‹ Deutsch, d.h. auf das multilinguale Umfeld zurückzuführen ist, in dem Kafka lebte.^{1,2} Die Überlegungen der beiden bereits damals renommierten Philosophen wurden von der Kafka-Forschung schnell übernommen und seither heftig diskutiert. Wichtigster und wohl berechtigter Kritikpunkt gegenüber dem Konzept ›kleine Literatur‹ war, dass Kafka mit dem – ins Französische mit einer leichten Bedeutungsverschiebung übersetz-

Die Werke von Terézia Mora handeln von hybriden Kulturformen, ihre Helden sind gleichzeitig Produkte und Opfer ihrer multilingualen und multikulturellen Umgebung. Der Beitrag konzentriert sich auf Moras Erzählband *Seltsame Materie* und den Roman *Das Ungeheuer*. Im Fokus steht die Wechselwirkung zwischen den dargestellten Fremdheitserfahrungen und Alteritätseffekten auf der einen und den dazu eingesetzten sprachlichen Mitteln und narrativen Strategien auf der anderen Seite. Mit einer Relektüre des Konzepts ›kleine Literaturen‹ von G. Deleuze und F. Guattari soll versucht werden, einer spezifischen Poetik interkultureller Literatur auf die Spur zu kommen und diese in Moras Œuvre zu detektieren.

1 Deleuze/Guattari: *Kafka*, S. 28.

2 Der vorliegende Aufsatz wurde im Rahmen des Projekts Nr. 132528 der Ungarischen Forschungs-, Entwicklungs- und Innovationsstelle (NKFI) verwirklicht..

ten – Begriff nicht seine eigene, in deutscher Sprache verfasste literarische Tätigkeit meinte, sondern die jiddische und tschechische Literatur in Prag; diese ›kleinen Literaturen‹ müssen aber die von Deleuze und Guattari aufgestellten Kriterien der ›littérature mineure‹ nicht unbedingt erfüllen. In diesem Zusammenhang wird auf die Schematisierungen der beiden französischen Philosophen bei der Darstellung der interkulturellen, multilingualen Verflechtungen des kulturellen Milieus in Prag hingewiesen.³

Seltener wird die interpretatorische Leistung des Buches *Kafka. Pour une littérature mineure* behandelt, die nicht nur die angeführten kulturhistorischen Einsichten ergänzt oder illustriert, sondern den Gedankengang von einem sprach- und literaturtheoretischen Standpunkt aus begründet. Im Kapitel 3 wird der Begriff ›kleine Literatur‹ definiert: Das Schreiben in einer anderen Sprache als der Muttersprache sei eine »Deterritorialisierung der Sprache«, wenn der Schreibende »nicht in der Sprache lebt, die seine eigene ist.«⁴ Eine ›kleine Literatur‹ erzählt also nicht nur von Verfremdung und Ausgrenzung, sie ist nicht etwa ein Bericht über das Fremdsein, sondern ein sprachliches Ereignis, eine Vollziehung der Verfremdung innerhalb der Sprache. Wie kann aber dieses Ereignis zustande kommen, was sind die Eigenschaften der ›kleinen Literatur‹? Deleuze und Guattari beginnen die Erklärung mit einer verblüffenden Bemerkung: »Jede Sprache, gleich ob arm oder reich, impliziert eine Deterritorialisierung des Mundes, der Zunge und der Zähne. Mund, Zunge und Zähne finden ihre ursprüngliche Territorialität in der Nahrung. Indem sie sich der Artikulation von Lauten widmen, deterritorialisieren sie sich.«⁵ Ohne diesmal die offenen, etwa evolutionsbiologischen Fragen zu verfolgen, die diese markante Bemerkung aufwirft, ist es klar, dass damit eine neue, ungewöhnliche sprachtheoretische Perspektive eröffnet wird. Sprache und Reden wird nicht mehr näher zum Menschen, zur Subjektivität gerückt – etwa im Sinne eines traditionellen Logozentrismus –, im Gegenteil: Reden beraubt hier die lebenswichtigen menschlichen Organe ihrer ursprünglichen Funktion. Diese Sprache ist also unnatürlich, kein Mittel der Kommunikation (und somit das Hauptmedium des Miteinanderlebens), sondern eine lebensfeindliche, eher bedrohliche Tätigkeit, durch die eine Identität nicht erzeugt, vielmehr verunsichert, konturlos gemacht wird – so wie es mit den Protagonisten von Kafkas Erzählungen öfters der Fall ist. Die Sinnerzeugung wird gestört, denn, so Deleuze und Guattari weiter, »gewöhnlich kompensiert die Zunge ihre

3 Thirouin: *Franz Kafka als Schutzpatron*.

4 Deleuze/Guattari: *Kafka*, S. 28.

5 Ebd., S. 29.

Deterritorialisierung durch eine Reterritorialisierung in den Sinn«. ⁶ Sinn entsteht im ›extensiven‹ oder ›repräsentativen‹ Sprachgebrauch, um die ursprüngliche Deterritorialisierung zu kompensieren. Die ›Intensität‹ oder die Unheimlichkeit ⁷ der kafkaschen Sprache demgegenüber verzichtet auf die Sinnbildung, genauer gesagt, sie desautomatisiert die Sinnproduktion: Sie lässt den bloßen akustischen ›Laut‹ ohne Sinn hervortreten und stellt die Prozesse der Metaphorisierung, der Sinngebung in Frage. Die Bedeutungszusammenhänge, so könnte man die ausschweifenden Erklärungen von Deleuze und Guattari etwa paraphrasieren, sollen während der Lektüre in Frage gestellt, dann in Form von labilen Strukturen wiederhergestellt werden; dabei ist nicht nur an die permanenten Kommunikationsschwierigkeiten der kafkaschen Romanfiguren zu denken, sondern an das ›Fantastische‹ einzelner Erzählungen (wie etwa *Die Verwandlung*), das aus dieser Perspektive als eine Störung, Irritation oder Unklarheit der metaphorisch-allegorischen Sinnbildung ausgelegt werden kann (so verwandelt sich etwa Gregor Samsa nicht in einem ›metaphorischen‹ Sinn, sondern wird ›tatsächlich‹ zu einem Ungeziefer). Deleuze und Guattari leiten dieses Konzept grundsätzlich, aber auch etwas großzügig von Kafkas »papierenem« ⁸ Deutsch, von der interlinguistischen Situiertheit seiner Texte ab, was einen weiteren Angriffspunkt für die Kafka-Forschung bietet, die in der letzten Zeit bemüht war, Kafkas Interkulturalität in einem breiteren, historisch-kulturellen Kontext neu aufzufassen. ⁹ Aus Deleuze und Guattaris Überlegungen entsteht also weniger ein soziokultureller Befund, vielmehr eine Literaturtheorie, d.h. eine Poetik der interlinguistischen Verfremdung, die auf die literarische, hermeneutische Verfasstheit der Texte abzielt, die den Lesern eine andere, sprachliche Erfahrung des Fremdseins, der Isolation und der individuellen Desintegration ermöglicht.

2. Die Sprache des Feindes. *Seltsame Materie*

Das Konzept der ›Intensität‹ der Sprache, wie es von Deleuze und Guattari dargelegt wurde, mag die unterschiedlichen, von der kritischen Rezeption

6 Ebd., S. 29f.

7 Mit der Verwendung des Begriffs ›unheimlich‹ sei neben der geläufigen, auch von Freud geprägten Wortbedeutung auch auf die Etymologie des Begriffs, etwa ›nicht heimisch‹, ›nicht an seinem Ort‹, ›ortlos‹, ›verrückt‹ hingewiesen, die wohl auch die erste Bedeutung mitbestimmt bzw. erklärt.

8 Deleuze/Guattari: *Kafka*, S. 24.

9 Höhne/Weinberg (Hgg.): *Franz Kafka im interkulturellen Kontext*.

selten detailliert analysierten textuellen Strategien in den Werken der deutsch-ungarischen Autorin Terézia Mora erhellen. Die Erzählungen des Debütbandes *Seltsame Materie*, für den die Autorin 1999 den Ingeborg Bachmann-Preis erhielt, führen den Leser in ein nicht näher spezifiziertes Grenzgebiet, das zu einem Sammelmotiv für die unterschiedlichen Erzählfiguren und -situationen der einzelnen Erzählungen wird – und sich als einer der zahlreichen autobiographischen Hinweise der in der ungarisch-österreichischen Grenzzone aufgewachsenen Autorin lesen lässt. Grenzsituationen und -übergänge jeglicher Art sind charakteristisch für beinahe alle Kurzgeschichten des Bandes;¹⁰ damit sind allerdings nicht nur konkrete Staatsgrenzen oder etwa Körpergrenzen gemeint; auch die Limitierung der Sprach- und Kommunikationsfähigkeit einzelner Figuren ist in den meisten Fällen ein bestimmendes Element der Erzählstruktur.

So ist zum Beispiel die Erzählung *Der Fall Ophelia* auch als eine – in anderen Texten Moras wiederkehrende, variierende – Inszenierung kommunikativer Hemmungen zu lesen. Die gesamte Erzählung entfaltet sich sozusagen aus einer bestimmten Szene, die auch dem Ophelia-Hinweis eine Bedeutung verleiht: Die Erzählerin schwebt im Wasser in der Schwimmhalle.

Nach fünfzigmal Querschwimmen ruhe ich mich aus. Das ist doch gar nichts, ruft die Schwimmbadputzfrau, aber ich höre ihr nicht zu. [...] Die Bilder, die ich sehe, sind immer andere. Gesicht nach oben sind sie orange, gelb, dann grün, lila, wie die Sonne, wie Feueröfen, Brandflecke. Nach unten sind sie alles, was ich will. Silberne Schriftzeichen auf schwarzem Grund. Gebäude, Straßen, Tiere, die es nicht gibt. Nach unten liegt mein Gesicht im Wasser. Ich halte die Luft an: Mississippi eins, Mississippi zwei, Mississippi drei, ... vier... Ich schwebe. Still. Das Wasser greift mir in die Ohren, drückt und hält mich fern vom Rand. Meine Arme und Beine fliegen wie Wasserpflanzen. Ich sehe, wie mein Herz unter dem Badeanzug schlägt. Ich höre die Luftblasen, die aus meinem Mund hinaufsteigen, an der Oberfläche zerplatzen und Kreise ziehen. Ihre Wellen kratzen hell an der Beckenwand. Der Wind stößt sie an, sie fallen in den Abfluß, in die Rohre zurück, gurgeln hinunter in die Kanalunterwelt. Ich sehe sie: silberne Spuren auf schwarzem Grund. Sie verlassen mich. Das Schweben schrumpft, fließt aus den Fingerspitzen, zieht sich zurück in die Brust. Die letzte Luftblase steigt aus meinem Mund. Ich drehe mich ihr hinterher. Hinter geschlossenen Lidern ist der Himmel rot. Kühl. Ich atme hinauf. Es schmerzt ein wenig. Ophelia, ruft mich der Meister, aber ich höre ihn nicht.¹¹

Das Schweben wird hier zu einem gravierenden Bild; es ist ein Innehalten, ein Stillstand nach dem Schwimmen, ein Anhalten, und somit eine Isolation, die auch die Kommunikationskanäle hemmt: Die Erzählerin hört nicht, was ihr gesagt wird. Gleichzeitig eröffnet aber diese taube Isolation neue Wege des Empfindens, die Erzählerin sieht das bisher Ungesehene,

10 Vgl. Lénárt: *Grenze und Grenzraum in den Erzählungen Terézia Moras*.

11 Mora: *Seltsame Materie*, S. 113f.

»Tiere, die es nicht gibt«, und hört das kaum Hörbare, wie etwa die eigenen Worte, in Form von hinaufsteigenden Luftblasen aus dem Mund. Der ursprüngliche Abgrenzungsmoment setzt sozusagen ein – mit dem Wort von Deleuze und Guattari – ›intensives‹ Erlebnis, d.h. eine Bild- oder Traumsequenz sowie eine damit zusammenhängende intensivierte Sinneswahrnehmung frei, die der Erzählsprache ihre Bildhaftigkeit und Plastizität gewährt, und so den Akt des Erzählens, die Erzählsituation überhaupt ermöglicht. Aus diesem Abgrenzungsmoment entfalten sich die wichtigsten Motiv- und Handlungsstrukturen, die dem Leser ein junges Mädchen vorstellen, das sich in der eigenen Haut fremd fühlt. Sie gehört zur kleinen deutschen Minderheit¹² eines katholischen, wohl ungarischen Dorfes,¹³ wo das Gefühl der Ausgrenzung ihren Alltag bestimmt. Ihre Muttersprache, das Deutsche nennt die Dorflehrerin die Sprache des Feindes (gemeint ist damit wohl das in den sozialistischen Staaten übertriebene, stereotypisierte Feindbild der deutschen ›Faschisten‹), die Erzählerin nennt den Sohn der Krankenschwester – einen Jungen ohne Gehör, der überhaupt keine Sprache lernen kann, und eigentlich ihr einziger Freund im Dorf ist – »meinen Feind«. Die ›Feindlichkeit‹ der Sprache kodiert die zwiespältige Beziehung zu dem Eigenen, zu »unserer Sprache«,¹⁴ zu der Sprache der Erzählung, mit der man sich nicht, oder allenfalls unter Kenntnisnahme einer ursprünglichen ›Feindlichkeit‹ als Differenz, identifizieren kann. Die Schlussworte der Erzählung sind als Akzeptanz dieser ›eigenen‹ Feindseligkeit zu lesen: »Und Mutter sagt: Du hättest ihn nicht so erschrecken sollen.«¹⁵ Die poetische Spannung, die Intensität der Erzählsprache ist öfters auf diese ursprüngliche Zwiespältigkeit zurückzuführen, wie es auch die einleitende und immer wiederkehrende Schwebeszene gezeigt hat. Dialoge werden von einem primären Missverständnis bestimmt: »Guten Tag, sage ich zu Herrn Priester, aus Versehen in unserer Sprache. Er versteht es trotzdem, bleibt stehen, über mir. Und fragt mich, warum ich ihn denn nicht lobe, anstatt ihm einen guten Tag zu wünschen.«¹⁶ Simultan zu diesen – offensichtlich unausweichlichen, denn die ›eigene‹ Sprache kann man nicht loswerden – Missverständnissen intensiviert sich die ›hochsensible‹ Wahrnehmung der Erzählerin, die eine materiell-naturbezogene Motivik der Sinneseindrücke,

12 »Wir sind die einzige fremde Familie im Dorf, wenn man das eine Familie nennen kann, diese drei Generationen von Frauen, und alle geschieden [...]« (ebd., S. 117)

13 Das äußerst bildhafte, die Erzählung prägende Motiv der Zuckerfabrik lässt sich mit Petőháza in Ungarn assoziieren, wo Terézia Mora aufgewachsen ist.

14 Ebd., S. 116, 117.

15 Ebd., S. 129.

16 Ebd., S. 117.

d.h. die eigentliche Sprachkunst, die Poetik der Erzählung zeitigt: »Ich verstehe nicht, sage ich in unserer Sprache. Guten Tag. / Das Geräusch, wenn sich meine Füße aus dem flüssigen Teer reißen. Und dann bei jedem Schritt etwas weniger.«¹⁷ Diese Poetik, dieses Spannungsverhältnis von Eigenem und Fremden, von Schweigen und hoher Sensibilität, ist verantwortlich für die unverkennbare Atmosphäre des gesamten Erzählbandes; sie bildet die eigentliche ›seltsame Materie‹ des Erzählens. Bedeutsames Schweigen, gestörte, limitierte Kommunikation sind also nicht nur für die konkreten Sprechsituationen kennzeichnend (etwa die rhythmische, bedeutungslose ›Sprache‹ der Kinder in der Erzählung *Seltsame Materie*, das Schweigen des Großvaters und der Erzählerin in *Der See* oder selbstverständlich die Dolmetscher-Szenen in der Erzählung *STILLE. Mich. NACHT*),¹⁸ sondern ist auch in den wichtigsten Mechanismen und Techniken der Erzählung wiederzuerkennen. Die häufige Kinderperspektive (oder anders limitierte Erzählinstanzen, Stumme und Schwachsinnige), die vielfältigen Repetitionen oder die durch indirekte Rede unmarkiert zitierte Figuresprache unterwandern die Integrität und Identität des Erzählsubjekts und lassen den Leser die Authentizität des Erzählens trotz Ich-Perspektive anzweifeln. Die extrem wortkargen und perspektivierten, öfters repetitiven, ›aufblitzenden‹ Beschreibungen (*Der Fall Ophelia*: »Eine Kneipe, ein Kirchturm, eine Zuckerfabrik. Ein Schwimmbad. Ein Dorf.«)¹⁹ erzeugen Bildhaftigkeit, Metaphorizität, d.h. den ›Sinn‹ des Textes durch sprachlichen Minimalismus. Die Wortwahl und Syntax der Erzählungen tragen ebenfalls Spuren einer ursprünglichen Verfremdung, Irritation oder Unheimlichkeit der Sprache:

Du darfst nicht fort, sagt mein Bruder zu mir. Wenn du fortgehst, werde ich wie der Kelemen mit seinem Fahrrad. Der Kelemen mit seiner Uschanka und dem halben Auge kann nicht Fahrrad fahren, aber man sieht ihn nie ohne sein rostiges Gestell. Er führt es neben sich her durch die Ackerfurchen, über die Fernstraße, vorbei an toten Katzen, Hunden, Rehen und Rebhühnern, wie sonst nur die alten Frauen ihren Stock, die nicht zugeben wollen, daß sie einen brauchen. Der Kelemen ist Feldhüter, und er ist immer betrunken. [...] Aber mein Bruder wird nicht wie Kelemen werden. Mein Bruder ist schön. Die Mädchen werden ihn ernähren. Er wird acht Kinder zeugen. Goldblond.²⁰

Dieser für den gesamten Band charakteristische Absatz aus der Titelerzählung *Seltsame Materie* wird von der Autorin ausdrücklich erwähnt, als sie im Rahmen der Salzburger Stefan Zweig-Poetikvorlesung über ihre

17 Ebd.

18 Ebd., S. 11, 53, 31f.

19 Ebd., S. 114.

20 Ebd., S. 15f.

deutsch-ungarische Bilingualität spricht.²¹ Hier kommt nämlich der Ausdruck ›halbes Auge‹ vor, eines der erkennbarsten Hungarismen des Bandes, eine Spiegelübersetzung des ungarischen Ausdrucks ›fél szemű‹ (einäugig).²² Mora selbst zählt diese Textstelle allerdings nicht zu den poetischen Strategien ihres Bandes, sie nennt den Kelemen mit dem halben Auge lediglich einen kleinen Fehler, der den »Text nicht auseinanderrisse«,²³ eine Stelle also, die ihre bilinguale Erziehung zwar offenlegt, in der Erzählung aber nicht absichtlich eingesetzt wurde. Sie »hatte das damals übersehen«;²⁴ diese wohl halbernst gemeinte Rechtfertigung mag seltsam klingen in einer Poetikvorlesung einer anerkannten Autorin, sie fügt sich aber gut in diesen ersten, darstellenden Teil der dreiteiligen Salzburger Poetikvorlesungen. Mit der Proklamation des Hungarismus als »Fehler« übernimmt die Autorin zwar die Verantwortung,²⁵ distanziert sich aber gleichzeitig vom eigenen Text, zieht gleichsam eine dünne Linie zwischen dem Subjekt und der Sprache. Die Darstellung der eigenen Sprachentwicklung, die dem Hungarismus-Beispiel vorangeht, weist in eine ähnliche Richtung; bei der detaillierten Erklärung ihrer bilingualen Jugend weicht Mora ausdrücklich einer Bestimmung ihrer ›Muttersprache‹ oder ›Muttersprachen‹ im Sinne von ›eigener‹ Sprache aus. Ihre Mutter und die Familie sprachen einen burgenländischen Dialekt, aber nicht mit der späteren Autorin; mit ihr »wurde nach der Schrift geredet«.²⁶ In der Schule lernte sie das Ungarische, das sie zwar fehlerfrei beherrscht, aber sie bleibt damit in der Familie alleine; für ihre in Berlin aufgewachsene Tochter ist das Ungarische auch keine Muttersprache.²⁷ Bilingualität ist in diesem Sinne die Unmöglichkeit, eine ›eigene‹ Sprache, eine Muttersprache zu haben, die Unfähigkeit also, sich in einer Sprache zu Hause, heimisch zu fühlen. Die Charakterisierung des Schreibprozesses als einer Suche nach dem »nicht ganz passenden Wort« in den späteren Abschnitten der Vor-

21 Mora: *Der geheime Text*, S. 33.

22 In der ungarischen Übersetzung des Bandes steht hier ebenfalls ›fél szemű‹, somit ist die Irregularität des deutschen Originals nicht übersetzt; Prosaübersetzungen neigen meistens systematisch dazu, ähnliche ›kleine Irregularitäten‹ des Originals zu neutralisieren. ›Interkulturelle‹ Aspekte wurden bei der ungarischen Übersetzung insofern berücksichtigt, als die Erzählung *Am dritten Tag sind die Köpfe dran. Langsam. Dann schnell*, deren Figuren der Roma-Minderheit angehören, weggelassen wurde, wohl mit der Begründung, dass eine Geschichte über Roma für das ungarische Publikum andere, offensichtlich unerwünschte Konnotationen hätte. Vgl. Mora: *Különös anyag*, S. 10 (übers. von Erzsébet Rácz).

23 Mora: *Der geheime Text*, S. 33.

24 Ebd.

25 »Die Autorin trägt die Verantwortung.« Ebd.

26 Ebd., S. 31.

27 In ihren Frankfurter Poetikvorlesungen spricht Mora von ihrer »von vornherein deterritorialiserten« Sprache, mit der sie in Berlin angekommen sei. Siehe Mora: *Nicht sterben*, S. 12f.

lesungen²⁸ kann also von diesen Kindheitserfahrungen abgeleitet werden: Literatur ist nicht die Auffindung oder gar Entdeckung der ›richtigen‹ oder ›authentischen‹ Sprache, sondern eine Inszenierung des Scheiterns eben dieses Versuchs, d.h. eine Demonstration der Unmöglichkeit, die Sprache zu enteignen. Mora nennt in Salzburg weitere Beispiele für den Einfluss ungarischer Sprache und Kultur in ihren Texten; bei der Erzählung *Die Sanduhr*, deren Hauptmotiv auf einem ungarischen Schlager aus den 1970ern beruht, stellt sie über die Wirkung dieses kulturellen Intertextes fest: »Im deutschen Leser wird allerdings keine Melodie ertönen, für ihn bleibt nur die sprachliche Idiotie und die Fremdheit.«²⁹

Zurück zu dem zitierten Absatz der Erzählung *Seltsame Materie*: Der Hungarismus ›das halbe Auge‹ erzeugt beim deutschen Leser wohl eine ähnliche Wirkung der Verfremdung. Hungarismen sind aber bei weitem nicht die einzigen Textelemente, die einen verfremdenden Effekt erzielen. Außer dem ›halben Auge‹ von Kelemen enthält der Satz das fremd klingende Wort ›Uschanka‹ sowie den zwar nicht fremden, aber doch seltsamen Ausdruck ›rostiges Gestell‹, mit dem das Fahrrad von Kelemen gemeint ist. Selbstverständlich könnte man behaupten, die Uschanka gehöre zum lokalen Kolorit des Textes, gleichzeitig ist sie aber auch ein selten verwendetes Fremdwort,³⁰ das die Aufmerksamkeit des Lesers – unabhängig, ob er oder sie die Uschanka kennt oder nicht – auf sich zieht. Ähnlich sind die ›Ackerfurchen‹ im darauffolgenden Satz kein Fremdwort, aber ein sehr genau gewählter Ausdruck, der nicht besonders gut zur Erzählerin passt. Das ›rostige Gestell‹ ist auch keine alltägliche Formulierung, wenn auch nicht irregulär; an dieser Stelle des Satzes scheint es eine ungeschickte Notlösung zu sein, um die Wiederholung zu vermeiden – stilistisch rückt diese Stelle, diesmal der Erzählperspektive entsprechend, in die Nähe der Ungeschicktheit, Gewolltheit eines Schulaufsatzes. Auch die vereinfachte, straffe Syntax kann ähnliche Assoziationen wecken, nicht aber die beinahe virtuoson, ebenfalls komprimierten Formen der indirekten Rede, die die wortkarge Rede des Bruders mit den assoziativen Reflexionen der Erzählerin mischt und so einen repetitiven und heterogenen Gedankenfluss konstruiert. Diese Mikroebene des Textes baut sich also aus unterschiedlichen, irregulären, seltsamen, verfremdenden Elementen zusammen, die bei der Lektüre zwar nicht unbedingt auffallen, aber ein Gefühl des Artifizialen, der Irritiertheit

28 Mora: *Der geheime Text*, S. 33. Vgl. dazu – und zum Begriff ›Unheimlichkeit‹ – ein online veröffentlichtes Interview mit der Autorin: Acker/Fleig: *Terézia Mora im Gespräch*.

29 Mora: *Der geheime Text*, S. 36.

30 Dazu mehr in Mora: *Nicht sterben*, S. 65.

hinterlassen und einen erhöhten Bedarf an einer Auseinandersetzung mit der Erzählsprache wecken können. Parallel zur Erzählebene, wo sich der Leser mit verschwiegene(n), unzureichenden Informationen (Zeit- und Ortsangaben, Motive, Erklärungen und Konsequenzen) begnügen muss, hindern ihn diese Unregelmäßigkeiten auf der Textebene, sich ›heimisch‹ in der Erzählung zu fühlen, d.h. die sprachliche Vermitteltheit zu vergessen, dem Erzähltext eine ›menschliche‹ Stimme zu verleihen oder in die Ereignisse, in die Atmosphäre der Erzählung einzutauchen. Im Gegenteil, die ›Stimmung‹ der Erzählungen wird von dieser Unheimlichkeit und Verfremdung, von der Unmöglichkeit einer Atmosphäre geprägt. Wie es auch die Überlegungen von Deleuze und Guattari zu Kafka nahelegen, führt diese Erzählstrategie unmittelbar zu neuen, potenziellen Sinnkonstruktionen; der von der Sprache leicht verunsicherte, irritierte Leser sucht nach einer Erklärung, nach einem irregulären ›Sinn‹ des Textes, wobei einzelne Gesten, Gegenstände und Ereignisse zu Bedeutungsträgern, zu Motiven und Symbolen werden. Die Referenzialität, die automatisierte Sinngebung der Sprache wird aufgehoben, der Leser wird mit den Automatismen der ›eigenen‹ Sprache konfrontiert – ein Wirkungsmechanismus, den auch Deleuze und Guattari beschrieben haben und wohl als eine Grundfunktion oder Hauptaufgabe der Literatur, der Lektüre von Literatur bezeichnet werden könnte.

Die von der Forschung ausgiebig analysierten³¹ Hungarismen in Terézia Moras Erzählungen sind also wichtige Elemente eines breiten Instrumentariums von textuellen ›Verfremdungseffekten‹, idealtypische Merkmale einer umfassenden Textstrategie, eines literarischen ›Stils‹. Die Spuren einer ›anderen‹ Sprache im Text destabilisieren nämlich das Konzept der Homogenität der ›eigenen‹ Sprache und lassen die Instabilität, die Unheimlichkeit der sprachlichen Vermittlung zum Vorschein kommen. Somit meldet sich der bi- bzw. multilinguale Kontext im Erzählband *Seltsame Materie* vordergründig nicht als Erfahrung von Pluralität oder Vielfalt, vielmehr als Verfremdung oder Verlust; ein Verlust der authentischen, ›eigenen‹ Stimme, der in einer Verunsicherung, Variabilität der sprachlich vermittelten und eingerichteten Welt resultiert. Fremdsein ist so nicht nur das Thema, sondern die poetische Ausdruckweise, der Seinsmodus des literarischen Textes.

31 Germanistische Forschungen in Ungarn haben sich mehrmals dieser Thematik gewidmet, s. z.B. Burka: *Manifestationen der Mehrsprachigkeit*, ferner Probszt: *Be-Deutung und Identität* und Horváth: *Poetik der Alterität*, S. 162–172.

3. Ich-Verlust zwischen den Sprachen. *Das Ungeheuer*

Die Frage, inwiefern eine solche Poetik der Verfremdung das Gesamtwerk von Terézia Mora bestimmt, hat mindestens zwei unterschiedliche Aspekte. Auf der einen Seite steht Moras Prosa zweifelsfrei im Zeichen einer vielfältigen, beinahe ununterbrochenen Artikulation von Fremderfahrung: Die Figuren, um die die Romane aufgebaut sind, die zentralen Schauplätze (meistens die multikulturelle Metropole Berlin), die Situationen und Handlungen sind fast ausnahmslos als literarische Manifestationen der neuen Einsamkeit, der Abkapselung der postmodernen Menschen zu lesen.³² Mehrsprachigkeit, Übersetzungssituationen, Multikulturalität bleiben ebenfalls im Vordergrund, sowohl auf allen thematischen Ebenen der Erzählung als auch im Bereich einzelner Motive.

Auf der anderen Seite aber gerät die Erzählsprache in den umfangreicheren Romantexten mehr in den Hintergrund, wird transparenter und verliert an jener Dichte, die in den Erzählungen zu beobachten ist. Hauptmerkmale des ›Stils‹ von Terézia Mora sind auch in den Romantexten zu erkennen,³³ die aber, wie die Autorin selbst in ihren Poetikvorlesungen betont, viel mehr um die Figuren, ihre Dialoge und Situationen, als um die poetische Infragestellung der Vermittlungsfähigkeit der Erzählsprache aufgebaut sind. Es ist Moras dritter, mit dem Deutschen Buchpreis ausgezeichnete Roman *Das Ungeheuer*, wo die formalen Rahmen des traditionellen Romans gesprengt werden, wo mit einer neuen, dem Sujet sozusagen angepassten Form der Erzählung experimentiert wird. Auf den horizontal zweigeteilten Seiten des Buches entfalten sich zwei Erzählungen parallel zueinander; oben die Geschichte des Protagonisten Darius Kopp nach dem Selbstmord seiner Frau Flora; unten, mit einer gewissen Verspätung, die Geschichte der Ungarin Flora bis zu ihrem Selbstmord, erzählt in fragmentarischer, intimer Tagebuchform. Das Tagebuch schildert die Stufen und Umwege einer unvollendeten, teilweise gescheiterten Emigration und Integration der Ungarin in Deutschland, aufgehoben durch die Unmöglichkeit der gefundenen Liebe und gleichzeitig durch eine grassierende Depression, das »Ungeheuer«,³⁴ das sich in einem immer verzerrteren Selbstbildnis, in immer weniger zusammenfügbaren Gedankenfetzen und (Selbst-)Beobachtungen mani-

32 Zur Einsamkeit als »Grundzustand« der Figuren s. Soergel: *In allen drei Spiegeln*, S. 71.

33 Siehe dazu etwa zusammenfassend, mit Hinweis auf Klaus Siblewskis bedeutenden Aufsatz: Fleig: *Tragödie und Farce*, S. 56.

34 Siehe dazu Meyer-Gosau: *Bis ins Innerste vorstoßen*, S. 47.

festiert.³⁵ Damit stellt sich *Das Ungeheuer* in die literarische Tradition der in Tagebuchform verfassten Bezeugungen des Ichverlustes; in dem Roman von Terézia Mora kommt dieser Ichverlust jedoch in einem ausdrücklich bilingualen Kontext vor. Das Tagebuch beinhaltet nicht nur Übersetzungen von ungarischen literarischen Werken und Szenen aus dem Leben der in Deutschland angekommenen, teilweise als Übersetzerin tätigen Ungarin, sondern ist selbst eine Übersetzung eines ungarischen Originals – dieses Original, das nach der Romanfiktion von einer Studentin namens Judit ins Deutsche übersetzt wurde, existiert tatsächlich; die Autorin hat es auf ihrer Homepage zugänglich gemacht.³⁶ Ihre ausführlichen, dennoch etwas zurückhaltenden Erklärungen zum auffälligen »Einsatz des Ungarischen« in *Das Ungeheuer* beginnt Terézia Mora in ihren Salzburger Vorlesungen mit dem Satz: »Sich in den Schutzraum einer anderen Sprache begeben.«³⁷ Dieser Schutzraum der anderen, nicht-eigenen, nicht heimischen Sprache, der in den früheren – hier auch angeführten – Werken ebenso zum Vorschein kommt, geht für Flora verloren, wobei Flora sozusagen sich selbst verliert; ihr »Weg der Verstummung«³⁸ führt zum Selbstmord. Der durch Formen und Motive der Verstummung umschriebene Ichverlust verbindet Moras Roman mit den bedeutendsten Vertretern der ungarischen Spätmoderne, in erster Linie mit dem Dichter Attila József und den Nachkriegslyrikern Ágnes Nemes Nagy und János Pilinszky, die auch in den Vorlesungen als Referenzpunkte hervorgehoben werden.³⁹ Wichtiger als diese intertextuellen Referenzen scheint jedoch die explizite, durch die rekurrierenden ungarischen Titelangaben und weitere stilistische, syntaktische Elemente nachdrücklich signalisierte ›Übersetztheit‹ der Tagebucheinträge, die die Intimität, die direkte Subjektbezogenheit des Textes relativiert. Parallel zur Reise des Ehemanns Darius Kopp nach Ungarn, mit dem aussichtslosen Ziel,

35 Über Floras und Darius' Verfremdung als ›Melancholie‹ s. Vöing: *Arbeit und Melancholie*, S. 192–213.

36 Vgl. Mora: *Flóra naplója*.

37 Mora: *Der geheime Text*, S. 97.

38 Ebd., S. 99, 109.

39 Ebd., S. 103–109; auch Mora: *Nicht sterben*, S. 146. Die intertextuellen Bezüge, die *Flóra naplója* (*Floras Tagebuch*) in Form von Übersetzungsfragmenten, direkten oder indirekten Zitaten beinhaltet, gelten besonders in poetischer, literaturhistorischer Hinsicht noch als unerforscht. Wie in den zitierten komparativen Aufsätzen ausführlich nachgewiesen, baut Mora diese meist wohlbekannten ungarischen Textelemente in ihren Text ein, um einen speziellen, interkulturellen Effekt zu erzielen. Seltener wird allerdings nach dem sekundären Effekt gefragt, wie etwa die Poetik der Entsubjektivierung bei Attila József, der reduzierte, beinahe hermetische Stil János Pilinszkys, die ›Dinglyrik‹ von Ágnes Nemes Nagy oder eben die zeitgenössischen Werke ungarischer Literatur, die Mora ins Deutsche übersetzt hat, auf den epischen Stil der Autorin gewirkt haben.

die ›Spuren‹ seiner verstorbenen Frau aufzufinden bzw. ihre Erinnerung aufrechtzuerhalten,⁴⁰ führt Floras Weg mit dem Tagebuch nicht ›direkt‹ ins innere Selbst, sondern in eine Zwischenzone von zwei Sprachen, wo dieses Selbst sich Schritt für Schritt auflöst. Diesen Weg zeichnet auch der folgende kurze Eintrag aus dem Tagebuch nach:

[Datei: Jobs]

10. Sept

Osloer Straße. Probeübersetzung. Bedienungsanleitungen für Kleingeräte. Der Mann kann nicht Ungarisch, vergleicht meine Lösung mit einem Mustertext. Welcher fehlerhaft ist. Umsonst erklärst du ihm, dass deine Lösung die richtige ist. »Bekräftigen Sie die Taste.« *Sinnlos.*⁴¹

Der knapp und, wohlgemerkt, in Du-Form formulierte Alltagsbericht verknüpft die Ausgesetztheit, die Perspektivlosigkeit der Arbeitssuchenden mit der Unmöglichkeit einer ›einfachen‹, ›praktischen‹ Vermittlung zwischen zwei Sprachen. Der ursprünglich hermeneutische Akt der Sprachübertragung transformiert sich zu einem Ausdruck der Machtverhältnisse – wer überlegen ist, entscheidet über die Richtigkeit der Bedeutung. Damit verliert allerdings die Sprache seine kommunikative Grundfunktion, seinen ›Sinn‹: »*Sinnlos*« ist nicht nur die im Mustertext angegebene Formulierung, sondern auch die Vermittlungsarbeit, wofür sich Flora bewirbt; anstatt damit ihren Lebensunterhalt zu sichern, bleibt sie im ›sinnlosen‹ Grenzgebiet beider Sprachen stecken.

4. Die Unheimlichkeit des Multikulturalismus. *Die Liebe unter Aliens*

Nach dem monumentalen Versuch des Romans *Das Ungeheuer*, die Unheimlichkeit der Mehrsprachlichkeit auch in der formalen Großstruktur des Romans unterzubringen, wendet sich Terézia Mora mit ihrem Band *Die Liebe unter Aliens* wieder den Erzählungen zu, die es erlauben, die Modifikationen der in *Seltsame Materie* kennengelernten poetischen Strategien weiter zu verfolgen. Schauplatz der meisten Erzählungen ist, wie in den Romanen, die multikulturelle Großstadt; die Vielfalt der Themen, Figuren und Situationen entfaltet sich eben vor dieser bunten, aber irgendwie unempfindlichen Kulisse der Metropole und zeigt die unendliche Einsamkeit und Verfremdung des Einzelmenschen in der modernen Massengesellschaft.

40 Für eine umfassende und detaillierte Analyse des Verhältnisses zwischen Darius und Flora s. Thomka: *Regénytapasztalat*, S. 144–149.

41 Mora: *Das Ungeheuer*, S. 305f.

Scheinbar haben diese Schauplätze und Figuren wenig mit der düsteren Atmosphäre der *Seltsamen Materie* gemeinsam. Mora bedient sich in *Die Liebe unter Aliens* einer weiterhin komprimierten, manchmal elliptischen, aber auch sehr flexiblen, variierenden Erzählsprache, einer »erzählerischen Leichtigkeit«,⁴² in der öfters auch fremdsprachige Elemente auftauchen. Auf den ersten Blick scheint allerdings das sprachliche Medium selbst nicht so sehr im Vordergrund zu sein; es sind eher die unvergesslichen Figuren und Situationen, die die Aufmerksamkeit des Lesers auf sich ziehen, weniger die Formen und Strategien der Erzählsprache. In dieser Hinsicht stellt auch die Erzählung *À la recherche*, in der die ungarischbezogene Thematik am deutlichsten zum Ausdruck kommt, keine Ausnahme dar.

Protagonistin der Erzählung ist Zsófia/Sophie, eine Ungarin, die in London einen Forschungsaufenthalt antritt. Der Titel ist nicht nur ein Spiel mit dem Wort ›Forschung‹, sondern ein klarer Hinweis auf das Monumentalwerk Marcel Prousts, besser gesagt auf sein literarisches Vorhaben, die Unwiederherstellbarkeit der für immer ›verlorenen‹ Zeit, die grundlegende Aporie der Erinnerung zu postulieren. Zsófiás Forschungsaufenthalte sind von ihren unwiederholbaren Erinnerungen aus der Kindheit bzw. an ihre langjährige, abrupt beendete Beziehung bestimmt. Ihr steriles Leben in der fremden Großstadt umfasst die Leere, die diese Lebensabschnitte hinterlassen haben, wie es auch die einleitende Beschreibung des Londoner Campus suggeriert:

Der Campus ist groß, dutzende Gebäude, sehr alte und sehr neue. Das Licht der Weglampen spiegelt sich in den neuen und spiegelt sich nicht in den alten. Ollie bringt mich in eines des Letzteren. In einem Büro bekomme ich einen Schlüssel, dann wandern wir wieder, beinahe zurück bis zum Eingang: die Kofferrollen, das eiernde, sirrend abgebremste Rad, der Nieselregen. Und was ist das für ein Friedhof? Steinplatten, bemoost, dazwischen Kies. Alte Sepharden. Durfte man nicht planieren, also hat man den Campus drumrum gebaut.⁴³

Die Szene wird hier vom Sirren des durch einen kleinen Unfall eiernd gewordenen Fahrrads begleitet, wie die Nächte am Campus regelmäßig durch Feueralarme unterbrochen werden; aber auch Zsófia kommt nicht zur Ruhe, ihre addiktive Haupttätigkeit in London ist das ziellose Gehen. Anhalten würde wohl heißen, Zsófia findet ihren Ort in der Welt, eine Heimat, mit der sie sich identifizieren kann. Ein spürbarer und immer verfehelter Identifikationsdrang zieht sich durch die Erzählung: Zsófiás Beziehung endete mit einem ›Identifikationswort‹, als sie dem Freund sagte, »er sei mein Leben«; sie »verliebt sich« sofort in die eine Kollegin, die sie

42 Vgl. Soergel: *In allen drei Spiegeln*, S. 77.

43 Mora: *Die Liebe unter Aliens*, S. 188.

tröstet, und am Schluss will sie plötzlich zu ihrer neuen Untermieterin in Budapest ziehen. All diese Absichten und Versuche scheitern, wie sie ihre Kindheit auch nicht wiederfinden kann; sie findet nur Faria, ein Mädchen aus ihrer Heimatstadt, eine seltsame Doppelgängerin, deren Figur auch Zsófiás innere Leere vergrößert und konturiert.⁴⁴

Der Fiktion folgend ist die deutsche Sprache der Erzählung eine Pseudosprache, denn die Ich-Erzählerin Zsófia spricht zwar sehr gut Deutsch (sowie Englisch und Französisch), sie ist aber gebürtige Ungarin. Der multikulturelle Kontext wird durch englischsprachige Einschübe und Hinweise auf die jeweilige kommunikative Situation deutlich gemacht; das Ungarische kommt sporadisch vor und ist ›gespenstisch‹, wie auch die Erinnerungsbruchstücke; Zsófia hört ab und zu ungarische Gespräche in London, die als ›Spuren‹ zu ihrer Suche nach Faria interpretiert werden. Fremd klingende ungarische Namen werden in Originalform erwähnt, typischerweise werden sie aber umgeformt, ›internationalisiert‹, wobei sie ihren ungarischen Klang verlieren (Zsófia/Sophie, Mária Farkas/Faria Marcos, Robert/Deviant Majority, der Ex »G«). Außer diesen notwendigen Markern der multikulturellen Sprechsituation ist es wohl das Spielerische, das bei der sonst wortkargen, dennoch gewählten und sehr biegsamen Erzählsprache hervorsteicht. Als würde es der Erzählerin eine gewisse Genugtuung (oder eben: Trost?) bereiten, das passendste Wort zu finden:

Es gibt keinen petrolfarbenen Parka, aber ich finde einen hellbraunen. Ich kaufe einen petrolfarbenen Pullover dazu, den ich drunterziehen kann. Ich schleppe den Wintermantel in der Einkaufsstüte nach Hause. Der Nieselregen knuspert leise auf meiner neuen Kapuze. Ohne die Tüte mit dem Wintermantel drin wäre ich jetzt viel jünger, petrolparkajung.⁴⁵

Dieser spielerische Umgang mit der Sprache mag auch dem tatsächlichen Schaffensprozess von Terézia Mora nahekommen – sie spricht darüber in den erwähnten Poetikvorlesungen.⁴⁶ Hier in der Erzählung *À la recherche* lässt es sich als die Sprechweise der promovierten Auslandsgermanistin bzw. -Anglistin identifizieren, die Fremdsprachen in gewisser Hinsicht besser kennt als die Muttersprachler selbst, diese Sprachen daher auch gerne spielerisch einsetzt, vermischt, neue Konstellationen ausprobiert. So bezeichnet sie ihre Forschungsarbeit als »werkeln in der Box«,⁴⁷ findet neue Ausdrücke

44 »Selbstverständlich gestaltete sie bei sich die Schulzeitung und war Schülersprecherin und verdiente eigenes Geld, indem sie in einer Kneipe jobbte, wo sie sogar die Zapfanlage bedienen durfte. Außerdem lebte sie in einer unübersichtlichen Patchworkfamilie mit 7 oder 8 Kindern [...]. Ich war ein Einzelkind mit einer glatten 1,0, sonst nichts.« (ebd., S. 193)

45 Ebd., S. 195.

46 Mora: *Der geheime Text*, S. 33.

47 Mora: *Die Liebe unter Aliens*, S. 194.

(wie »petrolparkajung«), lacht darüber, wenn ihr vage angegebenes Forschungsfeld falsch, weil im konkreten Sinne verstanden wird⁴⁸ und wechselt manchmal unerwartet die stilistischen Register.⁴⁹ Diese Sprache bleibt aber letztendlich, trotz ihrer Vielfalt und Flexibilität, fremd, nicht authentisch und potenziell unehrlich; die Sinnggebung kann sogar außer Kontrolle geraten. Der Name des Ex-Freundes zum Beispiel wird etwas geheimnisvoll abgekürzt: »G. – den alle, auch ich, tatsächlich nur ›Ge‹ nannten – und ich lernten uns im ersten Semester kennen.«⁵⁰ Die Abkürzung des wohl ungarischen Namens klingt eigentlich harmlos, im deutschen Erzähltext wird sie aber unmittelbar mit ›Gehen‹ konnotiert, mit der oben bereits erwähnten Haupttätigkeit der Protagonistin – als wäre die Verbindung zwischen der unglücklich endenden Beziehung und dem zwanghaften, fluchtartigen Gehen auch durch die Sprache versiegelt. Noch gespenstischer ist Zsófiás Besuch in einem »Art-Kino«; sie erinnert sich: in einem Art-Kino hatte sie Faria zum letzten Mal gesehen (dieses Treffen wiederholt sich später in einem Multiplex-Kino in Pest). Faria ist in London selbstverständlich nicht anwesend, die »alte Liebe zum Film« scheint zu erlöschen: »Ich gehe kein zweites Mal ins Art-Kino.«⁵¹ Das etwas spezifisch oder fremd klingende Wort wurde in der Erzählung bereits erwähnt: »Mein Freund machte Karate, ich ging gern ins Art-Kino.«⁵² Das beinahe-Anagramm »Karate« kontrapunktiert das »Art-Kino« und wird zu einem sprachlichen Sinnbild der fragilen, aus komplementären Gegensätzen konstruierten Beziehung von Zsófia und G.; ein Sinnbild, das weiterhin in Zsófiás Leben spukt und, wie es später in London tatsächlich der Fall sein wird, alle weiteren Art-Kinobesuche zum Scheitern verurteilt. Die gespensterhafte Rückkehr der Erinnerungen lauert überall und beeinträchtigt die Transparenz der Erzählsprache: Wo man immer wieder ungarische Gesprächsfetzen zu hören (und somit die Doppelgängerin Faria zu erkennen) meint (als eine Grundverfassung in der Migrationshauptstadt

48 »Einmal sage ich, ich forschte über the literature of the threshold, und einige Zeit später stellt sich heraus, dass mein Gegenüber dachte, ich forschte über Schwellen im konkreten Sinne. Schwellen zu und in Häusern. Wir lachen.« (ebd., S. 200) Wie in einem Spiegelbild des oben erwähnten Zitats aus *Das Ungeheuer* geht hier das gemeinsame Lachen, ein wenn auch nur vorübergehender Glücksmoment, eine gelungene Kommunikation – aus einem Missverständnis hervor.

49 Ein Beispiel für die mit wissenschaftlicher Genauigkeit formulierte Kindheitserinnerung: »Trotz meines gleichmäßig verteilten schulischen Talents, das mit ebenso gleichmäßig verteiltem Desinteresse gepaart war, konnte ich einen Berufswunsch formulieren, der sich auch verwirklichen ließ.« (ebd., S. 194)

50 Ebd., S. 196.

51 Ebd., S. 207.

52 Ebd., S. 198.

London), dort weckt sogar ein zufälliger Ungaretti-Band Assoziationen von der verlorenen ungarischen Vergangenheit: »Einen Mann, der in einem Ungaretti-Band liest, spreche ich fast an, aber dann lasse ich es doch.«⁵³

Die kleinen Sprachspiele und -experimente, die gespensterhaften Assoziationen oder Assoziationsmöglichkeiten bilden eine Grundschicht der Erzählsprache, nicht nur in der Erzählung *À la recherche*, wo das spezifische Sujet es besonders gut unterstützt und spürbar macht, sondern im gesamten Band *Die Liebe unter Aliens*. Die Themen- und Figurenvielfalt des Bandes wird von dieser mal ironisch, mal elliptisch wirkenden Erzählsprache getragen, die die Vorstellung von einer authentischen, einer Figur zugeordneten Erzählstimme bzw. das Ideal der transparenten Erzählung obsolet macht, und eine gewisse, eher spielerische – im Vergleich zu *Seltsame Materie* weniger konturierte – Unheimlichkeit der sprachlichen Vermittlung zeitigt. Wie die merkwürdig-verfremdeten, alternative Wege der Liebe suchenden Figuren des Bandes, das Alien-Liebespaar, der Nachtportier oder eben der japanische Professor kann auch diese Sprache ihre Integrität und Identität nicht auf die übliche Weise finden; die Unsicherheit, die Verrücktheit schafft die spezifische, schwer identifizierbare, in ihrer Buntheit ausgeleerte Stimmung der Erzählungen: Eine sprachliche Welt, wo man erst ankommen kann, wenn der Verlust und die Verlassenheit bereits verinnerlicht wurden.

Das literarisch-sprachtheoretische Modell, das Deleuze und Guattari in den Texten von Kafka identifiziert haben, bietet eine Perspektive, die auch die Bausteine des sprachlichen Universums, des Sprachstils von Terézia Mora – die sich in dieser Hinsicht als eine Nachfolgerin Kafkas definiert hat⁵⁴ – offenlegen und interpretieren können. Literatur ist demnach nicht nur als ein Träger, als ein Darstellungsraum von multi- oder interkulturellen Inhalten aufzufassen, sondern als ein sprachlicher Raum, ein Laboratorium, wo die Entwurzelung, die Desautomatisierung der Sprache vor sich geht, und wo mit den so präparierten sprachlichen Effekten der Reduktion, Bildhaftigkeit, Wortschöpfung, Referenzialität usw. experimentiert wird, um letztendlich die wahren Bedingtheit, die Ausgesetztheit des Einzelmenschen als sprachliches Wesen zur Erfahrung zu bringen. ›Verfremdung‹ wird somit nicht nur das Thema, sondern die Methode, das Wesen der Literatur; es geht um eine Poetik, die in die sprachliche Tiefenstruktur der Fremderfahrung eindringt und sie als eine Grundverfassung des menschlichen Daseins offenlegt.

53 Ebd., S. 202.

54 Moras Aussage »Ich bin genauso deutsch wie Kafka« wurde in einem »Literaturen«-Gespräch geäußert, s. z.B. die Online-Publikation des Magazins »Cicero«: »Ich bin ein Teil der deutschen Literatur, so deutsch wie Kafka«.

Literaturverzeichnis

- Acker, Marion; Fleig, Anne: *Der »geheime« oder der »un-heimliche« Text: Terézia Mora im Gespräch*. In: *Affective Societies Blog*, 17.11.2017. <affective-societies.de/2017/interviews-portraits/der-geheime-oder-der-un-heimliche-text-terezia-mora-im-gespraech> (Zugriff: 21.4.2022).
- Burka, Bianka: *Manifestationen der Mehrsprachigkeit und Ausdrucksformen des »Fremden« in deutschsprachigen literarischen Texten*. Tübingen: Narr Francke Attempto 2016.
- Deleuze, Gilles; Guattari, Félix: *Kafka. Für eine kleine Literatur*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1974.
- Fleig, Anne: *Tragödie und Farce. Formen der Mehrstimmigkeit in Terézia Moras Romanen*. »Text + Kritik« 221 (2019/I): *Terézia Mora*, S. 55–69.
- Höhne, Steffen; Weinberg, Manfred (Hgg): *Franz Kafka im interkulturellen Kontext*. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2019.
- Horváth, Andrea: *Poetik der Alterität. Fragile Identitätskonstruktionen in der Literatur zeitgenössischer Autorinnen*. Bielefeld: transcript 2017.
- »Ich bin ein Teil der deutschen Literatur, so deutsch wie Kafka«. »Cicero. Magazin für politische Kultur«. <<https://www.cicero.de/ich-bin-ein-teil-der-deutschen-literatur-so-deutsch-wie-kafka/45292>> (Zugriff: 20.4.2022).
- Meyer-Gosau, Frauke: *Bis ins Innerste vorstoßen. Beim Lesen von Terézia Moras Roman »Das Ungeheuer«*. »Text + Kritik« 221 (2019/I): *Terézia Mora*, S. 43–54.
- Mora, Terézia: *Das Ungeheuer*. München: Luchterhand 2013.
- Mora, Terézia: *Der geheime Text*. Wien: Sonderzahl 2016 (Salzburger Stefan Zweig Poetikvorlesung 3).
- Mora, Terézia: *Die Liebe unter Aliens*. München: Luchterhand 2016.
- Mora, Terézia: *Flóra naplója*. <https://tereziamora.de/flora_naploja.pdf>.
- Mora, Terézia: *Különös anyag*. Budapest: Magvető 2001.
- Mora, Terézia: *Nicht sterben. Frankfurter Poetik-Vorlesungen*. München: Luchterhand 2014.
- Mora, Terézia: *Seltsame Materie*. Reinbek/H.: Rowohlt 1999.
- Probszt, Eszter: *Be-Deutung und Identität. Zur Konstruktion der Identität in Werken von Agota Kristof und Terézia Mora*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2012.
- Lénárt, Orsolya: *Grenze und Grenzraum in den Erzählungen Terézia Moras*. In: *Deutsch ohne Grenzen. Deutschsprachige Literatur im interkulturellen Kontext*. Hgg. Jürgen Eder, Zdeněk Pecka. Brno: Triban EU 2015, S. 327–338.
- Soergel, Tabea: *In allen drei Spiegeln. Vom Glück und Unglück in Terézia Moras Erzählungen*. »Text + Kritik« 221 (2019/I): *Terézia Mora*, S. 70–80.
- Thirouin, Marie-Odile: *Franz Kafka als Schutzpatron der minoritären Literaturen – eine französische Erfindung aus den 1970er-Jahren*. In: *Franz Kafka. Wirkung und Wirkungsverhinderung*. Hgg. Steffen Höhne, Ludger Udolph. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2014, S. 333–354.
- Thomka, Beáta: *Regénytapszlatat. Korélmény, hovatarozás, nyelvváltás*. Budapest: Kijarat 2018.
- Vöing, Nerea: *Arbeit und Melancholie. Kulturgeschichte und Narrative in der Gegenwartsliteratur*. Bielefeld: transcript 2019.

Ksenia Kuzminykh

Georg-August-Universität Göttingen, ksenia.kuzminykh@uni-goettingen.de

Fremdbegegnungen und Alteritätserfahrungen in psychologischen Adoleszenzromanen

1. Einleitung

Fremdheit, Fremdsein, Fremde, Fremdheitsbegegnungen sind beliebte Themen auch in der Kinder- und Jugendliteratur. Ihre literarische Darstellung ist facettenreich. Dies spiegelt sich im literaturwissenschaftlichen Diskurs wider. Die Begriffsextension umfasst formale und thematische Dimensionen.¹ Formale Fremdheit als eine Form der poetischen Hybridität² betrifft die Ebene des ›discours‹. Sie impliziert Verfahren, die die automatisierten und unbewusst ablaufenden Rezeptionsmechanismen irritieren. Die Thematisierung der Fremdheit kann in Anlehnung an den phänomenologischen Fremdheitsbegriff von Bernhard Waldenfels und Andrea Leskovec über die Darstellung der alltäglichen, strukturellen und extraordinären³ bzw. radikalen⁴ Fremdheit erfolgen.

In der interkulturellen Literaturwissenschaft wird Alterität formal und thematisch konzipiert. Der formale Aspekt bezieht sich auf die ästhetische Qualität der Texte, während der thematische Aspekt alltägliche, strukturelle, extraordinäre bzw. radikale Facetten der Fremdheit umfasst. In diesem Beitrag wird an ausgewählten Figuren zeitgenössischer deutschsprachiger Kinder- und Jugendliteratur der Umgang mit der Fremdheit in ihrer Multidimensionalität unter Rückgriff auf das Verfahren des Close reading analysiert. Es wird darüber hinaus gezeigt, wie die konkreten Figuren ihre eigenen diffamierenden Vorurteile kritisch reflektieren und diese in ein transkulturelles Verständnis transformieren.

1 Leskovec: *Interkulturelle Literaturwissenschaft*, S. 13.

2 Mecklenburg: *Das Mädchen aus der Fremde*, S. 112–120.

3 Waldenfels: *Topografie des Fremden*, S. 45; Waldenfels: *Bruchlinien der Erfahrung*, S. 186.

4 Leskovec: *Interkulturelle Literaturwissenschaft*, S. 53.

Die Elemente der alltäglichen Fremdheit bleiben im Vertrauenshorizont und lassen sich leicht durch zusätzliche Informationen beheben. Die strukturelle Fremdheit dagegen entsteht bei dem Zusammentreffen von Zeichensystemen und Sinnordnungen, deren Funktionsweise von vertrauten Wirklichkeitsschemata abweicht und Missverständnisse evoziert, die auf Stereotype rekurrieren. Sie bezieht sich nicht ausschließlich auf kulturell bedingte Fremdheit, sondern verlangt nach einer vertieften Auseinandersetzung mit etablierten Systemen sowie nach deren Modifikation.

Die unzugängliche und unausweichliche extraordinäre bzw. radikale Fremdheit transzendiert die Grenzen jeglicher Ordnungen und entkräftet gewohnte Interpretationsmuster. Diese Art der Fremdheit tritt in ambivalenten Hyperphänomenen auf, wie bspw. Tod, Schlaf oder Rausch, die keine Auflösung, sondern nur eine Annäherung zulassen, oder in Umbruchsphänomenen wie etwa in einer Revolution.⁵

Für die Analyse literarischer Texte können grundsätzlich textimmanente und texttranszendierende Bedeutungszusammenhänge herangezogen werden. Die immanenten Zugänge fokussieren die ästhetische Konstruktion des literarischen Textes. Bei den grenzüberschreitenden Zugängen steht seine diskursive Kontextualisierung im Vordergrund. Beide Verfahrensweisen sind nicht als Antinomien zu verstehen, sondern als komplementäre Komponenten im Umgang mit Literatur und mit dem in ihr gestalteten Alteritätsparadigma. Sie eignen sich für die anvisierte Analyse der Kinder- und Jugendliteratur unter dem Fremdheitsaspekt.

Im zweiten Kapitel wird ein Überblick über den Umgang mit dem Alteritätsparadigma in der Kinder- und Jugendliteratur gegeben, dem im dritten Kapitel eine detaillierte Analyse des Romans *Elektrische Fische* von Susan Kreller folgt. Untersucht wird der Umgang mit Fremdheit in ihren Ausdifferenzierungen, und zwar anhand der Figurenanalyse. Somit grenzt sich dieser Beitrag von den anderen analytischen Zugriffen im literaturwissenschaftlichen Interkulturalitätsdiskurs ab.⁶

Diese allgemein formulierte Zielsetzung kann durch folgende Fragen präzisiert werden: Wie wird Fremdheit in ihren diversen Erscheinungsformen auf den Ebenen der ›histoire‹ und des ›discours‹ sichtbar gemacht? Welche Strategien des Umgangs mit Fremdheit werden verwendet? Wie signalisiert die Kinder- und Jugendliteratur die Konstruiertheit der Wahrnehmung, des Erkennens und der Realitätsentwürfe sowie den Selekti-

5 Ebd.

6 Rösch: *Jim Knopf ist nicht schwarz*, S. 75–259; Nünning: ›Intermisunderstanding‹, S. 84–133; Wintersteiner: *Poetik der Verschiedenheit*, S. 13–19.

onsprozess des Erinnerns? Wie desillusioniert die Narration die implizite Leserschaft in Bezug auf die individuelle, soziale und kulturelle Homogenität und die Entität des Eigenen und des Fremden? Welchen mentalen und emotionalen Veränderungen sind Figuren bei der Begegnung mit dem Fremden unterworfen?

2. Umgang mit dem Fremden in der Jugendliteratur – ein Streifzug

Die Darstellung des Umgangs mit Fremdheit in ihren Ausprägungen findet sich im psychologischen Jugendroman von Stefanie de Velasco *Kein Teil der Welt*. Das Fremde wird bereits im Titel angedeutet und differenziert sich in alltägliche, radikale und strukturelle Fremdheit. Dabei lassen sich Steigerungsgrade der Fremdheit identifizieren. Die alltägliche Fremdheit wird aus dem Blickwinkel der Weltmenschen auf die Angehörigen der Glaubensgemeinschaft thematisiert. Die strukturelle Fremdheit manifestiert sich in den religiösen Überzeugungen der Eltern, die den Kindern aufoktroiyert werden. In ihrem blinden Fanatismus zwingen sie ihre Töchter Esther und Sulamith auch in der Schule zur Missionstätigkeit. Dadurch werden auch die beiden Mädchen zu diffamierten Fremden. Aus der Perspektive der Zeugen Jehovas ist der Atheismus der sechzehnjährigen Figur Sulamith, die nach Selbstbestimmung strebt, ebenfalls eine Manifestation der strukturellen Fremdheit. Es gilt, diese Differenz einzuebnen. Auf diese Form der Alterität reagiert die Jugendliche mit mentaler Absenz, die im Text mit Hilfe ihrer verfremdeten Werbeslogans indiziert wird. Die Wachturmgesellschaft sanktioniert die Rebellin und beraubt sie ihrer Freiheit. Die Eskalation des Konflikts findet ihre traurige Kulmination in dem unaufgeklärten Mord an der jungen Frau, der als Suizid deklariert wird.⁷ Das Unbegreifliche des Todes wird durch die mysteriösen Umstände verstärkt.

Auch Nina Weger thematisiert in ihrem Kinderbuch *Helden wie Opa und ich* die radikale Fremdheit des Wahnsinns. Allerdings wird die Inszenierung dieses Phänomens, anders als im betrachteten Werk von Susan Kreller oder in der Kurzgeschichte von Finn-Ole Heinrich *Machst Du bitte mit, Henning*⁸ nicht mit einer psychischen Erkrankung in Verbindung gebracht. Zwar entzieht sich das Verhalten von Opa einer rationalen Deutung, aber es wird als ein temporäres Spiel dargestellt und durch die Einbindung von Komik abgemildert. In Wegers Adoleszenzroman *Als mein Bruder*

7 Velasco: *Kein Teil der Welt*, S. 382.

8 Heinrich: *Machst Du bitte mit, Henning*, S. 29–38.

ein Wal wurde verzichtet die Autorin bei der Darstellung des Alteritätsparadigmas auf die abmildernden Verfahren der Komisierung.⁹ Andreas Götz lässt die Zentralfigur seines politischen Kriminalthrillers *Wir sind die Wahrheit* nach den Gründen für den Einbruch des radikalen Fremden suchen. Das Grenzphänomen des Komas wird durch den politischen Umsturz ergänzt und steht somit in intertextueller Relation zu den Texten von Martin Schäuble,¹⁰ Christian Linker, Reiner Engelmann, Johannes Herwig und Manja Präkels – um nur einige wenige zu nennen. Mit dem radikalen Fremden des komatösen Zustandes wird die Figur Lina aus dem Werk *Der große schwarze Vogel* von Stefanie Höfler konfrontiert. Ihr Freund Ben muss sich mit der radikalen Fremdheit, die sich im plötzlichen Herzstillstand seiner jungen Mutter manifestiert, auseinandersetzen.¹¹ Die Sachlichkeit seines autodiegetischen Berichts markiert die strukturelle Fremdheit. Die mechanische Routine der eingeleiteten Lebenserhaltungsmaßnahmen wird in der Textfaktur mit Hilfe von Ellipsen expliziert. Die Signalfarbe Rot dominiert Bens Wahrnehmung. Ihre hervorstechenden Elemente sind die rotleuchtende Kleidung der Rettungssanitäter und die roten Haare seiner Mutter, auf denen »einer der Sanitäter kniete«. ¹² Sie drapieren sich zu einem dunkelroten Teppich, der bei Ben das Bild einer Blutlache evoziert. Linas Bruder wird vom Schwarz-Weiß der Photographien umgeben, mit deren Hilfe einerseits der Kontrast zwischen Leben und Tod, andererseits zwischen dem Verstehen und der Unzugänglichkeit, die dem radikal Fremden eigen ist, markiert wird.

Das radikale Fremde ästhetisiert Lara Schützsack, indem sie die an Anorexie erkrankte Figur Lucindas ihre tödliche Verwandlung und ihre Macht über den Hunger sowie den eigenen Körper zelebrieren lässt. Die kindliche Figur Malina betrachtet die pathogene Transformation ihrer Schwester Lucinda als eine romantische Metamorphose.¹³ Aus Malinas infantiler Perspektive erscheint das radikale Fremde des Todes ambivalent: Einerseits wird er aufgrund der von Lucinda forcierten Verklärung mit dem Elysium assoziiert. Andererseits stellt er eine unausweichliche Notwendigkeit dar, die humanistisch legitimiert und onomastisch verstärkt wird: »damit die anderen nicht geblendet werden«. ¹⁴

9 Kuzminykh: *Spitzbuben, Streber und Bösewichte*, S. 155–169; Horn: *Das Komische*, S. 11–2; Bachtin: *Karneval*, S. 10.

10 Schäuble: *Sein Reich*; Schäuble: *Endland*.

11 Kuzminykh: *Mechanismen*.

12 Höfler: *Vogel*, S. 10.

13 Schützsack: *Und auch so bitterkalt*, S. 146.

14 Ebd., S. 174.

Stefanie Höfler lässt in ihrem Adoleszenzroman *Tanz der Tiefseequalle* den an Adipositas leidenden Niko die strukturelle Fremdheit einer mobbenden Klassengemeinschaft erfahren. Niko versucht, diese weder zu assimilieren noch zu beseitigen. Er hilft anderen Figuren – wie Bastian Balthasar Bux in Michael Endes *Unendlicher Geschichte*.¹⁵ Niko rettet Sera – deren Name in der arabischen Herkunftssprache der Figur ›Prinzessin‹ bedeutet, der jedoch aufgrund der Korrespondenz zwischen Phonen und Graphen keine strukturelle Fremdheit auslöst¹⁶ – auch vor dem radikalen Fremden der sexuellen Gewalt. Das radikale Fremde begegnet den Lesern in der Figur des zierlichen Little. Er hat AD(h)S. Die Unzugänglichkeit dieses Syndroms wird mit Topoi aus dem Bereich der desaströsen Naturphänomene beschrieben.¹⁷ Darauf folgen animalische Metaphern,¹⁸ Vergleiche mit einem Spielzeug¹⁹ und mit dem Verhalten von Drogensüchtigen seitens der überforderten Sera sowie mit dem Benehmen von Kleinkindern. Die zuletzt genannte Parallele zieht der verärgerte und eifersüchtige Niko.²⁰ Der hyperaktive Little bildet eine äußerliche Opposition zu dem unbeweglichen Niko. Dieser Kontrast wird in Nikos erlebter Rede expliziert: »wie ein chemisches Experiment mit unverträglichen Flüssigkeiten, ein unbeweglicher Trauerkloß und ein hyperaktiver Draufgänger. Erstaunlicherweise gab es keine Explosion«. ²¹ Die Überraschung des autodiegetischen Erzählers ist im ›discours‹ mittels des Modaladverbs ›erstaunlicherweise‹ markiert. Sie deutet auf die Möglichkeit eines Dialogs hin, der die aus der Andersartigkeit der Beteiligten potenziell resultierenden Konflikte berücksichtigt. Die im Werk physisch markierten Asymmetrien zwischen den Figuren können nicht beseitigt werden, dennoch ist gerade trotz dieser fehlenden Similarität eine Freundschaft möglich. Sie entsteht dank einer reflektierenden Annäherung an das Fremde und dank der Veränderung des Eigenen, die eindrucklich an der Figur Seras demonstriert wird.

Besonders facettenreich ist die Darstellung der Fremdheit in all ihren Ausprägungen in dem Kriminalthriller *Zartbittertod* von Elisabeth Herr-

15 Bastian gibt der kindlichen Kaiserin einen neuen Namen – eine Hilfsaktion, die in der sekundären Wirklichkeit keine Erfahrung des Fremden auslöst – und rettet dadurch sowohl die Regentin als auch ihr Land vor dem Untergang und somit vor der radikalen Fremdheit des Todes. Seine wunderbaren Erlebnisse in Phantasien entziehen sich jedoch der rationalen Erklärung und können als ein traumähnliches Phänomen der radikalen Fremdheit betrachtet werden.

16 Höfler: *Tiefseequalle*, S. 15.

17 Ebd., S. 18.

18 Ebd., S. 163.

19 Ebd., S. 137, 138.

20 Ebd., S. 159, 163.

21 Ebd., S. 87.

mann. Sie konfrontiert ihre Rezipienten mit historischen Kontroversen zwischen Deutschland und Namibia, mit Konsequenzen der europäischen Dominanz auf dem afrikanischen Kontinent sowie mit dem sozialpolitischen Wandel seit der Kolonialzeit. An den Figuren der aus Deutschland stammenden Emilia und der aus Namibia kommenden Emily wird eine gelingende Annäherung an die kulturelle Alterität gezeigt, der das Potenzial inhärent ist, Transfereffekte zu fördern.²²

Die angeführten Beispiele, deren Reihe sich fortsetzen ließe, veranschaulichen, dass das Fremde nicht ausschließlich kulturell zu denken ist, sondern dass es auch dem Eigenen inhärent ist, in diversen Erscheinungsformen auftritt und sich steigern lässt. Die Konfrontation mit dem Alteritätsparadigma affiziert und motiviert dadurch zur Reflexion über die scheinbare Homogenität des Eigenen. Es werden Strategien für den Umgang mit dem Fremden entworfen, der andere Möglichkeiten als Abwehr, Ignoranz, Stigmatisierung, Assimilation und einebnende Integration der Asymmetrien in die bestehenden Strukturen aufzeigt. Diese changieren zwischen der Akzeptanz des Fremden, selbst wenn es in seiner Radikalität die Verstehensdispositionen eines Individuums überschreitet, und der reflektierenden Annäherung an das Fremde durch die Veränderung des Eigenen. Im folgenden Kapitel werden diese Strategien anhand des Romans *Elektrische Fische* von Susan Kreller konkretisiert.

3. Verlorene Töchter und ihre Außenseiterschicksale: *Elektrische Fische* von Susan Kreller

Susan Kreller macht in ihrem psychologischen Adoleszenzroman *Elektrische Fische* die hermeneutische Differenz²³ zum Thema und problematisiert die restriktiven Normen und Ausschlusspraktiken des Fremden. René Kegelmann lenkt in seiner »nach interkulturellen Gesichtspunkten« ausgerichteten Analyse die Aufmerksamkeit der Rezipientinnen und Rezipienten auf den kulturkontrastiven Blick der Zentralfigur. Er stellt fest, dass diese »so etwas wie ein[en] dritte[n] Raum«²⁴ erreicht. Die Fokussierung auf die interkulturellen Divergenzen spielt für die Zielsetzung und Fragestellungen des vorliegenden Beitrags keine Rolle. Ferner wird eine Abgrenzung zum

22 Ebenso in: Kuzminykh: *Die zartbittere Geschichte*.

23 Leskovec: *Interkulturelle Literaturwissenschaft*, S. 90.

24 Kegelmann: *Susan Kreller*, S. 1.

Deutungsansatz von Inger Lison vorgenommen, die Krellers Erzählwerk der Flüchtlingsliteratur zuordnet.²⁵

Als Ausgangspunkt fungiert die Rückkehr der verloren geglaubten Tochter Sonja Keegan (geb. Reincke) aus Dublin nach Velgow nach zwanzigjähriger Abwesenheit in eine winzige Ortschaft, die topografisch in Mecklenburg-Vorpommern lokalisiert ist. Bereits durch die Wahl der Orte – eines realen, im implikativen Wissenshorizont verankerten, und eines fiktiven – wird die alltägliche innertextliche Fremdheit etabliert. Die wenigen Bewohner haben den stagnierenden Provinzialismus und destruktiven Ethnozentrismus verinnerlicht, bei dem die »Geste der Abschirmung«²⁶ und der Differenzierung in »gute und schlechte Ausländer«²⁷ überwiegt. Das stille, zerfallene Haus ist der Inbegriff der Fremdheit. Die einzige Figur, die die Grenzüberschreitung symbolisiert und die eine Annäherung an das Fremde wagt, ist der Hund Peppy, der »die Stille zerbellt« (S. 17).

Dem Raum ist somit eine Bedeutung inhärent, die unter Rückgriff auf Lotmans Konzept der Grenzüberschreitung²⁸ eruiert werden kann: Die räumliche Dimension des Umzugs wird in den inneren Dispositionen der Figuren und in ihren inneren Entwicklungsprozessen gespiegelt. Die Familie der alleinerziehenden Rückkehrerin besteht aus ihrem Sohn Dara (16) und ihren Töchtern Emma (13) und Aoife (8).

Der innere Monolog der autodiegetischen Erzählerin Emma konfrontiert die Leserschaft ›in medias res‹ mit der Fremdheit in ihrer trichotomischen Ausprägung, die urplötzlich über Emma gekommen ist. In der makrostrukturellen Einrichtung des psychologischen Adoleszenzromans lässt sich eine konzeptionelle Zweiteilung identifizieren. Die alltägliche und strukturelle Fremdheit im ersten Teil wird von der radikalen Fremdheit im zweiten Teil abgegrenzt. Ferner ist für die Faktur ein Erzählen aus der Perspektive der Ausgeschlossenen strukturbildend.

3.1. Manifestation des Fremden

3.1.1. Die alltägliche Fremdheit

Alltägliche Fremdheit zeigt sich bereits in der Namensgebung. Der Prozess der Namenswahl spiegelt einen Konflikt zwischen der deutschen und der iri-

25 Lison: *Kreller, Susan: Elektrische Fische*.

26 Waldenfels: *Topografie des Fremden*, S. 142.

27 Kreller: *Elektrische Fische*, S. 43. Weitere Angaben zu diesem Roman: einfache Seitenzahl im Fließtext.

28 Lotman: *Die Struktur literarischer Texte*, S. 110.

schen Tradition wider. Diesem ist darüber hinaus der Prädestinationsaspekt immanent: Es geht darum, dem kindlichen Wesen den elterlichen Willen aufzuzwingen, um dadurch onomasiologisch das spätere Leben des Kindes zu präformieren. Aoife und Dara bekommen das sehr deutlich zu spüren (S. 38). Die achtjährige Aoife erlebt das Hohngelächter ihrer Mitschüler. Die Klassengemeinschaft, die durch die neue Mitschülerin mit der strukturellen Fremdheit konfrontiert wird, reagiert darauf offensiv. Der fremdklingende Name wird in eine phonetische Äquivalenz zum Affen gesetzt. Das Mädchen reagiert auf diese moralische Disqualifizierung mit Schweigen. Diese Reaktion auf den gezielten Affront lässt sich durch die tradierte Tiefendimension der Symbolgestalt erklären. Die Fähigkeit des Affen zur Mimikry stellt die persönliche Identität des Menschen und seine inneren Werte in Frage.²⁹ Aoifes Intention besteht dagegen im Bewahren ihrer multilingualen und multikulturellen Identität. In ihrer Reaktion lässt sich eine Rekurrenz auf das alltagskulturelle Korrelat des Drei-Affen-Symbols erkennen: Nicht sehen, nicht hören, nicht sprechen. In dem schintoistisch-buddhistischen Kulturraum, dem dieses Symbol entlehnt ist, hat es einen apotropäischen Wert. Es fungiert als ein Symbol des Abwehrzaubers. Die Locken des Mädchens, als Allusion auf den unbesiegbaren Samson, deuten auf ihre Stärke und ihren Eigenwillen hin und können als impliziter Garant ihrer Intentionen gelesen werden.

Auch die deutschen Großeltern haben Schwierigkeiten, den originellen Namen korrekt auszusprechen. Sie ordnen zunächst das Fremde in die eigenen Wahrnehmungs- und Kognitionsmuster ein: »Eufe« (S. 9) ist ein phonetisches Äquivalent zu Eule, deren symbolischer Wert zwar ambivalent, aber in diesem Kontext eher in positiven Nuancen zu interpretieren ist. Aoifes Schweigen als Symbol der Weisheit und Gefühlsbeherrschung³⁰ sowie ihre »Selbststeigerung«,³¹ die die Großeltern im Fortgang der Narration erreichen, stützen diese Annahme. Für Aoife jedoch sind diese Umstände zu Beginn nicht transparent. Sie versucht geduldig, ihnen den Klang des Fremden beizubringen, stößt aber auf eine sie tief verletzende und entmutigende Ignoranz gegenüber diesen Erklärungsversuchen. Diese Erfahrung ist aus doppelter Perspektive interessant: Einerseits deutet sie kataphorisch auf die Zukunft der Figur in der neuen Wahlheimat hin, in der ihr Name für eine (anfängliche) Ausgrenzung und prinzipielle Grenzziehung sorgen wird. Andererseits demonstriert die abwehrende Reaktion der Klasse und

29 Butzer: *Lexikon literarischer Symbole*, S. 9.

30 Ebd., S. 389.

31 Waldenfels: *Topografie des Fremden*, S. 142.

die der deutschen Familie eine geringe Bereitschaft, sich mit dem Fremden auseinanderzusetzen. Das Fremde wird als eine Bedrohung des Heimatkultes, als »*horror alieni*«³² empfunden.³³

Die Fremdheit entsteht durch die Position, die das Mädchen im Umfeld seiner Mitschülerinnen und Mitschüler einnimmt. Die verfeimte Außenseiterin unternimmt nach ihrem Scheitern keine Versuche, die strukturelle Fremdheit zu überwinden, d.h. sich gegen ihre Ausgrenzung aus der als verbindlich geltenden, etablierten Ordnung der Diegese metaphorisch aufzulehnen. Aoife richtet sich nicht nach den Maßstäben der autochthonen Bevölkerung der narrativen Wirklichkeit, die sich um ihre assimilierende Integration bemüht. Durch ihr Schweigen sowie durch ihre distanzierte Autarkie und ihr eigenwilliges, jedoch nicht gewalttätiges Verhalten fordert sie diese heraus und macht dadurch ihre »Verweigerungshaltung«³⁴ evident. Die sukzessive Akzeptanz ihrer eigenen Alterität in der neuen Umwelt, ihrer multilingualen Identität und der Fremdheit von Velgow führt letztendlich zur einer »Identitätsbalance«,³⁵ die einen glücklichen Ausgang verheißt (S. 180). Als Kontrast zu Aoifes ablehnender Ignoranz gegenüber ihrer neuen schulischen Umgebung fungiert die, in der erlebten Rede formulierte und eine Annäherung an das Fremde signalisierende, Reaktion der multikulturell und -lingual sozialisierten Erzählerin Emma. Sie weist auf den inflationären Gebrauch des Namens Aoife in Irland sowie auf seine in Mythologie und Literatur (S. 9, 25) weitreichenden Wurzeln hin. Dadurch akzentuiert Emma die alltägliche Fremdheit, die leicht hätte beseitigt werden können. Sie legt das Fehlen eines kulturellen Gedächtnisses bei den anders enkulturalisierten Peinigern ihrer Schwester offen. Ihnen fehlen »frames« – jene kulturellen Elemente, die das kommunikative und kollektive Gedächtnis oder Wissensordnungen im Sinne von Gruppenidentität bilden und damit die Erinnerung des Subjekts organisieren.³⁶

Aoife demonstriert ihre Abwehrhaltung gegenüber der alltäglichen Fremdheit. Diese Haltung manifestiert sich in kleinsten Details der Alltagsästhetik, nämlich in Zeitangaben (S. 76), Teebeuteln mit Bändchen, dem harten Schwarzbrot, den winzigen Toastscheiben, der nicht so weißen Milch, der Pünktlichkeit des Busses, des fehlenden Usus, den Bus heranzuwinken und sich bei seinem Fahrer zu bedanken (S. 19), und sogar in den religiösen Vorstellungen von einem freundlicheren irischen Gott (S. 102) sowie der

32 Ebd., S. 44.

33 Kuzminykh: *Willkommen auf Deutsch*, S. 51–59.

34 Kristeva: *Fremde sind wir uns selbst*, S. 16.

35 Krappmann: *Dimensionen der Identität*, S. 79.

36 Assmann: *Das kulturelle Gedächtnis*, S. 35–45.

mysteriösen, laut der keltischen Mythologie und dem irischen Volksglauben den bevorstehenden Tod ankündigenden Geisterfrau Banshee (S. 38, 158, 183). Auch Dara muss sich mit der alltäglichen Fremdheit seiner neuen Umgebung auseinandersetzen. In seinem Fall spielen negative Stereotype und Vorstellungen des genetischen Determinismus eine Rolle (S. 37, 88–89, 102).

Emma muss mit der alltäglichen Fremdheit umzugehen lernen, auf die weder die kurzen Ferienaufenthalte noch der Besuch einer deutschen Schule vorbereiten konnten. Besonders deutlich tritt diese Art der Fremdheit im Umgang mit Behavioremen und Kulturemen³⁷ auf. Es fällt ihr schwer, am traditionellen deutschen Lehrer-Schüler-Gespräch teilzunehmen und mit einer klar artikulierten Ablehnung ihrer Hypothese umzugehen (S. 34). Auch das blinde Apologetentum ruft in der Figur des irischen Mädchens Befremden hervor. Wegen des fehlenden kulturellen Codes kann sie den Vortrag der Lehrperson in Bezug auf seine Ernsthaftigkeit oder seine Ironie nicht einschätzen (S. 34). Ein weiteres Mal erlebt Emma ein Behaviorem während des Besuchs bei Levin. Das Mädchen geht von den ihr bekannten Verhaltensmustern aus und erfährt dadurch Nachteile (S. 133). Die Eruption der radikalen Fremdheit durch Henrikes unvorhergesehene Beleidigungen, die die Sinngewandtheiten der versammelten Figuren überschreiten, verstärkt die alltägliche Fremdheit.

Eindrücklich für den Umgang mit dem Fremden und dem Eigenen ist die im unmittelbaren dramatischen Modus figural dargebotene Beschreibung der Landschaft. Die Rückkehrerin Sonja warnt ihre Kinder vor der Dominanz des Farbtones Grau in Velgow. Dies ruft eine Abwehrreaktion seitens des Großvaters hervor, der mit metaphorischen Neuschöpfungen – »Maisgrün, Weizengelb und Rapsgelb« (S. 31) – argumentiert. Die Gebundenheit der Figuren an ihre herkömmliche Kultur problematisiert implizit die Gebundenheit des Blickwinkels. Das Eigene, dem eine universelle Gültigkeit inhärent ist, wird favorisiert. Versucht man, das Fremde wiederum aus seinen eigenen Prämissen zu verstehen, dann erscheint es genauso gut wie das Eigene.³⁸ Diese Position nimmt Emma ein. In ihrer erlebten Rede polemisiert Emma mit den Mitteln der Ironie auf künstlerische Weise gegen die Mutter und dekonstruiert Sonjas Expertise bezüglich des Farbtones Grün: »denn in Dublin haben wir auch nicht gerade unter Schafen gelebt« (S. 31). Diese kurze Unterhaltung der drei Figuren wirkt wie ein Bekenntnis. Sie deutet in aller Sublimität auf die potenziellen Gründe für Sonjas Rückkehr hin und rehabilitiert sie als Figur. Sie forcierte die Rückkehr nicht

37 Heringer: *Interkulturelle Kommunikation*, S. 181–204.

38 Malinowski: *Argonauts of the Western Pacific*, S. 101.

aus egozentrischen Erwägungen. Das Motiv der Dystopie durchwirkt den Handlungshintergrund und streicht Sonjas Realitätssinn heraus. Die wahren Beweggründe werden Emma in einer auflösenden Analepse erklärt.

Man kann im Verhalten der Figuren dreiphasige Kulturschock-Modelle³⁹ mit leichteren Modifikationen erkennen. Sie überspringen die erste Phase der Euphorie und müssen von Anbeginn die Phase der Krise bewältigen.

3.1.2. Strukturelle Fremdheit: Konfrontation von Wirklichkeitsordnungen

Die strukturelle Fremdheit manifestiert sich auf den Ebenen des ›discours‹ und der ›histoire‹ als eine Konfrontation von diversen Wirklichkeitsordnungen und Realitätskonstrukten sowie soziokulturellen und biologischen Aspekten. Sie evoziert Unsicherheit im Umgang miteinander, kann jedoch durch eine reflektierende Annäherung an das Fremde überwunden werden. Das soll an einem Beispiel gezeigt werden:

Meine beiden Geschwister und ich sitzen auf der Rückbank, nach Alter geordnet [...]. Und nach Traurigkeit. Meine kleine Schwester Aoife links neben mir ist die traurigste von uns. Dara [...] sitzt neben mir, ist sechzehn und der Untraurigste von uns dreien. Er hat sich noch kein einziges Mal beschwert und ihm ist das alles hier egal. (S. 10)

Ich sehe meinen großen Bruder, der später als Einziger von uns nach Irland gehen wird, weil er in Wahrheit immer der Traurigste von uns gewesen ist und weil er dieses Leben hier die ganze Zeit gehasst hat. (S. 179)

Emmas Kommentare am Anfang und am Ende der Narration signalisieren eine eklatante Diskrepanz zwischen der Realität der narrativen Welt und Emmas Hypothesen in Bezug auf das Psychogramm ihrer Geschwister: Sie disqualifizieren das Mädchen als eine zuverlässige Erzählerin, indem sie Subjektivität in ihrer individuellen Wahrnehmung und Deutung indizieren. Der Wirklichkeitsentwurf der narrativen Instanz ist einerseits durch die elementare Emotion der Traurigkeit, andererseits durch solche negativen Gefühle wie Heimweh und die unstillbare Sehnsucht nach einer geliebten und vertrauten sozialen Umgebung sowie durch die Sorge um die kleine Schwester, die vom »*worst day*« (S. 9) singt, gekennzeichnet:

Wir sind erst seit drei Stunden in Deutschland, meine Mutter, meine Geschwister, ich, und schon jetzt ist alles falsch, die Landschaft und die fremden Häuser, der Januar und der stinkende Kokosduftbaum vorn am Spiegel und am meisten die Straßenseite, auf der wir fahren. Alle paar Meilen bin ich kurz davor, dem deutschen Großvater »Keep Left« zuzurufen, bis mir gerade noch rechtzeitig einfällt, dass ich nicht zu Hause bin. (S. 8)

Genau hier, genau jetzt weiß ich, dass ich so schnell wie möglich zurückkehren werde. Nach Hause. (S. 13)

39 Lysgaard: *Adjustment in a Foreign Society*, S. 45–58; Oberg: *Cultural Shock*, S. 177–182.

In diesem Entschluss ist Emma Keegan mit Dorothy Gale⁴⁰ vergleichbar und genau wie sie findet sie einen loyalen Freund, in dessen Augen sie die im Prolog erwähnten »*lights of home*« (S. 5) sieht. Die aus bedrückenden Gemütszuständen und aus Todesangst resultierende Einschätzung der alltäglichen und strukturellen Fremdheit, mit der die Figur Emmas konfrontiert wird, entspricht nicht der binnentextuellen Wirklichkeit.

Somit stellen sich grundsätzliche Fragen nach der objektiven Rekonstruierbarkeit der Wirklichkeit, nach der Konstruiertheit des Eigenen sowie nach der Subjektivität der Wahrnehmung, die stets durch die jeweiligen biologischen, kognitiven und kulturellen Bedingungen gesteuert wird.⁴¹ Diese Aspekte werden im Fortgang der Narration kontinuierlich durch das Motiv der adorierenden Erinnerung vertieft. Die verklärten Reminiszenzen aller Figuren verstärken die Brüchigkeit der eigenen Perspektive und relativieren den Eindruck individueller, sozialer und kultureller Homogenität. Grundsätzlich gilt der Akt der Erinnerung im Interkulturalitätsdiskurs als ein subjektiver Akt der Selektion von bestimmten Elementen aus einer »Dispositionsmasse«.⁴²

Durch die von Emma beschriebenen Authentizitätstopoi wird ein scharfer Kontrast zwischen der gegenwärtigen, primären Realität der inertextuellen Welt und der individuellen Konnotation des Wirklichkeitsentwurfs der Vergangenheit installiert. So werden die trübe, graue, kalte Irische See nahe des Dubliner Industriefahns mit einem Steinplattenufer und die glasklare, pittoreske Ostsee mit samtig weichem, weißem Pudersand in Opposition gesetzt (S. 47–49, 50, 163). Es fällt eine Divergenz zwischen der idyllisch-harmonisch scheinenden Vergangenheit der hoffnungsvollen Jugend und der sorgenvollen Gegenwart auf. Der Kontrast wird besonders scharf im unmittelbaren dramatischen Modus von der »heimgebliebenen« Henrike artikuliert, indem sie die idyllische Einfärbung der Vergangenheit unterlässt und auf die Perspektivlosigkeit und ihre unaufhebbaren Konstituenten eingeht (S. 134). Schließlich bedingten gerade diese Aspekte Sonjas Auswandern nach Irland und potenzierten ihren Wunsch nach Selbstbestimmung. Sonjas Enttäuschung nach ihrer zwanzigjährigen Abwesenheit liest sich als eine Referenz auf die Philosophie von Heraklit, die in seinem Diktum »panta rhei« ihre Pointierung findet.⁴³

40 Baum: *Wizard of Oz*.

41 Schmidt: *Der radikale Konstruktivismus*, S. 11–88.

42 Assmann: *Kulturwissenschaft*, S. 16.

43 Störig: *Philosophie*, S. 100.

Durch diese Gegenüberstellung wird die Objektivität der Wirklichkeitskonstruktion in der narrativen Welt in Frage gestellt und auch die Konstruiertheit der Erzählung bzw. strukturelle Fremdheit akzentuiert. Die Verwendung des in die Zukunft weisenden temporalen Adverbs ›später‹ in dem oben angeführten Zitat, eingebettet in einen Bericht im Präsens, markiert eine zukunfts gewisse Vorausdeutung. Der Rahmen zum Anfang der Geschichte schließt sich durch die Korrektur des Wahrgenommenen.

3.1.3. Strukturelle Fremdheit als ästhetische Qualität

Strukturelle Fremdheit manifestiert sich in der Poetizität der Sprache. Es finden sich Ausdrücke, deren Bedeutung nur vor dem Hintergrund einer bestimmten sprachkulturellen Tradition erschlossen werden kann – »Achterport, Trandbüddel« (S. 16), »Buddelbroder, Spiertkopp, Suupbüdel, Dumm Tüch« (S. 89). Hinzu kommen domänenspezifische Wörter wie »schizophrene Psychose, Kalter Hund« (S. 145), »Kartoffelrosen, Knabenkraut, Grasnelke« (S. 60) und Archaismen wie »Essensgeldturnschuhe« (S. 145). Darüber hinaus verbindet Emma zwei Sprachsysteme und kreiert neue Metonymien, indem sie sich das Kopfkissen als einen Kuss für den Kopf (aus dem Engl. ›kiss for the head‹, S. 154) vorstellt. Damit rekurriert sie auf ein ästhetisches Verfahren der Verfremdung auf der Ebene der Wortwahl, mit dem gewohnte Sinn Grenzen transzendiert werden. Emma folgt aufmerksam den Überlegungen ihrer irischen Deutschlehrerin, für die das Wort »Hei-mat ein Glücksfall ist« (S. 63), der in keiner weiteren Sprache existiert und nicht mit dem englischen ›home‹ deckungsgleich ist, sondern dem ein Bedeutungsüberschuss inhärent ist (S. 63–64, 74, 102). Allerdings distanziert sie sich von dem Begriff ›Hei-mat‹, und bleibt bei der englischen Variante, weil sie ihre Fremdheit, trotz gelungener Annäherungsversuche, nicht verleugnet. Darüber hinaus ist diese Entscheidung der Figur kompositorisch motiviert, indem eine Rekurrenz auf den Prolog vorgenommen wird. Sie tendiert zum naturalistischen Sprachbild, als sie über die Exaktheit der Semantik vom Verb ›niedergeschlagen sein‹ sinniert. In ihren avancierten Sprachreflexionen setzt sie sich mit der Arbitrarität und Konventionalität der sprachlichen Zeichen auseinander. Die dem neuen Kommunikationsmittel immanente strukturelle und alltägliche Fremdheit formuliert sie pointiert: Sie ist in einem Deutsch gelandet, indem sie sich immer wieder verläuft. Noch treffender formuliert sie ihre multilinguale Identität in der selbstbekennenden Reflexion: »Die englische Sprache bin ich. Deutsch spreche ich nur. Deutsch ist immer noch ein paar Meere von mir entfernt.« (S. 17) Die parataktischen Sätze, die typografische Hervorhebung und die originelle Metapher verstärken die Impression der struk-

turellen Fremdheit. Levins Perspektive auf die englisch sprechende Emma betont die strukturelle Fremdheit, die er empfindet – sie verwandelt sich in einen anderen Menschen (S. 80). Die Auseinandersetzung mit der Beziehung zwischen Sprache und Identität und deren Folgen für die eigene Identität entwickelt sich aus der Perspektive der Figur. Sie ist mit der Herausforderung konfrontiert, unvereinbare oder konkurrierende Teilidentitäten in ihre persönliche Identität zu integrieren und diese zu harmonisieren. Durch die Einbeziehung der Elemente der Situationskomik wird diese scharfe Dissonanz entschärft (S. 137f.). Emmas anfängliche Aversion, die in der Sprache durchscheint – »*Make it stop, please*« (S. 7) – erfährt eine Metamorphose in die wie folgt lautende Haltung: »endlich tauche ich unter« (S. 75). Damit ist allerdings, trotz der Parallelisierung auf propositionaler Ebene, nicht das Konzept der Submersion gemeint.

Strukturelle Fremdheit wird auch durch die Symbiose aus dem Englischen, Irischen und Deutschen konstruiert. Emma greift in der Introspektion auf die englische Sprache zurück, um die Authentizität ihrer Gedanken, Emotionen und Gefühle zu indizieren (S. 154). Englisch wird in den Songtiteln sowie in den Aufschriften der T-Shirts verwendet. Diese fungieren als signifikante Konstituente des Figurenprofils und bereiten entscheidende mentale Ereignisse vor. Mit Hilfe des Irischen werden Realia, wie beispielsweise ›*Ceiiúradh*‹ oder eine ironisierende Auflistung der Arten des Betrunkenseins (S. 37, 150) angezeigt, wodurch ein Hinweis auf ein Autostereotyp gegeben ist.

Ferner wird die strukturelle Fremdheit durch das Phänomen des Code-Switching/Code-Mixing⁴⁴ konstruiert. Dabei geht es den auf das »*cross-over*«⁴⁵ der Sprachen zurückgreifenden Figuren weniger um ihre fehlende Sprachkenntnis als vielmehr um die Treffsicherheit ihrer kommunikativen Absichten. Die Sprachen selbst werden nicht konnotiert. Es finden sich auch Elemente der sprachlichen Hybridität. Diese findet auch zur Veranschaulichung der aufkeimenden Zuneigung zwischen Emma und Levin Verwendung (S. 170, 180).

Im Englischunterricht erlebt Emma das Phänomen der Semilingualität. Das Gelächter, welches auf das Vorlesen folgt, gibt Emma die Möglichkeit, über die Fremdheitserfahrung der sozialen Ausgrenzung ihrer Mutter in Irland nachzudenken, und initiiert in ihr einen Wandel (S. 83). Die Verwendung der reinen englischen Aussprache, die als eine unzulässige Abweichung vom irischen Dialekt eingeschätzt wurde, entfaltet eine stigmatisierende

44 Oomen-Welke: »... *ich kann da nix!*«; Kreller: *Elektrische Fische*, S. 25.

45 Mecklenburg: *Das Mädchen aus der Fremde*, S. 115.

Wirkung für die Figur der zugewanderten Mutter. Sie wurde von einer nicht zu durchbrechenden dialektalen Mauer umgeben. In Emmas Fall plädiert die Lehrperson zwar für Toleranz und schließt die Wissenslücke der Lachenden. Mit ihrer gutgemeinten Rettungsaktion evoziert sie jedoch keine Akzeptanz für Emma, die eine Außenseiterin bleibt. Auch durch diese Positionierung wird die strukturelle Fremdheit akzentuiert.

Die strukturelle Fremdheit wird ebenfalls an Emmas Schwester Aoife demonstriert. Sie reagiert auf den Umzug nach Deutschland und auf die daraus resultierende Homogenisierung der von ihr beherrschten Sprachen mit Schweigen (S. 17). Dieses ist metaphorisch mit einem Sprachverlust gleichzusetzen. Die selbstaufgelegte Sprachlosigkeit bietet ihr einen Schutzraum und legitimiert ihre Isolation. Für diese Figur bedeutet der sozio-kulturelle Umbruch zugleich einen sprachkulturellen Umbruch und einen Angriff auf ihre Identität.⁴⁶ Aoifes Entscheidung stellt eine intertextuelle Kontrafraktur zu dem Werk von Emine Sevgi Özdamar dar, in dem es u.a. um eine gewaltsame Sprachhomogenisierung geht. Diese korreliert mit dem Verlust der Identität sowie kultureller und religiöser Traditionen.⁴⁷ Aoife wird allerdings eine Bewältigungsstrategie im Umgang mit der Fremdheit entwickeln und ein »Aoife-Deutsch mit irischen und englischen Abschnitten sprechen« (S. 180).

Strukturelle Fremdheit zeigt sich somit auch in dem Generationenkonflikt, der spiegelbildlich zwischen Aoife und ihrer Mutter Sonja (S. 9) sowie zwischen Sonja und ihren Eltern dargestellt wird. Sein Kennzeichen ist eine Sprach- bzw. Schweigebarriere.

3.2. Das Unverständliche und Unfassbare der radikalen Fremdheit

Emma, die sich in Deutschland fremd und unverstanden fühlt, fällt das radikale Fremde im Verhalten von Henrike (der Mutter von Emmas Freund Levin) auf. In dieser Radikalität lässt es sich nicht überwinden. Zu Beginn verbindet die beiden Figuren das Gefühl der Fremdheit. Henrike fühlt sich aufgrund der Erkrankung fremd und gibt Emma vor dem Hintergrund dieser Erfahrung das Gefühl, nicht allein zu sein und von ihr verstanden zu werden. Levins Mutter zeigt sich empathisch, da auch sie sich nach ihrer Heimat sehnt, der sie in ihrer durch die Erkrankung ausgelösten Wahnvorstellung beraubt worden ist (S. 62). Fasst man mit Andrea Leskovec Heimat als einen »Ort der Ganzheit, der Integration und des Aufgehobenseins und

46 Beller: *Eingebildete Nationalcharaktere*, S. 214.

47 Özdamar: *Karawanserei*, S. 69.

als Abwesenheit von Fremdheit⁴⁸ auf, wird die Ähnlichkeit der beiden weiblichen Figuren nachvollziehbar.

Die ersten Minuten der Begegnung zwischen Emma und Henrike sind für das fremde Mädchen beflügelnd, weil Emma sich zum ersten Mal seit ihrer Ankunft in Deutschland von einer Person, die zunehmend mit der alltäglichen und strukturellen Fremdheit konfrontiert wird, verstanden fühlt. Doch schon nach wenigen Augenblicken schlägt die friedliche Stimmung um. Beide Figuren – die Täterin Henrike und das Opfer Emma – sind dem eruptiven Aggressionsausbruch ohne nachvollziehbare Ziele ausgeliefert, der das gespaltene bzw. »durcheinandergeratene Ich« (S. 80) von Levins Mutter evident macht. Die apologetische Reaktion von Henrike auf den Schmerz, den sie Emma zufügt und vor dem die Jugendliche zurückschreckt, bleibt aus. Die Agnosie der sich dem Verstehen und dem Interpretieren entziehenden radikalen Fremdheit verweigert laut Julia Kristeva jegliche Höflichkeit.⁴⁹ Henrikes unbewusstes Handeln entzieht sich ihrer eigenen Sinnkonstruktion und bewirkt das Aussetzen des Denk-, Fassungs- und Erinnerungsvermögens. Sie besteht auf einem erneuten Besuch von Emma. An ihrer Figur wird das Fremde als eine Konstituente der eigenen Persönlichkeit gestaltet. Im Grenzphänomen öffnen sich Abgründe, die für die betroffene Person der innertextlichen Realität jenseits des Kontrollierbaren liegen. Diese Erfahrung des radikalen Fremden wird für Emma zum »pathischen Ereignis«.⁵⁰ Dies stört die Erfahrung und die Wahrnehmung Emmas, indem es das Mädchen betroffen macht. Diese Haltung provoziert eine Responsivität, die wiederum eine entscheidende Disposition für einen kreativen und produktiven Umgang mit der Fremdheit darstellt.⁵¹ Das Nichtverstehen formuliert sie in ihrem inneren Monolog (S. 174). Emma überwindet ihre Ängste vor der alltäglichen, strukturellen und radikalen Fremdheit in parallel entworfenen Handlungssträngen. Besonders die zuletzt genannte Ausprägung löst den Prozess der Selbstbetrachtung aus.

In dem analysierten Werk findet sich eine multiperspektivische Sichtweise auf den Suizidversuch der Mutter Levins, die an einer schizophrenen Psychose leidet. Durch die Multiperspektivität entsteht ein heterogenes und widersprüchliches Porträt der Figur und der innertextlichen Realität. Die Ichthyologin betrachtet den Suizid als den einzigen Weg, sich der eingebildeten Kontrolle zu entziehen und sich den elektrischen Fischen (S. 80f.)

48 Leskovec: *Einführung in die interkulturelle Literaturwissenschaft*, S. 130.

49 Kristeva: *Fremde sind wir uns selbst*, S. 16.

50 Waldenfels: *Topografie des Fremden*, S. 36.

51 Ebd.

zu widmen. Diese Fische und ihr Lebensraum, das Meer, fungieren als Reminiszenz an ihre frühere Tätigkeit als eine arrivierte Wissenschaftlerin und ermöglichen ihr eine mentale Flucht aus der depressiven Tristesse des Alltags. Fische als Meeresbewohner können jedoch unzulängliche Tiefe und undurchsichtige Dunkelheit symbolisieren⁵² und deuten somit wie das Wasser, in dem sie wohnen, auf das unfassbare Fremde, auf das Unbewusste in der Figur Henrikes hin. Die sprichwörtliche Stummheit der Fische deutet auf ihr Schweigen bzw. auf die Sprachlosigkeit hin und dient ebenfalls als Indikator der radikalen Fremdheit. Die fehlende Kommunikation unterminiert eine Annäherung der Familienmitglieder, so dass sie die suizidalen Gedanken ihrer Mutter und Frau nicht antizipieren können.

Das Ursprungselement Wasser ist eine poetologische Metapher für die Grenzenlosigkeit. Es evoziert bei der an Schizophrenie erkrankten Henrike eine Vision, die auf einer Entgrenzungstopie basiert. Levins Mutter wird von Personen der narrativen Welt verfolgt, deren Modus rein subjektiv ist und die demensprechend nicht in der primären Wirklichkeit der Diegese existieren.⁵³ Die Repressivität des politischen Systems verstärkt die aufgetretene Erkrankung und ihre Symptome: die zwanghaften und exzessiven Trugwahrnehmungen und Verfolgungsvorstellungen (S. 69). Die innere Welt der erkrankten Figur ist geprägt von Nervosität, Depressionen und Angst, die allesamt aus einer gravierenden Fehleinschätzung der Wirklichkeit resultieren. Henrikes Perspektivlosigkeit und besonders die ihrer Kinder Levin und Ole, die in vielzähligen Kommentaren expliziert wird, intensiviert ihr psychisches Leiden und radikalisiert ihre melancholische Todessehnsucht (S. 56). Dieses unbezwingbare Gefühl führt dazu, dass die Figur Henrikes die Flucht in die Einsamkeit und die damit korrelierende Freiheit des unbegrenzten Meeres sowie die imaginären Welten ihrer Visionen ergreift.

Ihr Suizidversuch ruft bei ihren Kindern Verlustängste hervor (S. 166, 180) und bei Levins Freundin Emma (der es trotz der Dunkelheit und der Kälte des ätzenden Salzwassers gelungen ist, die ertrinkende Henrike aus dem Meer zu retten) Wut auf die egozentrisch handelnde Frau (S. 169). In Emmas ablehnender Reaktion auf Henrikes Befreiungsversuch ist Folgendes aus doppelter Perspektive interessant: Einerseits ist sie ein Indiz der radikalen Fremdheit, die, wie die chiasmisch formulierte erlebte Rede indiziert (S. 174), an die Grenzen der Sinnkonstitution führt und diese transzendiert. Andererseits fungiert die vehemente Ablehnung durch die jugendliche Figur

52 Butzer: *Lexikon literarischer Symbole*, S. 122.

53 Jannidis: *Figur und Person*, S. 197.

als ein Versuch, der Ästhetisierung des Suizids als Freitod – dem Werther-Effekt – entgegenzuwirken.⁵⁴

Für Emma verwandelt sich das Meer während der desperaten Rettungsaktion: aus einem Refugium, einem tröstenden Freund wird ein unzugänglicher Fremder. Ihr drängen sich Angst- und Schreckensbilder auf, in denen das Meer zur Topografie des Unheimlichen wird (S. 165). Die Metapher – »das mutterlose Meer« (S. 163) – deutet auf eine Zäsur hin. Dieser Einschnitt initiiert den Wechsel des »Sehepunktes«.⁵⁵ Er wird im Text mittels Emmas ungewöhnlicher Perspektive aus dem Wasser heraus markiert (S. 75).

Emma zeigt Empathie für den benommenen 16-jährigen Ole, indem sie den Selbstmordversuch seiner psychisch kranken Mutter als Unfall maskiert und ihm eine Konfrontation mit dem radikalen Fremden vorenthält (S. 175). Die tiefe Dämmerung und die fröstelnde Kühle treten antithetisch dem milden, sonnendurchfluteten, für Emma hoffnungserfüllten Tag entgegen, wodurch die innere Welt der psychotisch Erkrankten illustriert wird. Die Chronobiologie indiziert auch die Emotionen von Emma, Levin und Ole.

Dunkelheit und Kälte als Marker der Fremdheit in ihren drei Erscheinungsvarianten sind Emmas Begleiter während der ganzen Narration. Die Abreise aus Irland und die Ankunft in Deutschland erfolgen in der Dunkelheit. Die verzweifelte, doch erfolgreiche Rettung der ertrinkenden Henrike wird auch in der Dunkelheit vollzogen. Auch Emmas Rückkehr zu ihrer Familie findet in der Dunkelheit statt, trotzdem stellt sie sich an das leuchtende Feuer, von dem Wärme und Hoffnung ausgehen (S. 181). Allusiv ruft diese Episode Dita Zipfels Werk in Erinnerung, in dem Lucie mit der radikalen Fremdheit des Todes, des Wahnsinns sowie der wundersamen Metamorphose des Verschwundenen in einen Phönix konfrontiert wird.⁵⁶ Kehrt man zurück zu Emma, so stellt man fest, wie die reduzierende Interpretation⁵⁷ zugunsten eines vertieften Verstehensvorgangs, der das Nichtverstehen miteinschließt, aufgegeben wird. Emma kann Levins Mutter wegen der Radikalität des Fremden, die die Figur kennzeichnet, nicht verstehen, aber sie lernt, ihre eigene Mutter zu verstehen und mit der alltäglichen und strukturellen Fremdheit umzugehen. Emmas Rückkehr ruft allusiv das Gleichnis vom verlorenen Sohn in Erinnerung. Doch waren ihre Flucht aus Velgow und ihre Heimkehr metaphorisch und initiierten eine mentale Entwicklung, die durch die Her-

54 Kuzminykh: *Emotionen der erkrankten Figuren*.

55 Mecklenburg: *Kulturelle und poetische Alterität*, S. 180f.

56 Zipfel: *Wie der Wahnsinn mir die Welt erklärte*, S. 178.

57 Ricœur: *Die lebendige Metapher*, S. 82–95.

ausforderung durch das Fremde zu einer Selbststeigerung führte. Dieser ist zu verdanken, dass Emma der Suizidentin Henrike und ihrer ganzen Familie eine Rückkehr ermöglicht. Emmas Prozess der Selbstveredlung ist mit dem Ende der Narration nicht abgeschlossen, wie sie pointiert zum Ausdruck bringt: »*Ich bin jetzt da, könnte ich rufen, aber ich sage es nicht, weil ich nicht weiß, ob es stimmt.*« (S. 181)

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

- Baum, L. Frank: *The Wonderful Wizard of Oz*. Chicago, New York: George M. Hill Company 1900.
- Velasco, Stefanie de: *Kein Teil der Welt*. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2020.
- Ende, Michael: *Die unendliche Geschichte*. Stuttgart: Thienemann 1979.
- Engelmann, Reiner: *Anschlag von rechts*. München: cbj 2017.
- Götz, Andreas: *Wir sind die Wahrheit*. Hamburg: Dressler 2020.
- Härtling, Peter: *Djadi, Flüchtlingsjunge. Roman für Kinder und Erwachsene*. Weinheim: Beltz & Gelberg 2016.
- Heinrich, Finn-Ole: *Machst du bitte mit, Henning*. In: ders.: *Gestern war auch schon ein Tag. Erzählungen*. Berlin: mairisch 2009, S. 29–38.
- Herrmann, Elisabeth: *Zartbittertod*. München: ctb 2020.
- Herwig, Johannes: *Bis die Sterne zittern*. Hildesheim: Gerstenberg 2017.
- Höfler, Stefanie: *Tanz der Tiefseequalle*. 8. Aufl. Weinheim: Beltz & Gelberg 2018.
- Höfler, Stefanie: *Der große schwarze Vogel*. 2. Aufl. Weinheim: Beltz & Gelberg 2019.
- Kreller, Susan: *Elektrische Fische*. Hamburg: Carlsen 2019.
- Linker, Christian: *Der Schuss*. Roman. München: dtv 2017.
- Özdamar, Emine Sevgi: *Das Leben ist eine Karawanserei hat zwei Türen, aus einer kam ich rein, aus der anderen ging ich raus*. 7. Aufl. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2008.
- Präkels, Manja: *Als ich mit Hitler Schnapskirschen aß*. Berlin: Verbrecher 2017.
- Schäuble, Martin: *Endland*. München: Hanser 2017.
- Schäuble, Martin: *Sein Reich*. Frankfurt/M.: Fischer KJB 2020.
- Schützsack, Lara: *Und auch so bitterkalt*. Frankfurt/M.: Fischer 2016.
- Weger, Nina: *Helden wie Opa und ich*. Hamburg: Oetinger 2012.
- Weger, Nina: *Als mein Bruder ein Wal wurde*. Hamburg: Oetinger 2019.
- Zipfel, Dita: *Wie der Wahnsinn mir die Welt erklärte*. 4. Aufl. München: Carl Hanser 2019.

Sekundärliteratur

- Assmann, Aleida: *Einführung in die Kulturwissenschaft. Grundbegriffe, Themen und Fragestellungen*. Berlin: Erich Schmidt 2006.
- Assmann, Jan: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. 5. Aufl. München: Beck 2005.
- Bachtin, Michail: *Literatur und Karneval*. Frankfurt/M.: Fischer 1985.
- Beller, Manfred: *Eingebildete Nationalcharaktere*. Göttingen: V&R 2006.

- Butzer, Gunter: *Metzler Lexikon literarischer Symbole*. 2. Aufl. Stuttgart: Metzler 2012.
- Jannidis, Fotis: *Figur und Person*. Berlin: De Gruyter 2004.
- Heringer, Hans-Jürgen: *Interkulturelle Kommunikation*. Tübingen: UTB 2017.
- Horn, András: *Das Komische im Spiegel der Literatur. Versuch einer systematischen Einführung*. Würzburg: Königshausen u. Neumann 1988.
- Kegelmann, René: *Interkulturelle Aspekte in Susan Krellers Roman »Elektrische Fische«*. <<https://kegelmannrene.com/vidcasts>> (Zugriff: 27.2.2021).
- Krappmann, Lothar: *Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen*. 7. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta 1988.
- Kristeva, Julia: *Fremde sind wir uns selbst*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1990.
- Kuzminykh, Ksenia: *Willkommen auf Deutsch*. »Praxis Deutsch« 253 (2015): *Dokumentarfilme*, S. 51–59.
- Kuzminykh, Ksenia: *Mechanismen der Bewusstseins- und der Gefühlsdarstellung in kinder- und jugendliterarischen Werken von Stefanie Höfler aus intertextueller Perspektive*. »Literatur im Unterricht« 22 (2021), S. 239–252.
- Kuzminykh, Ksenia: *Spitzbuben, Streber und Bösewichte: Elemente des Komischen in der russischen Kinder- und Jugendliteratur im 21. Jahrhundert*. In: *Junge Slavistik im Dialog X. Beiträge zur internationalen Slavistischen Konferenz*. Hg. Anna Weigl. Hamburg: Verlag Dr. Kovač 2021, S. 155–169.
- Kuzminykh, Ksenia: *Emotionen der erkrankten Figuren in der Kinder- und Jugendliteratur*. »Anafora« Sonderausgabe 8 (2021), S. 268–289.
- Kuzminykh, Ksenia: *Die zartbittere Geschichte. Kulturelle und historische Komponenten des Kriminalthrillers Zartbittertod von Elisabeth Herrmann*. In: *Interkulturalität und Kinder- und Jugendliteratur / Interkulturelles Lernen mit Kinder- und Jugendliteratur*. Hgg. Jana Mikota, Ines Heiser, Andy Sudermann (angenommen zur Publikation).
- Leskovec, Andrea: *Einführung in die interkulturelle Literaturwissenschaft*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2011.
- Lison, Inger: *Elektrische Fische*. »Wissenschaftliches Internetportal für Kinder- und Jugendmedien«, 26.3.2020. <<https://www.kinderundjugendmedien.de/unser-team/inger-lison?view=article&id=3904&catid=93>> (Zugriff: 27.2.2021).
- Lotman, Jurij: *Die Struktur literarischer Texte*. München: Fink 1972.
- Lysgaard, Sverre: *Adjustment in a Foreign Society: Norwegian Fulbright Grantees Visiting the United States*. »International Social Science Bulletin« 7 (1955), S. 45–58.
- Malinowski, Bronislaw: *Argonauts of the Western Pacific*. London: Routledge 1922.
- Mecklenburg, Norbert: *Das Mädchen aus der Fremde. Germanistik als interkulturelle Literaturwissenschaft*. München: Iudicium 2008.
- Nünning, Ansgar: »Intermisunderstanding«. *Prolegomena zu einer literaturdidaktischen Theorie des Fremdverstehens: Erzählerische Vermittlung, Perspektivenwechsel und Perspektivenübernahme*. In: *Wie ist Fremdverstehen lehr- und lernbar? Vorträge aus dem Graduiertenkolleg »Didaktik des Fremdverstehens«*. Hgg. L. Bredella, F.-J. Meißner, A. Nünning, D. Rösler. Tübingen: Narr 2000, S. 84–133.
- Oberg, Kalervo: *Cultural Shock: Adjustment to New Cultural Environments*. »Practical Anthropology: For the Christian Student of Anthropology« 7 (1960), S. 177–182.
- Oomen-Welke, Ingelore: »... ich kann da nix!« *Mehr zutrauen im Deutschunterricht*. Freiburg: Fillibach 1998.
- Schmidt, Siegfried J.: *Der radikale Konstruktivismus. Ein neues Paradigma im interdisziplinären Diskurs*. In: ders.: *Der Diskurs des radikalen Konstruktivismus*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1992, S. 11–88.
- Störig, Hans Joachim: *Kleine Weltgeschichte der Philosophie*. Frankfurt/M.: Fischer 1996.

- Ricoeur, Paul: *Die lebendige Metapher*. München: Fink 1986.
- Rösch, Heidi: *Jim Knopf ist nicht schwarz*. Baltmannsweiler: Schneider 2000.
- Waldenfels, Bernhard: *Topografie des Fremden*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997.
- Waldenfels, Bernhard: *Bruchlinien der Erfahrung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2002.
- Wintersteiner, Werner: *Transkulturelle literarische Bildung. Die »Poetik der Verschiedenheit« in der literaturdidaktischen Praxis*. Wien: Studien Verlag 2006.

Johann Georg Lughofer |

Univerza v Ljubljani, Filozofska fakulteta,
JohannGeorg.Lughofer@ff.uni-lj.si

Vor 1914

Die literarische und publizistische Vorwegnahme des Ersten Weltkriegs – bei Bertha von Suttner

Literarische Texte über den Ersten Weltkrieg standen vor der Herausforderung, aufgrund vieler technischer und strategischer Neuerungen über einen Krieg sprechen zu müssen, wie es ihn bisher niemals gegeben hatte.¹ Herfried Münkler konstatiert, dass dieser Krieg »eine intellektuelle wie künstlerische Auseinandersetzung mit Gewaltgebrauch und Waffeneinsatz hervorgebracht [hat] wie kein Krieg davor und danach – auch nicht der Zweite Weltkrieg.«² Immerhin gab es seit den napoleonischen Kriegen eine relativ lange andauernde Friedenszeit in Europa. Der Erste Weltkrieg bedeutete dann eine neue Dimension der technischen Auseinandersetzung, er wurde später als »Urkatastrophe« des 20. Jahrhunderts,³ als Startschuss in das »Zeitalter der Extreme«, »der Katastrophen« und »der totalen Kriege«⁴

Die mittlerweile zahlreichen Studien zu literarischen Vorwegnahmen des Weltkriegs und zu publizistischen Auseinandersetzungen mit dem modernen technisierten Massenkrieg vor 1914 haben insgesamt ein großes Manko: Die bekannte Pazifistin und erste Friedensnobelpreisträgerin Bertha von Suttner wird nicht oder kaum erwähnt, obwohl sie in ihrem Erfolgsroman *Die Waffen nieder!* sowie in anderen publizistischen Texten auf inhaltlicher, kompositorischer und sprachlicher Ebene Schreibweisen und literarische Strategien vorbereitet hat, mit denen die Erfahrungen aus dem Ersten Weltkrieg bewältigt werden konnten. All dem wird in diesem Beitrag im Detail nachgegangen.

1 Der vorliegende Aufsatz ist entstanden im Rahmen des Forschungsprojekts »Mountaineering Literature: Slovenia and Beyond« (J6-1808) und des Forschungsprogramms »Intercultural Literary Studies« (P6-0265), die von der Slowenischen Forschungsagentur finanziert werden.

2 Münkler: *Ein neuer Blick auf den Ersten Weltkrieg*.

3 Z.B. Mommsen: *Die Urkatastrophe Deutschlands*.

4 Hobsbawm: *The Age of Extremes*.

bzw. als »Krieg der Ingenieure« oder »der Chemiker«⁵ begriffen. Ganze vier Jahre ohne Pause tobte der Krieg in Europas Ebenen und Gebirgen; eine ganze Generation wurde dabei – physisch oder psychisch – zerrieben. Mit Träumen von Heldentaten mögen viele ›ins Feld‹ gezogen sein; dann mussten sie in Gräben ausharren – ohne viel vom Gegner zu sehen, dafür umso mehr nervenaufreibenderweise zu hören. Maschinengewehre, Panzer, Jagdflugzeuge und U-Boote stellten soldatischen Mut in den Schatten. Nicht nur die Soldaten, sondern die gesamte Gesellschaft litt unter diesem Krieg. Dafür brauchte die Literatur selbstverständlich innovative Techniken und Ansätze. Vergessen wird dabei oft, dass Intellektuelle wie Künstler auf eine beträchtliche Zahl an Vorarbeiten zurückgreifen konnten, die diesen Krieg der Zukunft in vielen Aspekten vorwegnahmen.

Die meist gelesene Besprechung solcher vorhersagenden Texte findet sich in der Einführung zum Standardwerk *Der falsche Krieg. Der Erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert* des berühmten britischen Historikers Niall Ferguson.⁶ Er betont, dass gleich nach der Jahrhundertwende sehr oft vom Weltkrieg geschrieben wurde. Immerhin waren die ersten Jahre des 20. Jahrhunderts reich an kriegerischen Auseinandersetzungen: 1904/05 unterlag das Zarenreich überraschend im Russisch-Japanischen Krieg, 1904 bedeuteten die Hererokriege der Deutschen den ersten Genozid des Jahrhunderts; 1911 hatte die zweite Marokkokrise insbesondere in Deutschland einen großen Nachhall; im Balkankrieg 1912/13 verlor das Osmanische Reich den Großteil seiner europäischen Gebiete. Ferguson konzentriert sich auf die britischen Kriegsvisionen: Nicht selten standen sich bei den literarischen und journalistischen Prognosen wirklich die zwei damals führenden Industriestaaten Europas, die dominierende Seemacht Großbritannien und die selbstbewusste Kontinentalmacht Deutschland, gegenüber. In England häuften sich Romane, die sich um die Machenschaften deutscher Spione drehten. Eine Aggression Deutschlands auf die Insel wurde dort verschiedentlich imaginiert: Albert Charles Curtis' *A New Trafalgar* (1902) war einer der ersten Romane, der von einer Blitzattacke der deutschen Marine gegen Großbritannien handelt, wobei ein neuartiges Schlachtschiff die Entscheidung zugunsten Großbritanniens herbeiführt. Deutsche Angriffe blieben als Romanstoff auf der Insel populär: In der wohl berühmtesten Darstellung einer deutschen Invasion, dem Bestseller *The Invasion of 1910* von William Le Queux, der zuerst 1906 als Fortsetzungsroman in der *Daily Mail* erschien und somit eine beträchtliche Leserschaft erreichte, wird ein

5 Vgl. z.B. Mills/Mills: *The Invention of the War Machine*.

6 Ferguson: *Der falsche Krieg*.

Angriff auf England durch ein kleines deutsches Heer dargestellt, bei dem zeitweilig halb London besetzt wird. Längerfristiger Erfolg wurde den deutschen Aggressoren in Alec John Dawsons *The Message* (1907) zugeschrieben, weil Tausende deutsche Einwanderer als Spione an der Vorbereitung des Überfalls mitgewirkt hatten. In die gleiche Kerbe schlug Edward Philipps Oppenheims *A Maker of History* (1905). *Weekly News* ließ in diesem Sinne vor dem Abdruck von *Spies of the Kaiser* (1909) gleich Anzeigen erscheinen, in denen sie den Lesern zehn Pfund für Informationen über ausländische Spione in Großbritannien bot.⁷ Ähnliche – die innereuropäischen Vertrauensbildung untergrabende und nicht selten antisemitisch gefärbte – Vorwegnahmen des Krieges gab es in zahllosen Variationen; so viele, dass der Ausdruck Spionagefieber angebracht scheint. Selbst Szenarien der Besatzung wurden durchgedacht: In Ernest Oldmeadows Roman *North Sea Bubble* (1906) oder in *When William Came: A Story of London Under the Hohenzollerns* (1913) von Saki, eigentlich Hector Hugh Munro, einem der wenigen literarisch ernster zu nehmenden Erfolgsautoren dieser Zeit, findet sich Großbritannien ins Reich eingegliedert. Diese Literatur wusste weniger von der kommenden Kriegsrealität, stattdessen unterstützte sie Rüstungspläne und konterkarierte alle pazifistischen Ideen.

Natürlich wurden auch in anderen Ländern Visionen zukünftiger Kriege publiziert, allzuoft im ähnlichen militärraffinen Stil. In Deutschland wird in Karl Eisenharts *Die Abrechnung mit England* (1910) weiterer Kolonialgewinn nach einem Sieg aufgrund einer Geheimwaffe, einem Schlachtschiff mit Elektromotor, imaginiert. Erfolgreiche deutsche Invasionen auf die Insel finden wir in *Der Weltkrieg. Deutsche Träume* (1904) von August Niemann oder in *100 Jahre deutsche Zukunft* (1913) von Max Heinrichka. Dazu veröffentlichte der preußische Kavalleriegeneral Friedrich von Bernhardt das Sachbuch *Deutschland und der nächste Krieg* (1912), worin er einem Recht und einer Pflicht zum Krieg das Wort redete. Das Werk wurde zwar im ersten Jahr sechs Mal aufgelegt, doch nur in wenigen Tausend Exemplaren; dafür wurde es bald nach Erscheinen ins Englische und Französische übersetzt, wobei es bis 1914 in England neun Auflagen erfuhr. Dass diese Literatur das gegenseitige Mißtrauen beförderte, ist offensichtlich.

Nicht alle deutschen Autoren zeigten ein so großes Selbstvertrauen. Auch erwarteten nicht alle Propheten eines bevorstehenden Krieges, dass dieser zwischen den zukünftigen realen Kriegsgegnern ausbrechen würde. Es ging ebensowenig nur um Spione und Geheimwaffen: Scharfsichtigere AutorInnen verstanden, dass ein großer Krieg eine schreckliche Katastrophe

7 Vgl. ebd., S. 43.

bedeuten würde. H. G. Wells' *War in the Air* (1908) hinterlässt statt Zivilisation Ruinen, unbestattete Tote und Überlebende in tödlicher Apathie. Norman Angells *The Great Illusion* (1910) zeichnet ebenso katastrophale Konsequenzen eines zukünftigen Krieges. Auch in Deutschland sagte der Herausgeber der *Leipziger Neuesten Nachrichten* Ferdinand H. Grauthoff in seinem Werk *Der Zusammenbruch der alten Welt* (1906) unter dem Pseudonym Seestern voraus, dass eine recht unbedeutende koloniale Streitfrage zwischen Deutschland und Großbritannien zum Zusammenbruch, gar zur Auslöschung der bekannten Zivilisation führen könne. Wie wenige andere Bücher – beispielsweise *Die Offensiv-Invasion gegen England* von Karl Bleibtreu (1907) – endet der Roman mit recht modern klingenden Plädoyers zur europäischen Einheit. Wilhelm Lamszus warnte ebenso in seinem *Das Menschenschlachthaus. Bilder vom kommenden Krieg* (1913) vor dem Möglichen und konzentriert sich auf die Opfer. Der Ich-Erzähler wird dem alles vernichtenden Massen- und Maschinenkrieg durch Selbstmord entgehen. Nicht nur kurz vor dem Ersten Weltkrieg erschienen solche konkreten, realistischen Warnungen.

Bereits im 19. Jahrhundert zeichneten Persönlichkeiten wie Friedrich Engels oder auch der deutsche Generalstabschef a.D. Helmuth von Moltke in einer Reichstragsrede helllichtig das Bild eines katastrophalen Volkskrieges in neuartiger Aufrüstung, der nicht mehr in einigen lokal begrenzten Schlachten sein Ende finden könne und den Zusammenbruch der alten Staaten und Systeme zur Folge haben würde.

Als die detaillierteste unter diesen Vorhersagen über einen zukünftigen Krieg gilt das populärwissenschaftliche Werk *Die ökonomischen Erschütterungen und materiellen Verluste des Zukunftskrieges* (Band 4 des sechsbändigen Werkes *Der Krieg*, 1899) von Johann von Bloch, eigentlich Bankier, Industrieller und Eisenbahnkönig in Polen und Russland. Im genannten Werk zeigt er, dass die Entwicklung der Militärtechnik mit Akribie geplante Schlachten und damit schnelle Siege eines Angreifers ausschließe. Soldaten im offenen Feld würden »einfach fallen und sterben, ohne überhaupt irgend etwas zu sehen oder zu hören«. Aus diesem Grunde werde »der nächste Krieg ein gewaltiger Grabenkrieg sein«. Weiters errechnete Bloch, dass aufgrund des Wachstum der europäischen Armeen ein Krieg schnell zehn Millionen Mann betreffen, die Kämpfe sich über eine enorme Front hinziehen und lange dauern würden. Die ökonomischen Folgen, die »Erschütterung der gesamten Industrie und die Abtrennung von allen Versorgungsquellen« sind für Bloch das vorherrschende und entscheidende Element: Der zukünftige Krieg bedeute nicht »Kampf, sondern Hunger, nicht das Dahinschlachten von Menschen, sondern den Bankrott von Staaten und die Auflösung der

gesamten gesellschaftlichen Organisation«.⁸ Wenn Bloch auch mit seiner optimistischen Schlussfolgerung, ein solcher Weltkrieg sei nicht machbar, unrecht hatte, wurden seine Rechnungen insbesondere aufgrund ihrer Wissenschaftlichkeit an vielen Stellen ernst genommen.

Dies traf allerdings gerade auf die bekannteste Warnerin vor dem Krieg – Bertha von Suttner – nicht zu. Ihr wurden stattdessen immer wieder Naivität, Weltfremdheit und Sentimentalität vorgeworfen. Mehrere Studien konnten zwar mittlerweile die meisten dieser Vorurteile überzeugend entkräften.⁹ Trotzdem findet die Arbeit der Nobelpreisträgerin oftmals nicht einmal im Zusammenhang von Prophezeiungen des Weltkriegs Erwähnung. So erläutert der Bestseller von Niall Ferguson manche der hier erwähnten Beispiele, doch Suttner wird dabei nicht einmal gestreift. Andere Standardwerke zum Ersten Weltkrieg berühren die Frage von früheren Vorhersagen und literarischen Auseinandersetzungen mit dem modernen technisierten Massenkrieg kaum bis gar nicht. Münkler erklärt zwar in seinem zentralen Werk zum Ersten Weltkrieg diesen zum »erste[n] Krieg, in dem die Intellektuellen, und zwar auf beiden Seiten, eine politisch einflussreiche Rolle gespielt haben«,¹⁰ geht aber nicht wirklich auf die Vordenker ein. Suttner selbst wird nur einmal beiläufig als Gegnerin des Aufbaus von Luftwaffen erwähnt.¹¹ Rauchensteiner spricht zwar in seinem Bezug zur Habsburgermonarchie von Suttner, aber nicht von ihren literarischen Werken oder Studien.¹² Christopher Clark interessierte diese Perspektive per se nicht, da er doch das schlafwandlerische Wandeln in den Krieg unterstreichen will, wobei Warnungen und prophetische Visionen nicht ins Bild passen.¹³ Selbst in Lucian Hölschers Standardwerk zum Wandel der Zukunftsvorstellungen und -konzepte¹⁴ findet Suttner keine Erwähnung, obwohl gerade ihr Werk *Maschinenzeitalter* (1888), eine Vorlesungsreihe aus einer aufgeklärt-friedlichen Zukunft, eine interessante Utopie entwirft.

Noch verwunderlicher ist es, dass sogar in Studien zu rein literarischen Vorwegnahmen des Weltkriegs Suttner nicht aufgenommen wurde. In Walter Falks *Der kollektive Traum vom Krieg*¹⁵ werden einzelne Texte von Fontane, Holz, Hauptmann, Mann, Hofmannsthal, George, Rilke, Wede-

8 Zit. nach ebd., S. 42.

9 Vgl. z.B. Biedermann: *Erzählen als Kriegskunst* oder Wintersteiner: *Mittel im Getümmel*.

10 Münkler: *Der Große Krieg*, S. 17.

11 Ebd., S. 528.

12 Rauchensteiner: *Der Erste Weltkrieg und das Ende der Habsburgermonarchie 1914–1918*.

13 Clark: *The Sleepwalkers*.

14 Hölscher: *Die Entdeckung der Zukunft*.

15 Falk: *Der kollektive Traum vom Krieg*.

kind, Musil, Heym, Stadler oder Lasker-Schüler diesbezüglich analysiert, doch kein einziger der großen realistischen Warnerin. Obwohl sich Thomas F. Schneider später in seiner ähnlich angelegten Studie kurz auf Suttner bezieht, zeigt sich dabei, dass er weder das Gesamtwerk noch die Biographie der Autorin kennt, wenn er ausführt:

Pazifistische Texte wie Bertha von Suttners *Die Waffen nieder!* (1889) beruhten auf diesem ›alten‹ Kriegsbild und auf Suttners eigenen Erfahrungen in den deutschen Einigungskriegen der 1860er und beinhalteten keine ›modernen‹ Aspekte eines industrialisierten Krieges. Von Suttners Pazifismus und der der deutschen Friedensbewegung war ein grundlegender Pazifismus gegen jeglichen Krieg. Sie antizipierte nicht einen zukünftigen Krieg, der schrecklicher oder strukturell anders sein würde, als jene, die sie selbst erlebt hatte.¹⁶

Offensichtlich unterscheidet Schneider nicht einmal zwischen der gräflichen Ich-Erzählerin Martha Althaus und der Autorin, wenn er von selbst erlebten Kriegen spricht. Wenn auch dieser Roman neuere Kriegstechnologie des 20. Jahrhunderts nur anspricht – er verhandelt ja die historischen Kriege des 19. Jahrhunderts –, bespricht Suttner diese umso mehr in anderen Texten. Der Roman nimmt aber durchaus, wie dieser Beitrag zeigen wird, viel von modernen Perspektiven auf einen umfassenden und totalen Krieg vorweg.

Der beeindruckende, von Klaus Amann und Hubert Lengauer herausgegebene literaturwissenschaftliche Sammelband *Österreich und der Große Krieg 1914–1918* setzt sich trotz des Untertitels »Die andere Seite der Geschichte« im Kapitel »Vorkrieg« nur mit der literarischen und ideologischen Aufrüstung auseinander, pazifistische Literatur findet keinen Platz.¹⁷ Ebenso wird in Bernd Hüppaufs Beitrag zum Thema »Kriegsliteratur« in der *Enzyklopädie Erster Weltkrieg* nur wenig Literatur vor 1914 angesprochen – nur allgemein erwähnt, dass die Literatur seit der Jahrhundertwende den Krieg erträumt hätte. Dabei sei insbesondere in der deutschen Literatur ein kommender Krieg gefürchtet und herbeigesehnt worden. Genannt wird dazu aber nur der Expressionismus der Vorkriegsjahre, der einen Gewaltausbruch aus der verachteten Zivilisation herbeiphantasiert hat.¹⁸ Auch andere Studien zum Thema konzentrieren sich auf die kurze Zeitspanne unmittelbar vor dem Krieg – beispielweise zeigt Matthias Schöning die Stilisierung des Krieges als Anlass zur inneren und moralischen Erneuerung in der expressionistischen Kriegsliteratur bei Georg Heym, Alfred Walter Heymel, Ernst Stadler, Robert Müller und Alfred Lichtenstein auf.¹⁹ Selbst in der *Kulturgeschichte des Ersten Weltkriegs* nimmt Ernst Piper in Punkto

16 Schneider: *Pazifistische Kriegsutopien*, S. 18.

17 Amann/Lengauer (Hgg.): *Österreich und der Große Krieg 1914–1918*.

18 Hüppauf: *Kriegsliteratur*, S. 182f.

19 Schöning: *Gewaltkur*.

Literatur vor 1914 nur auf Trakl, Bernhardi und Lamszus Bezug;²⁰ Suttners Werk findet überhaupt keine Erwähnung. In dem von Germanisten herausgegebenen *Kulturwissenschaftlichen Handbuch Erster Weltkrieg* wird zwar »Das unruhige Zeitalter« (Abschnitt II des Handbuchs) vor dem Sommer 1914 ausführlich besprochen, doch Suttner findet nur marginale Erwähnung hinsichtlich ihrer Hoffnung, dass der Welthandel den Weltfrieden bis hin zum Weltstaat bedeuten würde.²¹ Lars Koch thematisiert zwar detailreich »[d]iskursive und psychohistorische Ermöglichungszusammenhänge der Literatur zum Ersten Weltkrieg«, meint aber damit allgemein vor allem die Diskurse zur Sinnstiftung des Krieges im Kontext der Verlusterfahrungen der Moderne und zu dessen nationalpädagogischen Notwendigkeit sowie die Kriegsmetaphorik im Aufbruchswillen der nicht nur expressionistischen Avantgarde. In Sachen »[p]azifistische Gegenstimmen« tut er dann *Die Waffen nieder!* – im Gegensatz zur hellsichtigen Zukunftsprognose Friedrich Engels – einfach als ein thematisch in zurückliegende Kriege verlegtes pazifistisches Plädoyer ab.²²

Bertha von Suttner ist bekannt als Friedensaktivistin und Nobelpreisträgerin. Der Ausgangspunkt für diese Karriere war ihr erfolgreicher, heute zumeist ungelesener Roman *Die Waffen nieder!* (1889), in dem sich die österreichische Gräfin Martha Althaus als Erzählerin an ihre Geschichte während der Kriege der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erinnert, welche ihr zwei Ehemänner und mehrere Familienmitglieder genommen hatten, und an ihren Kampf für den Frieden.

Das Buch erreichte zur Zeit, als sie 1905 als erste Frau den Friedensnobelpreis erhielt, bereits die 37. Auflage, darunter eine leicht erschwingliche Volksausgabe. Darüber hinaus wurde der Roman im Zentralorgan der deutschen Sozialdemokratie »Vorwärts« abgedruckt. Der damalige Bestseller wurde in fast alle europäische Sprachen übersetzt und schon 1913 verfilmt – ein einzigartiger Erfolg in der deutschsprachigen Literatur der Zeit. Wirkungsmächtig war Suttners Werk in ganz Europa und Amerika. Doch als Österreicherin hatte sie eine besondere Bedeutung für den mitteleuropäischen Raum. Sie konnte auch im Österreich-Ungarn des Sprachenstreits die mentalen Grenzen mit ihrer pazifistischen Einstellung und ihrem Engagement oftmals überwinden. Nicht nur die Gründung des Wiener Friedensvereins verantwortete sie, sie war auch Geburtshelferin der

20 Piper: *Nacht über Europa*, S. 14ff., S. 40f.

21 Werber: *Geopolitik*, S. 14f.

22 Koch: *Der Erste Weltkrieg als kulturelle Katharsis und literarisches Ereignis*, S. 116.

pazifistischen Vereinigung in Budapest und half zudem zentral bei der Bekanntmachung der Friedensidee an anderen Orten der Donaumonarchie. Ihre Bedeutung war dabei kaum zu überschätzen, der führende Militärgeschichtler Österreichs Manfred Rauchensteiner nennt die österreichische Friedensbewegung unter ihrer Führung eine »recht einflussreiche Schar« und berichtet für die Zeit vor 1914: »Massenbeitritte ganzer Organisationen wie von Lehrervereinigungen und kirchlichen Vereinen ließen die Mitgliederzahl der österreichischen Friedensbewegung stark ansteigen.«²³

In ihren letzten Lebenswochen arbeitete sie noch an der für September 1914 geplanten großen Wiener Friedenskonferenz. Dieser 21. Weltfriedenskongress, der später auch in Musils *Der Mann ohne Eigenschaften* (1930) Erwähnung finden sollte, war damals schon jahrelang vorbereitet worden. Als Präsident hatte Suttner immerhin den k.u.k. Außenminister Leopold Graf Berchtold gewonnen, auch Angehörige des Hauses Habsburg und prominente Vertreter von Wissenschaft und Politik wie Ministerpräsident Karl Graf Stürkgh und Finanzminister Leon Ritter von Bilinska gaben ihre Namen für den Ehrenschatz des Kongresses. Sämtliche Räume des Reichsratsgebäudes wurden unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Immerhin konnte Alfred Hermann Fried in seiner Kampagne anführen, dass der Vielvölkerstaat Österreich-Ungarn ein Modell für die zukünftige Zusammenarbeit europäischer Länder sein könnte. Dass der Sommer 1914 der Kongressplanung einen im wahrsten Sinne des Wortes gewaltigen Strich durch die Rechnung gemacht hat, ist bekannt. Am 21. Juni erlag Suttner ihrer Krebserkrankung. Genau eine Woche später fielen die Schüsse in Sarajevo, deren Konsequenzen mitzerleben Suttner erspart wurde.

Was ist das Besondere ihres Werks hinsichtlich der Vorwegnahme des Weltkriegs? Sie schuf auf mehreren Ebenen Grundlagen und Bezugspunkte, auf welche die Kriegs- bzw. Antikriegsliteratur, die sich nach 1918 ohne Zensur daranmachte, das selbst und medial Erlebte literarisch aufzuarbeiten, zurückgreifen konnte. Auf inhaltlicher, kompositorischer und sprachlicher Ebene hat sie Schreibweisen und literarische Strategien vorbereitet, mit denen die Erfahrungen aus dem Ersten Weltkrieg bewältigt werden sollten, was bis heute nur marginal im Nachwort von Sigrid und Helmut Bock zu ihrer vorbildlichen Ausgabe des zentralen Romans Suttners angemerkt wurde.²⁴ Den Weltkrieg sah sie stets vor sich – nicht nur in *Die Waffen nieder!* reflektiert

23 Rauchensteiner: *Der Erste Weltkrieg und das Ende der Habsburgermonarchie 1914 – 1918*, S. 23. Der Antimilitarismus war politisch 1914 allerdings in ganz Europa im Aufstieg begriffen. Vgl. Ferguson: *Der falsche Krieg*, S. 388.

24 Bock/Bock: *Nachwort*, S. 434.

die Erzählerin Martha Althaus, ob der »über unseren Häuptern schwebende europäische Riesenkrieg«²⁵ tatsächlich ausbrechen werde. Ihr Lebenswerk war dem Engagement gegen diesen Weltkrieg gewidmet, was der gut gewählte Titel für ihre umfangreichste Sammlung prägnant zusammenfasst: *Der Kampf um die Vermeidung des Weltkriegs* vereint Hunderte ihrer *Randglossen zur Zeitgeschichte*, die sie zwischen 1892 und 1914 für die Zeitschriften »Die Waffen nieder« bzw. für das Nachfolgeorgan »Die Friedenswarte« verfasst hat. Der Titel dieses Doppelbands stammt übrigens nicht von der Autorin selbst, sondern vom Herausgeber, ihrem Mitstreiter und Nachlassverwalter Alfred Hermann Fried. Das ausschließlich aus bereits publizierten Texten bestehende Werk wurde nach seinem Erscheinen in einem Schweizer Verlag 1917 in Österreich-Ungarn und Deutschland verboten. Im Krieg schienen die Gedanken der verstorbenen Pazifistin zu brisant.

Die Österreicherin erkannte klar das Gefahrenpotential der Balkankriege.²⁶ 1908 schreibt sie: »[...] der Weltkrieg wird kommen, und ein kleiner Zwischenfall in den Balkanländern wird ihn entfesseln.«²⁷ Nach der Annahme des österreichischen Ultimatums und dem serbischen Abzug aus Albanien 1913 warnt sie, dass Russland sich in solch einem Fall an die Seite Serbiens stelle und es bei keinem lokalen Krieg bliebe. Im April 1914 stellt sie klar: »Auf dem Balkan ist das Morden und Mordbrennen noch lange nicht zu Ende.«²⁸

Doch Suttner bewies nicht nur geopolitische Weitsicht. In literarischer Sicht nahm sie inhaltlich viele entscheidende Aspekte vorweg: Im Gegensatz zu vielen anderen wusste sie um die Bedeutung technischer Innovationen für den Krieg. Niall Ferguson stellt fest, dass nur wenige VorkriegsautorInnen mit einem gewissen Grad von Genauigkeit vorhergesagt hätten, wie ein zukünftiger Krieg aussehen würde, während 90 Prozent der literarischen Darstellungen eines zukünftigen Krieges die zu erwartenden technischen Voraussetzungen ignoriert hätten.²⁹ Das kann man Suttner sicher nicht vorwerfen; in ihren Texten setzt sie sich mit der neuen Kriegstechnologie und deren Bedeutung für die Soldaten und den Krieg auseinander. Sie beschäftigte sich mit den Bombenflugzeugen, Tanks und Maschinengewehren. Die ›Schnellfeuergeschütze‹ bekamen ihre Aufmerksamkeit während des

25 Suttner: *Die Waffen nieder!*, S. 390.

26 Ihre Perspektiven waren dabei übrigens keineswegs unproblematisch: In der Zeitschrift »Friedenswarte« unterschied sie zwischen Kulturnationen und rückständigen Völkern – und die Balkanvölker, aber auch die Russen wurden der letzten Gruppe zugerechnet.

27 Suttner: *Der Kampf um die Vermeidung des Weltkriegs*, Bd. 2, S. 131.

28 Ebd., S. 565.

29 Vgl. Ferguson: *Der falsche Krieg*, S. 48.

Burenkriegs, der Faschoda-Krise oder des Kampfes um die Mandschurei. Bereits 1911 nach dem italienisch-türkischen Libyenkrieg wusste Suttner um die Tragweite der damals neu eingesetzten Luftwaffe und analysierte die neue Kriegsführung in *Die Barbarisierung der Luft* (1912) trefflich. Übrigens geht sie in ihren Prognosen weit über den Ersten Weltkrieg hinaus, wenn sie beispielsweise an unbemannte Boote und Flugzeuge denkt und auf die Gefahr von biologischen Waffen eingeht.³⁰

Wenn auch in den zuvor erwähnten Studien ignoriert, wird ebenso in *Die Waffen nieder!* »der über unsern Häuptern schwebende europäische Riesenkrieg«³¹ klar angesprochen – einschließlich seiner verheerenden Wirkung, die mit den beschriebenen Kriegen des 19. Jahrhunderts nichts mehr gemein haben würde: »Bei der Furchtbarkeit der gegenwärtig erreichten Waffentechnik, bei der Massenhaftigkeit der Streitkräfte wird der nächste Krieg wahrhaft kein ›ernster‹, sondern ein – es gibt kein Wort dafür –, ein Riesenjammer-Fall sein...«³² Bereits ein Jahr zuvor zeigte Suttner ihre klare Sicht auf die weiterentwickelte Kriegstechnik in der Essaysammlung *Das Maschinenzeitalter* (1888):

Die Wucht des so bereitwillig gezogenen Schwertes wurde aber – immer gewaltiger und gewaltiger. Denn es verkörperte sich nicht mehr in einer mit mehr oder minder Geschick geschwungenen Klinge, sondern in unabsehbaren Zügen feuerspeiender Maschinen, in auf immer größere Entfernung geschleuderten totgefüllten Bomben, die dort, wo sie einfielen, immer weitere Vernichtungskreise zogen. Durch die Lüfte, in stets höheren Bogen, unter dem Wasser, mit stets wachsender Sprengkraft flogen die Granaten, schwammen die Torpedos; mit zunehmender Leichtigkeit und Schnelligkeit stürzten die Brücken in den Abgrund, flogen die Schiffe in die Luft, fielen die Mauern dröhnend zu Schutt; in immer riesigeren Haufen thürmten sich die Leichen; immer dicker qualmten die pest- und cholerabraubenden Dünste; immer gellender klang der Schmerzensschrei der in Wundenqual sich windenden Männer [...] Es drohte noch fürchterlicher zu kommen. Mit den sich stets mehrenden Erfindungen, mit der Entdeckung immer mächtigerer Sprengstoffe, mit der schließlichen Bewältigung der Elektrizität zu strategischen Zwecken wurden die Kriege zu derart vernichtenden Katastrophen, daß sie sich zu den Feldzügen früherer Zeiten etwa so verhielten, wie der Telegraph zur Fußpost.³³

Sie weiß »von dem 500 Schuß in der Minute feuernden Geschütz« und stellt Vermutungen an von »noch ungenannten Sprengstoffpillen, die, aus Wolkenhöhe herunterregnend, in ein paar Sekunden eine Stadt zertrümmern würden«,³⁴ von »[...] todbringenden Bomben[, die] in Meilenweite durch den Raum [sauen]; noch lange, ehe die beiden Gegner einander se-

30 Vgl. z.B. Suttner: *Kampf um Vermeidung*, S. 458.

31 Suttner: *Die Waffen nieder!*, S. 390.

32 Ebd., S. 400.

33 Suttner: *Das Maschinenzeitalter*, S. 190.

34 Ebd., S. 310.

hen können, bedeckt die Vorhut schon das Feld«. ³⁵ Nicht die Heere werden geschlagen – »es sind ja die Völker, die ganzen Völker selber«. ³⁶

Jedes Dorf eine Brandstätte, jede Stadt ein Trümmerhaufen, jedes Feld ein Leichenfeld und noch immer tobt der Kampf: unter den Meereswellen schießen die Torpedoboote, um mächtige Dampfer in den Grund zu ziehen; in die Wolken steigen bewaffnete und bemannte Luftschiffe einer zweiten äronautischen Truppe entgegen [...] ... ³⁷

Im Roman ist zwar tatsächlich auch von silberfunkelnden Teichen und von mildem Mondlicht, das laue Sommernächte durchflutet, ³⁸ zu lesen. Diesen Stil der »Gartenlaube« ließ Suttner in vielen ihrer belletristischen Werke nie hinter sich, wollte sie doch – nicht nur aus kommerziellen Gründen – eine breite Leserschaft erreichen. Doch diesen Stil verwendet sie oft geschickt als Kontrastfolie – und reichert ihn außerdem nicht nur mit Fachbegriffen wie »Internationale Schiedsgerichtbarkeit« und »Völkersolidaritätsprinzip« ³⁹ an, sondern auch mit im Kontext recht stimmigen Wortschöpfungen, z.B. Komposita wie Schlachtfeldhyäne oder »Salonturteltauben-Manöver«. ⁴⁰ Sie attackiert nicht nur den Krieg und seine Legitimation, sondern die gesamte Verfassung der Gesellschaft, die darauf beruht.

Geschickt dekonstruiert sie auf verschiedene Weisen den kriegerischen Heroismus und die dahinter stehenden Männlichkeitsbilder, wie z.B. mit dem Motiv der Entmannung von Soldaten im Gefecht. Die Erzählerin schockiert ihre Tante, indem sie vor den Mädchen der Familie den Widerspruch benennt, wenn Soldaten, »die im Namen des Mannesmuts, der Mannszucht und der Mannesehre in den Krieg getrieben, von dort zurückkehren müssen, ihrer Mannheit auf ewig beraubt«, ⁴¹ und geht weiter auf diese Fragestellung ein. Ernst Toller verarbeitete gute dreißig Jahre später genau dieses Motiv in seinem *Hinkemann* (1923) und sollte dafür gefeiert werden, das Defizit des dramatischen Helden sowie den männlichen Körper als Kriegsmaschine und dessen Entwertung exemplarisch dargestellt zu haben.

Auf der thematischen und sprachlichen Ebene leistete Suttner in Sachen Kriegsrepräsentation damit Pionierarbeit. Ohne Kompromisse werden die Verletzungen und Verstümmelungen ausgemalt. Martha Althaus schildert einen Verwundetentransport in Wien: »Vor meine Füße auf dem Platze, wo ich auf einer Kiste saß, legten sie einen hin, der unausgesetzt ein gur-

35 Ebd., S. 311.

36 Ebd., S. 312.

37 Ebd.

38 Suttner: *Die Waffen nieder!*, S. 287.

39 Z.B. Suttner: *Kampf um die Vermeidung*, Bd. 2, 459.

40 Suttner: *Die Waffen nieder!*, S. 287.

41 Ebd., S. 267.

gelndes Röcheln ausstieß. [...] Das war kein menschliches Angesicht mehr – der Unterkiefer weggeschossen, ein Auge herausquellend... dazu ein erstickender Qualm von Blut- und Unratgeruch.«⁴² In dieser Schilderung von verwundeten Menschen klingt schon weniger poetischer Realismus, eher der Naturalismus an, der keine Scheu vor der Beschreibung des Ekeleregenden mehr zeigt. Auch vom Besuch der Schlachtfelder berichtet die Protagonistin eindringlich und dekonstruiert gnadenlos den Topos vom schönen Soldatentod – mit Bildern, die sogar dem Expressionismus nahekommen:

Der Verwesungsgeruch, der von diesen toten Körpern aufstieg, war es, der mich aus dem Schlaf gerissen hatte. Als wir vorbeifuhren, hob sich ein dichter Schwarm von Raben und Krähen kreischend von dem Leichenhaufen empor, flatterte eine Zeitlang – wie schwarzes Gewölk gegen den hellen Himmelshintergrund – und ließ sich dann wieder zum Schmause nieder...⁴³

Ähnlich die Briefe ihres Gatten aus dem Krieg, kühle Zeilen, die fast in dieser Form z.B. bei Ernst Jünger stehen könnten:

Der Mann sitzt noch im Sattel, aber ein Granatsplitter hat ihm den Unterleib auf- und alle Eingeweiden herausgerissen. Sein Oberkörper hält mit dem Unterkörper nur noch durch das Rückgrat zusammen – von den Rippen zu den Schenkeln ein einziges, großes, blutiges Loch. Eine kleine Strecke weiter fällt er herab, bleibt mit dem Fuß im Bügel hängen, und das forttrappende Pferd schleift ihn auf dem steinigen Boden nach.⁴⁴

Von hier ist es auch nicht mehr weit zu den Furore machenden Schilderungen in Erich Maria Remarques *Im Westen nichts Neues* (1928), der immerhin als der deutsche Antikriegsroman schlechthin angesehen wird und unmittelbar in 26, bis heute in über 50 Sprachen übersetzt wurde, ja als Klassiker der Weltliteratur anerkannt wird. Es sind nicht nur allgemein bestialische Beschreibungen – nein, es gibt sogar Analogien im Detail, z.B. in einer der beeindruckendsten Episoden in Remarques Sensationserfolg:

Das Schreien dauert an. Es sind keine Menschen, sie können nicht so furchtbar schreien. / Kat sagt: »Verwundete Pferde.« / Ich habe noch nie Pferde schreien gehört und kann es kaum glauben. Es ist der Jammer der Welt, es ist die gemarterte Kreatur, ein wilder, grauenvoller Schmerz, der da stöhnt. Wir werden bleich. Detering richtet sich auf. »Schinder, Schinder! Schießt sie doch ab!«⁴⁵

Dazu findet sich eine vorhergehende Entsprechung in Suttners Bestseller: »Nur *eine* Äußerung gibt es dafür: den Schmerzenschrei. Und es hat geschrien, jenes arme Roß, als es endlich zusammensank – einen Schrei,

42 Ebd., S. 232.

43 Ebd., S. 251.

44 Ebd., S. 224.

45 Remarque: *Im Westen nichts Neues*, S. 66.

so langgedehnt und klagend, daß er mir noch im Ohre gellt [...].«⁴⁶ Oder bei den eingehenden Schilderungen des Regimentsarztes über das Szenario nach der Schlacht: »Und die toten und halbtoten Pferde – solche, die auf den Füßen, welche ihnen geblieben sind, sich aufrichten, um wieder hinzusinken, wieder sich aufstellen und wieder hinfallen, bis sie die Köpfe heben, um ihren schmerzbeladenen Sterberuf hinauszuschreien...«⁴⁷

Suttners Leichen schmausende Raben, unerträglicher Totengestank, an den offenen Wunden saugende Mücken und Würmer, die sich darin reproduzieren und einfressen, oder die Verwundeten, die »unter Toten und Halbtoten, teilweise seit Tagen in ihrem eigenen Kot lagen«,⁴⁸ sind nicht nur ein früher Ausdruck einer nach Authentizität strebender Frontliteratur, sie nehmen auch naturalistische und expressionistische Schreibweisen der Kriegs- und Nachkriegszeit vorweg.

In das Erzählgeschehen werden dazu vielfach Zeitungsausschnitte, Abhandlungen, Briefe und andere Dokumente montiert. *Die Waffen nieder!* kann auch in diesem Sinne als Hybridroman bezeichnet werden. Mira Miladinović Zalaznik führt dazu aus:

Die Autorin bedient sich beim Erzählen teilweise der romantischen Technik der *progressiven* Universalpoesie, indem sie ihren Roman als Biographie und Fiktion, als Tagebuch und Pressebericht, als Schilderung und Reflexion, aber auch Kritik gestaltet. Auch die Büchnersche Montagetechnik geht an ihr nicht spurlos vorüber, baut sie doch in ihrem Roman nicht nur fiktive Seiten eines fiktiven Tagebuchs ein, sondern ihre höchst eigenen Ideen, Erlebnisse, Erfahrungen, Dokumente.⁴⁹

Auf fiktive treffen reale Figuren. Die Gespräche beruhen auf faktischen Diskursen der Zeit. Die personale Erzählhaltung, vermeintliche Autobiographie und die halbfiktionale Herangehensweise findet sich in einer großen Zahl späterer literarischer Bearbeitungen des Ersten Weltkriegs. Suttners Verbindung von subjektiver und objektiver Authentizität, ihre Episodenstruktur und die Übergänge zu dokumentarischen Darstellungen scheinen Programm geworden zu sein. Ludwig Renn montiert in seinen autobiographisch geprägten Frontroman *Krieg* (1928) Heeresberichte, Kriegsgeschichtsschreibung und Offiziersmemoiren; Edlef Köppen in *Heeresbericht* (1930) historische Dokumente, Zeitungsartikel, Musterungsbescheide, technische Beschreibungen und offizielle Stellungnahmen in den Erzählgang. Auch der in Suttners Roman wichtige Kontrast von Kriegsgräueltat und privatem Glück bzw. Familienleben bleibt eine der bedeutendsten Kniffe der

46 Suttner: *Die Waffen nieder!*, S. 224.

47 Ebd., S. 238.

48 Ebd., S. 256.

49 Miladinović Zalaznik: »...*Ich hab's gewagt* [...] *Ich hab's gesagt!*«, S. 164f.

Kriegsdarstellung. Die Unmöglichkeit des objektiven Überblicks in einem modernen Krieg nimmt Suttners Roman vorweg. Ihre Erzählerin meint lakonisch: »Alle Seiten der Frage beleuchten? Gewiß nicht!«⁵⁰

Selbst ihr großer Kritiker Karl Kraus weist manche Parallelen zu Suttners Arbeit auf. Natürlich würde er im Grab rotieren, wenn er dies läse – der selbsternannte »Frauenverehrer«⁵¹ griff die Friedensaktivistin verschiedentlich – auf seine, also auf sehr rohe Weise – an, sei es mit der eine Glosse einleitenden, harmlos anmutenden, doch stigmatisierenden Apostrophierung »Ja, die Suttner!«, sei es mit dem oft zitierten Diktum über Suttner: »[...] die seit Jahren Europa rebellisch macht, in dem sie sich mit allen Mächten auf Friedensfuß stellt.«⁵² Dass er versicherte, ihren Roman nicht gelesen zu haben, kann übrigens weniger als ablehnendes Zeugnis angeführt werden: Kraus hat prinzipiell keine Romane gelesen, dazu ließ ihm die aufwändige, alltägliche Lektüre der Journale zu wenig Zeit. Trotzdem verwendete er den bekannten Buchtitel – u. a. mit einem nicht gerade unsexistischen »Hoch der Rock, die Waffen nieder!«⁵³

Ebendieser Karl Kraus bedient sich einer Montagetechnik, wenn er sein Monsterdrama *Die letzten Tage der Menschheit* (1918/1919 und 1922) zu über einem Drittel aus Pressemeldungen, Leitartikeln und Verordnungen zusammenbaut. »Die unwahrscheinlichsten Taten, die hier gemeldet werden, sind wirklich geschehen; ich habe gemalt, was sie nur taten. Die unwahrscheinlichsten Gespräche, die hier geführt werden, sind gesprochen worden; die grellsten Erfindungen sind wörtliche Zitate.«⁵⁴ Gerade diese Gespräche und Zitate in der einem »Marstheater« zugeordneten Tragödie erinnern in ihren lächerlichen Argumentationen der Kriegsbefürworter und Nachläufer durchaus an die Dialoge, die Suttner in ihre Texte eingearbeitet hat.

Auch die für Kraus so typische Sprachkritik, die Kritik an der Medialisierung und Propaganda sowie die Entlarvung der hohlen Phrase spielen bereits in Suttners Arbeit eine zentrale Rolle. Nicht unähnlich wie später beispielsweise auch Brecht in seinen *Flüchtlingsgesprächen* (1940) durchdenkt sie das sonst für Naturkatastrophen verwendete Verb ›ausbrechen‹ in Bezug auf den Krieg: »Der Krieg ›ist ausgebrochen‹. Man vergißt, daß es zwei Haufen Menschen sind, die miteinander raufen gehen und faßt

50 Suttner: *Die Waffen nieder!*, S. 440.

51 Kraus: *Schriften*, Bd. 8, S. 51.

52 Kraus: *Friedensfreund*, S. 25.

53 Kraus: *Genealogie der Moral*, S. 41.

54 Kraus: *Die letzten Tage der Menschheit*, S. 5.

das Ereignis so auf, als wäre es ein erhabenes, waltendes Drittes, dessen ›Ausbruch‹ die beiden Haufen zum Raufen zwingt.«⁵⁵ Suttner geht schon früh gegen den »elende[n] Phrasenschwall« vor⁵⁶ – z.B. wenn sie 1913 eine Glosse mit den Worten beginnt: »Der Friede – was man so Friede nennt – ist in Bukarest unterzeichnet worden und hat dem Beuteverteilungskrieg zwischen den Balkanverbündeten ein Ende gemacht – was man so ein Ende nennt.«⁵⁷ Sie übersetzt Phrasen gar »[i]ns Pazifistische«.⁵⁸

So kann insgesamt und ohne Zweifel festgestellt werden, dass Suttner nicht nur – wie der oftmalige Anwurf – eine naive Sentimentalitätenbeschreiberin war, sondern mit ihren Texten in vielfacher Hinsicht bedeutende Vorarbeit zur literarischen Bewältigung des Ersten Weltkriegs geleistet hat. Eine Übersicht der Vorwegnahmen des Ersten Weltkriegs sollte keinesfalls ohne sie auskommen. Auseinandersetzungen mit dem Thema sowie Neuauflagen der erwähnten Standardwerke sollten dies berücksichtigen.

Literaturverzeichnis

- Amann, Klaus; Lengauer, Hubert (Hgg.): *Österreich und der Große Krieg 1914–1918. Die andere Seite der Geschichte*. Wien: Christian Brandstätter 1989.
- Biedermann, Edelgard: *Erzählen als Kriegskunst. Die Waffen nieder! von Bertha von Suttner. Studien zu Umfeld und Erzählstruktur des Textes*. Stockholm: Almqvist & Wiksell International 1995.
- Bock, Sigrid; Bock, Helmut: *Nachwort*. In: Bertha von Suttner: *Die Waffen nieder! Eine Lebensgeschichte*. 2. Aufl. Husum: Verlag der Nation 2006.
- Clark, Christopher: *The Sleepwalkers. How Europe Went to War in 1914*. London: Penguin 2013.
- Falk, Walter: *Der kollektive Traum vom Krieg. Epochale Strukturen der deutschen Literatur zwischen »Naturalismus« und »Expressionismus«*. Heidelberg: Universitätsverlag Carl Winter 1977.
- Ferguson, Niall: *Der falsche Krieg. Der Erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert*. München: dtv 2001.
- Hobsbawm, Eric: *The Age of Extremes. The Short Twentieth Century 1914–1991*. London: Vintage 1996.
- Hölscher, Lucian: *Die Entdeckung der Zukunft*. Frankfurt/M.: Fischer 1999.
- Hüppauf, Bernd: *Kriegsliteratur*. In: *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*. Hgg. Gerhard Hirschfeld, Gerd Krumeich, Irena Renz. Paderborn u.a.: Ferdinand Schöningh 2003, S. 177–191.

55 Suttner: *Die Waffen nieder!*, S. 24.

56 Suttner: *Kampf um die Vermeidung*, Bd. 2, S. 495.

57 Ebd., S. 510.

58 Ebd., S. 546.

- Koch, Lars: *Der Erste Weltkrieg als kulturelle Katharsis und literarisches Ereignis*. In: *Erster Weltkrieg. Kulturwissenschaftliches Handbuch*. Hgg. Lars Koch, Stefan Kaufmann, Niels Werber. Stuttgart, Weimar: Metzler 2014, S. 97–141.
- Kraus, Karl: *Die letzten Tage der Menschheit*. Berlin: Volk und Welt 1978.
- Kraus, Karl: *Friedensfreund*. »Die Fackel« 202, 30. April 1906, S. 25.
- Kraus, Karl: *Genealogie der Moral*. »Die Fackel« 436, 2. August 1916, S. 41.
- Kraus, Karl: *Schriften*. Bd. 8. Hg. Christian Wagenknecht. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1986.
- Miladinović Zalaznik, Mira: »...*Ich hab's gewagt [...] Ich hab's gesagt!*« *Bertha von Suttners Die Waffen nieder!* In: *Im Prisma: Bertha von Suttner »Die Waffen nieder!«* Hg. Johann Georg Lughofer. Wien, St. Wolfgang: Edition Art Science 2010, S. 157–167.
- Mills, M. Anthony; Mills, Mark P.: *The Invention of the War Machine*. »The New Atlantis« 42 (Spring 2014), S. 3–23.
- Mommsen, Wolfgang J.: *Die Urkatastrophe Deutschlands. Der Erste Weltkrieg 1914–1918*. Stuttgart: Klett-Cotta 2002 (=Handbuch der deutschen Geschichte 17).
- Münkler, Herfried: *Der Große Krieg. Die Welt 1914 bis 1918*. Berlin: Rowohlt 2013.
- Münkler, Herfried: *Ein neuer Blick auf den Ersten Weltkrieg*. »Der Standard«, 28./29. Juni 2014.
- Piper, Ernst: *Nacht über Europa. Kulturgeschichte des Ersten Weltkriegs*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung 2014.
- Rauchensteiner, Manfred: *Der Erste Weltkrieg und das Ende der Habsburgermonarchie 1914–1918*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2013.
- Remarque, Erich Maria: *Im Westen nichts Neues*. Berlin: Propyläen 1929.
- Schneider, Thomas F.: *Pazifistische Kriegsutopien in der deutschen Literatur vor und nach dem Ersten Weltkrieg*. In: *Utopie, Anti-Utopie und Science-Fiction im deutschsprachigen Roman des 20. Jahrhunderts*. Hg. Hans Esselborn. Würzburg: Königshausen & Neumann 2003, S. 12–28.
- Schöning, Matthias: *Gewaltkur. Expressionistische Kriegslyrik der Vorkriegszeit*. »Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte« 4/104 (2010), S. 413–433.
- Suttner, Bertha von: *Der Kampf um die Vermeidung des Weltkriegs. Ranglossen aus zwei Jahrzehnten zu den Zeitereignissen vor der Katastrophe (1892–1900 und 1907–1914)*. Hg. Alfred H. Fried. Bd. 2. Zürich: Orell Füssli 1917.
- Suttner, Bertha von: *Das Maschinenzeitalter. Zukunftsvorlesungen über unsere Zeit*. 3. Aufl. Dresden, Leipzig: E. Pierson 1899.
- Suttner, Bertha von: *Die Waffen nieder! Eine Lebensgeschichte*. 2. Ausfl. Husum: Verlag der Nation 2006.
- Werber, Nils: *Geopolitik: Vom ›Platz an der Sonne‹ zum ›Volk ohne Raum‹*. In: *Erster Weltkrieg. Kulturwissenschaftliches Handbuch*. Hgg. Lars Koch, Stefan Kaufmann, Niels Werber. Stuttgart, Weimar: Metzler 2014, S. 5–50.
- Wintersteiner, Werner: *Mitten im Getümmel. Poetischer und politischer Pazifismus im Werk der Bertha von Suttner*. In: *Literarischer Pazifismus und pazifistische Literatur. Bertha von Suttner zum 100. Todestag*. Hgg. Stéphane Pesnel, Johann Georg Lughofer. Würzburg: Königshausen & Neumann 2016, S. 27–43.

Marina Čamber | Pädagogische Hochschule Niederösterreich, marina.camber@ph-noe.ac.at

Wolfgang U. Dressler | Universität Wien, wolfgang.dressler@univie.ac.at

Simultan-bilingualer Pluralerwerb von Deutsch und Kroatisch

1. Einleitung

Der Spracherwerb simultan-bilingualer Kinder ist im Allgemeinen noch unzureichend erforscht, besonders bezüglich der Möglichkeiten gegenseitiger und nicht nur einseitiger Beeinflussungen. Zwar gibt es bereits Studien zu Bereichen wie Wortschatz, Syntax und Pragmatik, die auf Parallelentwicklungen hindeuten,¹ dennoch ist Forschungsbedarf gegeben, vor allem in Hinblick auf unterschiedliche Sprachenpaare simultan-bilingual aufwachsender Kinder.

Dieser Beitrag befasst sich mit dem Vergleich des Erstspracherwerbs des deutschen und kroatischen nominalen Plurals durch vier simultan-bilinguale Kindergartenkinder in Wien, die zuhause auf Kroatisch und im Kindergarten auf Deutsch aufgenommen und getestet wurden. Die Daten wurden im Rahmen der Doktorarbeit der

Der vorliegende Beitrag befasst sich mit dem Pluralerwerb von simultan-bilingualen Kindern, die in Wien mit Deutsch und Kroatisch aufwachsen und im Alter von 3 und 4 Jahren an je vier Erhebungszeitpunkten (im Abstand von 3 – 12 – 3 – 12 Monaten) zuhause und im Kindergarten auf ihre Pluralentwicklung mittels eines Mixed-Methods-Ansatzes untersucht wurden. Dabei kamen formale Pluraltests, Spontansprachenaufnahmen sowie eine semi-spontane Bildgeschichte zum Einsatz. Die Ergebnisse werden mit monolingualen und sukzessiv-bilingualen Daten in Relation gesetzt. Die Daten deuten darauf hin, dass eine gegenseitige Beeinflussung der beiden Sprachen bei der Pluralproduktion stattfindet.

1 Vgl. Caselli et al.: *A comparison*; Davidson et al.: »I Readed the Book Last Week«; Hoff et al.: *What Explains the Correlation*; Marchmann et al.: *The Language-Specific Nature of Grammatical Development*.

Erstautorin erhoben.² Unterschiedliche Methoden der Datensammlung kamen hierbei zum Einsatz, da ein multiperspektivischer Ansatz ergiebiger als die meisten Arbeiten zum Spracherwerb ist (s. unten, Forschungsfragen 1 und 2) und dadurch neue Einblicke in Kontaktphänomene erlaubt. Simultan-bilingualer Spracherwerb ist ein durch seinen Kontext ›natürlicherer‹ Spracherwerb als formaler Fremdsprachenunterricht (selbst bei ausgedehnten Sprachbadprogrammen), aber nicht als der hier zum Vergleich hinzugezogene monolinguale, und sukzessiv-bilinguale Pluralerwerb.

Dieser Beitrag umreißt im Folgekapitel noch kurz den theoretischen Rahmen, in dem diese Forschung eingebettet ist und befasst sich außerdem detaillierter mit dem deutschen Pluralsystem im Kontrast zum kroatischen. In Kapitel 3 wird auf die entsprechenden Forschungsfragen und Hypothesen sowie die angewendete Forschungsmethode eingegangen. Nach Beschreibung der Resultate in Kapitel 4 folgt in Kapitel 5 ein Vergleich des Pluralerwerbs bei monolingualen und sukzessiv-bilingualen Kindern und abschließend eine Konklusion mit Ausblick in Kapitel 6.

2. Theoretischer Rahmen

Dieser Forschungsbeitrag ist dem gebrauchsbasierten Spracherwerbsmodell zuzuordnen, das die Aneignung grammatischer Kategorien durch seinen regelmäßigen Gebrauch erklärt.³ Viele psycholinguistische Studien⁴ zeigen, dass die sprachliche Entwicklung verschiedener Teilbereiche der Sprache einander beeinflusst und dass beim frühkindlichen Spracherwerb die Entwicklung des Wortschatzes eine Voraussetzung für die Entwicklung der Grammatik ist.⁵ Daher sei kurz zusammengefasst, was die Autoren des vorliegenden Artikels in einer vorausgehenden Untersuchung⁶ über die Wortschatzentwicklung der vier untersuchten Kinder in beiden Sprachen herausgefunden haben.

Die rezeptiven Wortschatzfähigkeiten der Kinder wurden dabei mit dem Peabody Picture Vocabulary Test (PPVT) für beide Sprachen erhoben: für das Deutsche mit einer nicht-standardisierten Version von Fürst⁷ und für das

2 Vgl. Čamber: *Simultaneous acquisition*.

3 Vgl. Tomasello: *Constructing a Language*.

4 Vgl. Hoff et al.: *What Explains the Correlation*; Marchmann et al.: *The Language-Specific Nature of Grammatical Development*; Parra et al.: *Relations among Language Exposure*.

5 Vgl. Ravid et al.: *Emergence and early development of lexicon and morphology*.

6 Vgl. Čamber: *Simultaneous acquisition*.

7 Fürst: *PPVT4*.

Kroatische mit dem PPVT-III-HR.⁸ Das rezeptive Grammatikverständnis (s. Kapitel 5.1) wurde mit dem Test for Reception of Grammar (TROG) erhoben, für Kroatisch mit TROG-2:HR,⁹ für Deutsch mit TROG-D.¹⁰ Die Daten der simultan-bilingualen Kinder zeigen, dass Wortschatz und Grammatik innerhalb einer Sprache stärkeren Einfluss auf die sprachliche Entwicklung innerhalb derselben Sprache haben und die beiden Sprachen im Weiteren sehr unausgeglichen sein können. Allerdings müssen weitere Einflussfaktoren wie Qualität und Menge des sprachlichen Inputs berücksichtigt werden,¹¹ wie auch die morphologische Komplexität. Wie der parallele Verlauf der morphosyntaktischen Entwicklung zweier Sprachen bei simultan-bilingualen Kindern verläuft und welche Einflussfaktoren dabei eine Rolle spielen, ist dabei kaum erforscht (s. Kapitel 5 für einen Vergleich mit monolingualen und sukzessiv-bilingualen Erwerb).

2.1. Gegenüberstellung des deutschen und des kroatischen Pluralsystems

Im Kontrast zu üblichen Darstellungen des deutschen Pluralsystems geben wir dieses, erstens, anhand der Wiener Gesamtdaten kindgerichteter Sprache wieder, ohne Berücksichtigung individueller Unterschiede.¹² Zweitens vergleichen wir es kurz mit der grammatischen Beschreibung des kroatischen Pluralsystems, um daraus Erwartungen abzuleiten, welches von beiden inwiefern leichter für Kinder zu erwerben ist. Der nominale Pluralerwerb im Deutschen ist seit den 1970er Jahren Grundlage verschiedener Erwerbsmodelle und unterschiedlicher Klassifikationen von Erwerbsmechanismen.¹³

Im vorliegenden Artikel soll jedoch der Erwerbsverlauf beim L1 und L2 Erwerb des Deutschen im Fokus stehen und kurz skizziert werden. Studien zeigen ähnliche Verläufe von L1 und frühem L2 Erwerb des deutschen Pluralsystems.¹⁴ In der ersten Phase des Pluralerwerbs, im Alter vor 2 Jahren, verwenden Kinder nur lexikalisch gelernte, noch nicht morphologisch erkannte Formen des Plurals (sog. ›Rote learning‹, z.B. ›Auto-s‹).

8 Dunn et al.: *Peabody slikovni test rječnika*.

9 Bishop et al.: *TROG*.

10 Fox-Boyer et al.: *TROG-D*.

11 S. auch Hoff et al.: *What Explains the Correlation between Growth in Vocabulary and Grammar*.

12 Vgl. Laaha et al.: *Early noun plurals in German*; Ravid et al.: *Core morphology*; Korecky-Kröll et al.: *Plural variation*.

13 Vgl. (Weiteres in Auswahl) Korecky-Kröll/Dressler: *The acquisition of number and case*; Köpcke: *The acquisition of plural marking*; Köpcke/Wecker: *Source- and product-oriented strategies*; Wegener: *Variation in the Acquisition*; Wegener: *Der Erwerb eines komplexen morphologischen Systems in DaZ*; Behrens: *Learning Multiple Regularities*.

14 Z.B. Wecker: *Strategien bei der Pluralbildung*.

Sobald erste produktive Muster erworben sind (-en und -e als erste Pluralmarker im Alter von ca. 2 Jahren, zumindest in Wien), kommt es zur Übergeneralisierung dieser Marker.¹⁵ Erst wenn Kinder die Regelmäßigkeit von Pluralen (Genus und wortfinale Phonologie des Singulars) entdecken, kommen weitere Pluralmarker in der kindlichen Produktion hinzu. Diese frühen Erwerbsverläufe sind im L1 und L2 Erwerb des Deutschen ident, allerdings kann die L1 der Kinder im Zweitspracherwerb des Deutschen auch Einfluss auf die Pluralentwicklung haben.

Auch in kindgerichteter Sprache erfolgt die Pluralbildung mit und ohne Suffix (wobei <e> im Deutschen normalerweise – außer gelegentlich bei langsamer Leseaussprache – als *e*-Schwa realisiert wird) und Stammumlaut (Umlaut, bei umlautfähigem Stammvokal). Nach der Hierarchie der Produktivität (prod., unprod.) und Regelmäßigkeit/Regularität (reg., subreg., irreg.) haben wir nach Genus (Mask., Fem., Neut.) und finalem Stammphonem (-V = Vollvokal, -e = *e*-Schwa, -K = Konsonant):

Tabelle 1: Hierarchisierung nach Genus, finalem Stammphonem, Produktivität und Regularität¹⁶

Pluralmarker	Genus	Finale Stammphonem	Produktivität	Regularität	Beispiel
-(e)n (immer ohne Umlaut)	Fem.	nach -e (sonst subreg.)	prod.	reg.	Blume-n
	Mask.	nach -e (sonst subreg.)	prod.	reg.	Hase-n
	Neut.	ersetzt -a	prod.	subreg.	Prism-en
		nach betontem Vollvokal -e	unprod.	irreg.	Alleé-n
-e	Mask./Neut.		prod.	subreg.	Buss-e
-e (mit Umlaut)	Mask./Neut.		prod.	subreg.	Küss-e
-e (mit Umlaut)	Fem.		unprod.	irreg.	Bräut-e
-s (nie nach -e und nie mit Umlaut)		nach -V	prod.	reg.	Uhu-s
	Mask./Neut.	nach -K	prod.	subreg.	Lift-s
	Fem.	nach -a	prod.	subreg.	Pizza-s
-er	Mask./Neut.		unprod.	irreg.	Gräb-er
-ø (ohne Umlaut)	Mask./Neut.	nach -n, -l, -r	prod.	reg.	Futter
-ø (mit Umlaut)	Fem.		unprod.	irreg.	Mütter

15 Vgl. Gawlitzek-Maiwald: *How Do Children Cope with Variation in the Input*; Bittner/Köpcke: *On the acquisition of German plural markings*; Korecky-Kröll/Dressler: *The acquisition of number and case*; Korecky-Kröll: *Der Erwerb der Nominalmorphologie*; Wecker: *Strategien bei der Pluralbildung*.

16 Beispiele in Tabelle 4.

Dies ist ein komplexes und inhomogenes System, welches schwierig zu erwerben ist, ganz anders als das kroatische Pluralsystem von Nomina und Adjektiva, in dem bei Neutra das Suffix *-a* und bei Feminina das Suffix *-e* am produktivsten ist. Bei Maskulina ist *-i* am produktivsten; Feminina auf *-k* haben das Suffix *-i*, Maskulina auf *-a* haben das Suffix *-e*. Bei einsilbigen Anglizismen wird der maskuline lange Plural *-ovi* suffigiert (z.B. *test-ovi*), bei mehrsilbigen das Pluralsuffix *-i* (z.B. *event-i*), was Produktivität beweist¹⁷ (Beispiele in Tabelle 3).

Kroatisch hat also ein Pluralsuffix weniger als Deutsch (*-e*, *-en*, *-s*, *-er*; weitere Suffixe in entlehnten Wörtern spielen für Kleinkinder kaum eine Rolle), eine regelmäßigere Verteilung derselben und keine Nullplurale. Beide Sprachen verfügen über morphotaktische Opakheit, nämlich im deutschen Umlaut und in der kroatischen morphologischen Palatalisierung, wie in *junak*, Pl. *junac-i*.

Ein weiteres Problem bietet die Artikelsprache Deutsch durch seine irreguläre Verteilung der Artikel, unter denen die Form *die* besonders häufig ist, aber eben nicht eindeutig den Plural ausdrückt. Die Artikel liefern eine Zusatzinformation, aber für Kleinkinder sind sie positionell und betonungsmäßig nicht salient, während Pluralsuffixe positionell salient sind, und zwar wegen des besonders bei kleinen Kindern prominenten ›recency effect‹,¹⁸ der das Ende einer prosodischen Einheit leichter perzipieren lässt (vgl. auch die Auswirkung des ›recency‹-Effekts auf Abkürzungen wie frühkindlich *Lad+i* für das Diminutiv von *Schokolade* oder *Marmelade* vs. in der Erwachsenensprache *Schoko* wegen des dort vorherrschenden primacy-Effekts). Dieser Effekt trifft für einen späteren Beginn des Deutschspracherwerbs, typischerweise im Fremdspracherwerb nicht mehr zu.

3. Forschungsmethode

Die vier simultan-bilingualen Kinder¹⁹ in dieser Studie wachsen in Wien auf und besuchen allesamt einen deutschsprachigen Kindergarten ab dem Alter von ca. 2 Jahren (s. Tabelle 2). Die familiären Hintergründe sind zum Teil unterschiedlich, da die Dauer des Aufenthalts in Österreich seitens der Eltern variiert. Manche Mütter (von Ana, Marko, Filip) sind bereits in Österreich geboren, während die Väter unterschiedlich lang in Österreich

17 Vgl. Sočanac: *Anglicizmi u hrvatskom i srpskom jeziku*, S. 243f.

18 Vgl. Griffin: *Recency Effects for Meaning and Form in Word Selection*.

19 Die Namen der Kinder wurden zur Wahrung der Anonymität von den Autoren geändert.

leben (seit dem Alter von 3–19 Jahren). Der sozio-ökonomische Status (SES) der Eltern unterteilt sich hier in einen hohen bzw. niedrigen Bildungshintergrund, wie Tabelle 2 zu entnehmen ist. Auch die Anzahl und das Alter der Geschwister sind heterogen. Alle Familien haben allerdings viel Kontakt zu anderen kroatischsprachigen Familien in Wien und pflegen Kontakte zum Herkunftsland.

Tabelle 2: Kinder nach Geschlecht, SES, Start des Kindergartens, Alter der Geschwister und Alter der Eltern als sie nach Österreich kamen

Kind	Geschlecht	SES	Start Kindergarten (Alter)	Geschwister (Alter)	Eltern in Ö. seit (Alter)
Ivan	männlich	niedrig	2;5	11 & 1 Jahr	Mutter: 20 Vater: 11
Ana	weiblich	niedrig	2;2	11 & 13 Jahre	Mutter: 0 Vater: 15
Marko	männlich	hoch	1;10	1 Jahr	Mutter: 0 Vater: 3
Filip	männlich	hoch	2;0	1 Jahr	Mutter: 0 Vater: 19

Der familiäre Gebrauch beider Sprachen zuhause variiert sehr stark innerhalb der Familien. Während in manchen Familien (von Filip) fast ausschließlich Kroatisch gesprochen wird, wird in anderen (Marko & Ana) sehr viel ›gemischt‹ (›code-switching‹).²⁰ Die sprachliche Situation in den Familien ist somit sehr heterogen und muss in diesem Kontext auch berücksichtigt werden.

Die zentrale Forschungsfrage des Beitrags lautet: Wie entwickelt sich der rezeptive Spracherwerb und in weiterer Folge die Pluralproduktion von simultan-bilingualen Kindern mit Kroatisch-Deutsch? Daraus werden folgende weiterführende Forschungsfragen und entsprechende Hypothesen abgeleitet:

1. Inwieweit unterscheiden sich die Ergebnisse des formalen Pluraltests von spontansprachlicher Pluralproduktion? – Hypothese A: Spontansprachliche Aussagen bieten zuverlässigere Daten als formale Tests.
2. Welchen Einfluss hat die kindgerichtete Sprache (›child-directed speech‹ = CDS) auf den Pluralerwerb der Kinder? – Hypothese B:

20 Vgl. Čamber: *Simultaneous acquisition*, S. 187ff.

Die kindgerichtete Sprache der Eltern (bzw. Hauptbezugspersonen) hat einen entscheidenden Einfluss auf den Pluralerwerb der Kinder (mehr dazu in Kapitel 3 nach Tabelle 4).

3. Inwiefern unterscheidet sich der Pluralerwerb bei monolingualen, simultan-bilingualen und sukzessiv-bilingualen Kindern? – Hypothese C: Bei monolingualen und simultan-bilingualen Kindern wirken sich die strukturellen Eigenschaften des zu erwerbenden Pluralsystems stärker aus als bei sukzessiv-bilingualen Kindern.
4. Werden die kroatischen nominalen Plurale früher erworben als die deutschen? – Hypothese D: Die kroatischen Plurale werden früher erworben als die deutschen: Zwar verfügen beide Sprachen über drei Genera und über Ähnlichkeiten der Flexion von Maskulina und Neutra, aber die kroatische Pluralmorphologie ist regulärer und weniger komplex als die deutsche.

Der Beitrag befasst sich also mit dem Spracherwerbsverlauf von 4 simultan-bilingualen Kindern, die in Wien mit Deutsch und Kroatisch aufwachsen. Die Datenerhebung wurde im Alter zwischen 3;0 und 4;9 Jahren an vier Erhebungszeitpunkten unter Einsatz eines Mixed-Methods-Ansatzes durchgeführt. In Hinblick auf die Pluralentwicklung der Kinder wurden dabei folgende qualitative und quantitative Erhebungsmethoden herangezogen:

1. Spontansprachliche Aufnahmen zuhause zwischen Kind und Mutter auf Kroatisch, Kind und Kindergärtnerin auf Deutsch im Kindergarten.
2. Semispontane Verwendung je einer der beiden Sprachen beim Erzählen einer Bildgeschichte durch das Kind in Interaktion mit der gleichfalls simultan-bilingualen Erstautorin. Die Bildgeschichte wurde zuhause auf Kroatisch, im Kindergarten auf Deutsch elizitiert.
3. Je zwei parallele formale Pluraltests für Deutsch und Kroatisch – je einmal mit 3 und 4 Lebensjahren erhoben.

Die spontansprachlichen Aufnahmen wurden mittels des CHILDES-Systems²¹ transkribiert und in Hinblick auf die vorkommenden Plurale ausgewertet. Die Bildgeschichte war die ›Frogstory‹ von Mayer,²² die erstmals von Ruth A. Berman and Dan I. Slobin²³ für die Elizitation der narrativen

21 MacWhinney: *The CHILDES Projekt*.

22 Mayer: *Frog, Where Are You?*

23 Berman/Slobin: *Relating Events in Narrative*.

Fähigkeiten von Kindern herangezogen wurde. Schließlich wurden noch zwei parallele formale Pluraltests durchgeführt, bei denen den Kindern 21 Bildkärtchen mit der jeweiligen Singularform vorgelegt wurden und sie zum entsprechenden Bildkärtchen, das nun drei Objekte abbildete, den Plural bilden sollten. Für das Deutsche wurde die Kurzversion des Pluralelizitationstests (PET) von Laaha et al.²⁴ verwendet, der für das Kroatische von den Autoren in der vorausgehenden Studie adaptiert wurde. Bei der Auswahl der Items für das Kroatische sollten alle drei Genera des Kroatischen (Mask., Fem., Neut.) mit je sieben Items vertreten sein. Dafür wurden fünf Pluralsuffigierungen herangezogen: *-i* für Maskulina (am produktivsten) sowie die langen Plurale *-evi/-ovi* für Maskulina; *-e* für Feminina und *-a* für Neutra, die beide am produktivsten sind (s. Tabelle 3).

Tabelle 3: Pluralsuffixe aller 21 Testitems des kroatischen Pluraltests

Pluralsuffixe	Genera	Singular	Plural
<i>-i</i>	Mask.	krevet ›Bett‹, prozor ›Fenster‹, avion ›Flugzeug‹, tanjur ›Teller‹, šešir ›Hut‹	krevet- <i>i</i> ›Betten‹, prozor- <i>i</i> ›Fenster‹, avion- <i>i</i> ›Flugzeuge‹, tanjur- <i>i</i> ›Teller‹, šešir- <i>i</i> ›Hüte‹
<i>-ev-i</i>	Mask.	zec ›Hase‹, miš ›Maus‹	zeč- <i>evi</i> ›Hasen‹, miš- <i>evi</i> ›Mäuse‹
<i>-ov-i</i>	Mask.	tigar ›Tiger‹, brod ›Schiff‹, vlak ›Zug‹	tigr- <i>ovi</i> ›Tiger‹, brod- <i>ovi</i> ›Schiffe‹, vlak- <i>ovi</i> ›Züge‹
<i>-e</i>	Fem.	djevojčica ›Mädchen‹, kuća ›Haus‹, pidžama ›Pyjama‹, mačka ›Katze‹, jabuka ›Apfel‹, ptica ›Vogel‹	djevojčic- <i>e</i> ›Mädchen‹, kuć- <i>e</i> ›Häuser‹, pidžam- <i>e</i> ›Pyjamas‹, mačk- <i>e</i> ›Katzen‹, jabuk- <i>e</i> ›Äpfel‹, ptic- <i>e</i> ›Vögel‹
<i>-a</i>	Neut.	dijete ›Kind‹, jaje ›Ei‹, selo ›Dorf‹, polje ›Feld‹, srce ›Herz‹	dje- <i>ca</i> ›Kinder‹, jaj- <i>a</i> ›Eier‹, sel- <i>a</i> ›Dörfer‹, polj- <i>a</i> ›Felder‹, src- <i>a</i> ›Herzen‹

Dabei wurde auf einen kindgerechten Wortschatz geachtet, der sich ebenso an den Items des deutschen PET orientiert, der in der langen Version 42 Items aufweist.²⁵ Ferner wurden beim kroatischen Pluraltest nicht alle Suffixkategorien berücksichtigt, da es hier primär um den kindgerechten Wortschatz geht. Die *-i* Suffigierung bei Feminina, wie in *radost-i* ›Freuden‹ oder *noć-i* ›Nächte‹, betreffen eher abstrakte Nomina, kommen seltener vor und wurden folglich ausgelassen.²⁶

24 Laaha et al.: *Early noun plurals in German*.

25 Siehe dazu ebd.

26 Vgl. Težak/Babić: *Gramatika hrvatskoga jezika*.

Beim deutschen PET kommen alle Pluralmarker zum Tragen (-s, -(e)n, -e, -e + Umlaut, -ø, Umlaut, -er + Umlaut, -er), die in Tabelle 4 mit allen 21 Testitems aufgelistet sind.

Tabelle 4: Pluralmarker aller 21 Testitems des deutschen Pluraltests

Pluralmarker	Genera	Singular	Plural
-s	Mask., Fem., Neut.	der Pyjama, die Oma, das Baby	die Pyjama-s, die Oma-s, die Baby-s
-(e)n	Mask., Fem, Neut.	der Hase, die Katze, das Bett,	Hase-n, Katze-n, Bett-en,
-e	Mask., Neut.	der Stift, das Schiff	Stift-e, Schiff-e
-e + Umlaut	Mask., Fem.	der Zug, die Maus, die Kuh, der Ball	Züg-e, Mäus-e, Küh-e, Bäll-e
-ø	Mask., Neut.	der Teller, das Fenster, das Mädchen	Teller, Fenster, Mädchen
Umlaut	Mask.	der Apfel, der Vogel, der Mantel	Äpfel, Vögel, Mäntel
-er + Umlaut	Mask., Neut.	das Haus, der Schneemann	Häus-er, Schneemänn-er
-er	Neut.	das Bild	Bild-er

Die Auswertung beider Pluraltests erfolgte nach dem Kodierschema von Laaha et al.²⁷ in MS Excel und die transkribierten Äußerungen der Kinder wurden in drei Kategorien unterteilt: (1) korrekte Pluralform, (2) inkorrekte Nullplurale für das Deutsche bzw. die Wiederholung von Singularformen für das Kroatische und (3) Übergeneralisierungen.

Die Erhebung der spontanen sprachlichen Interaktion zwischen Kind und Mutter auf Kroatisch, Kind und Kindergärtnerin auf Deutsch über mehrere Jahre ermöglicht einen Vergleich zwischen Kindersprache und kindgerichteter Sprache. Diese ist in den ersten Phasen des frühkindlichen Spracherwerbs neben der angeborenen Sprachfähigkeit die einzige Basis für den Spracherwerb des Kindes. Denn das Kind lernt nicht die Zielsprache, wie sie in Grammatiken und Wörterbüchern dargestellt oder in elektronischen Corpora von Erwachsenensprache realisiert wird, sondern nur durch kindgerichtete Sprache, die sich oft erheblich von mündlicher oder gar schriftlicher Sprache zwischen Erwachsenen unterscheidet.²⁸ Deshalb ist der viel zu oft durchgeführte bloße Vergleich zwischen Kindersprache und Zielsprache ökologisch nicht valid. Da kindliche Spontansprache in na-

27 Laaha et al.: *Early noun plurals in German*.

28 Vgl. Cristofaro/Tamis-LeMonda: *Mother-Child Conversations*; Huttenlocher et al.: *Sources of Variability in Children's Language Growth*; Ravid et al.: *Core morphology in child directed speech*.

türlicher Alltagsinteraktion am getreuesten den tatsächlichen Spracherwerb widerspiegelt, erhöht sich dadurch die Validität unserer Ergebnisse weiter.

Erzählungen in Interaktion mit der Interviewerin sind dem spontanen Sprachgebrauch sehr nahe.²⁹ Da kindgerichtete Erzählungen von Bezugspersonen eine wichtige Quelle für den Spracherwerb darstellen und das Erlernen von Erzählungen ebenfalls in der Interaktion mit Bezugspersonen erfolgt, stellen Erzählungen ebenfalls eine wichtige Datenquelle dar.³⁰ Die Erzählungen von Bildgeschichten sind besonders aufschlussreich, weil das Kind dabei weniger leicht Schwachstellen seiner Sprachkenntnisse ausweichen, d.h. Vermeidungstechniken anwenden kann.

Da von Kindern selten verwendete Formen in den aufgenommenen Spontandaten wegen deren Begrenztheit häufig nicht vorkommen, darf man nicht ex silentio schließen, dass sie ihrem Sprachstand noch nicht angehören. Ihre Spuren kann man nur durch gezielte Tests ermitteln. Dabei ist zu beachten, dass Kinder bei den notgedrungen metalinguistischen Tests noch viel später Fehler machen können als in Spontandaten. Daher kann man generell aus korrekten Ergebnissen in Tests darauf schließen, dass die dabei produzierten Formen auch in der Spontansprache spätestens zu diesem Zeitpunkt möglich waren, aber nicht umgekehrt.³¹

Schließlich werden unsere aus den angegebenen drei Quellen stammenden Ergebnisse des bilingualen Spracherwerbs mit den publizierten Ergebnissen sowohl von nur Deutsch lernenden Wiener Kindern und nur Kroatisch lernenden Zagreber Kindern als auch von sukzessive Deutsch nach der Familiensprache Türkisch lernenden Kindern aus Wien verglichen.

Normalerweise beschränken sich vergleichbare Spracherwerbsstudien nur auf Kindersprache (ohne Berücksichtigung des entscheidenden elterlichen Inputs) und entweder nur auf experimentelle Evidenz oder nur auf Spontansprachstudien. Auch ist uns kein publizierter Vergleich zwischen simultan-bilinguaem mit sowohl monolinguaem als auch sukzessiv-bilinguaem Spracherwerb bekannt.³² Diese innovative Multiperspektivität unserer Studie ist aus der vorausgehenden Untersuchung³³ leicht erweitert.

29 Vgl. Čamber: *Simultaneous acquisition*.

30 Vgl. Duursma et al.: *The role of home literacy and language environment*; Mayo/Leseman: *Off to a good start?*

31 Vgl. Ravid et al.: *Emergence and early development of lexicon and morphology*.

32 Vgl. Meisel: *The simultaneous acquisition of two first languages*.

33 Vgl. Čamber: *Simultaneous acquisition*.

4. Resultate des Pluralerwerbs der untersuchten vier simultan-bilingualen Kinder

4.1. Entwicklung des rezeptiven Spracherwerbs

Da die Entwicklung des Sprachverständnisses Grundlage der Entwicklung der Sprachproduktion ist und daher dieser vorausgeht, auch wenn diese davon oft divergiert, sei diese zunächst für die Pluralbildung zusammengefasst: In den beiden TROG-Tests zum rezeptiven Grammatikverständnis, die das Verständnis von Satzstellung, Funktionswörtern, und grammatischen Strukturen im Allgemeinen untersuchen, haben Ana und Ivan bei der ersten Testung bessere Ergebnisse im Deutschen als im Kroatischen, steigern aber beim zweiten Test ihre Ergebnisse im Kroatischen sehr stark, während im Deutschen nur Ivan seine Ergebnisse steigert und Anas Ergebnisse nachlassen. Marko und Filip haben bei der ersten Testung ähnliche Ergebnisse in beiden Sprachen, die aber bei der zweiten nur beim Deutschen stark steigen. Beim Kroatischen erzielt Filip das gleiche Ergebnis wie beim ersten Test und bei Marko nimmt es sogar ab (s. Tabellen 5 und 6).

Tabelle 5: Überblick über TROG-Ergebnisse des Kroatischen im Alter von 3 und 4 Jahren

KROA-TISCH	Alter	Rohwert	Standardwert	t-Wert	Perzentile	Alters-äquivalent	Alters-spezifischer durchschnittl. t-Wert
Ivan	3;6	0		×			×
	4;10	5	96	×	39	4;5	×
Ana	3;3	1		×			×
	4;7	5	96	×	39	4;5	×
Marko	3;3	2		×			×
	4;6	1	80	×	9	<4;0	×
Filip	3;4	2		×			×
	4;7	2	84	×	14	<4;0	×

Tabelle 6: Überblick über TROG-Ergebnisse des Deutschen im Alter von 3 und 4 Jahren

DEUTSCH	Alter	Rohwert	Standardwert	t-Wert	Perzentile	Altersäquivalent	Altersspezifischer durchschnittl. t-Wert
Ivan	3;6	2*	×	41	17	×	50 ^{+/-10}
	4;9	7	×	50	50	×	50 ^{+/-10}
Ana	3;3	3	×	45	31	×	50 ^{+/-10}
	4;7	5	×	41	18	×	50 ^{+/-10}
Marko	3;4	2	×	41	17	×	50 ^{+/-10}
	4;6	9	×	57	77	×	50 ^{+/-10}
Filip	3;4	1	×	35	6	×	50 ^{+/-10}
	4;7	3	×	35	7	×	50 ^{+/-10}

*Erhebung wurde vorzeitig abgebrochen.

Diese Ergebnisse stehen allerdings in teilweiseem Widerspruch zu den lexikalischen Tests, insofern als Ivan und Ana ähnliche Ergebnisse wie beim rezeptiven Wortschatztest (PPVT) erzielen, wo sie gute Ergebnisse in beiden Testungen im Deutschen und im Kroatischen aufweisen. Filip steigert seine Ergebnisse in beiden Sprachen, während Marko seine Wortschatz-Ergebnisse im Deutschen stark steigert, im Kroatischen nur minimal. Das Ausmaß der Entwicklung des Wortschatzverständnisses reicht also nicht aus, die Entwicklung des Grammatikverständnisses vorauszusagen. Die zentrale Forschungsfrage wäre folglich damit zu beantworten, dass bei den simultan-bilingualen Kindern nicht nur anhand des rezeptiven Spracherwerbs auf ihre Pluralproduktion geschlossen werden kann. Vielmehr sind auch weitere individuelle Faktoren zu berücksichtigen. Mehr Angaben zu individuellen Unterschieden werden in Kapitel 4.3 gegeben.

4.2. Entwicklung der Sprachproduktion beim Pluralerwerb

Der Erwerb von Flexionssuffixen geht gewöhnlich in 3 Phasen vor sich:³⁴ 1. Deren Auslassung (Omission), 2. Die zunehmende Verwendung von Suffixen, aber häufig fehlerhaften (Kommission) durch inkorrekte Übergeneralisierung, 3. Der korrekte Gebrauch der in kindgerichteter Sprache

34 Vgl. Stephany/Voeikova: *Development of Nominal Inflection*.

vorkommenden Suffixe (d.h. nicht von Pluralen wie *Schemata*, *Themen*). Welche Suffixe zuerst auftreten (Emergenz) bzw. welche andere ersetzen, hängt von mehreren Faktoren ab, wie (1) Frequenz in kindgerichteter Sprache, wobei die Zahl der Wörter mit demselben Suffix (Typenfrequenz) wichtiger ist als die Häufigkeit der analogen Pluralformen desselben Wortes bzw. derselben Wörter (Tokenfrequenz); (2) Produktivität der Pluralformen und darüber hinaus der betreffenden Flexionsklassen in der jeweiligen kindgerichteten Sprache; (3) morphotaktische Transparenz (die im Deutschen durch Umlaut vermindert wird); (4) das Fehlen rivalisierender Formen (z.B. *Pizza-s* und *Pizz-en*); (5) die Ikonizität zwischen Bedeutungszuwachs (Sg. → Pl.) und formalem Ausdruck.

Da die Stimuli für die experimentellen PET-Tests nach Pluraltypen gewichtet waren und die Testdaten viel umfangreicher als die Spontandaten sind, gehen wir in der Darstellung von diesen Testresultaten aus und ergänzen sie nachher durch die Spontandaten. Dabei ist zu beachten, dass Fehler (Phase 2 mehr als 1) in den metalinguistischen Testdaten noch länger und später auftreten als in den Spontandaten, weil im Falle größerer Sprachbewusstheit im Rahmen formaler Tests mehr Fehler bei der Selektion der möglichen Formen auftreten können und weil Kinder bei spontaner Sprachproduktion Schwachstellen in ihrer Sprachkompetenz vermeiden können (Vermeidungstechnik), was bei formalen Experimenten nicht möglich ist.

4.2.1. Deutsch

Die Entwicklung der deutschen Sprachproduktion der vier Kinder verläuft nur partiell analog zur Entwicklung des Sprachverständnisses (Kapitel 4.1). Alle Kinder produzieren im Deutschen beim 1. Test im Alter von 3 Jahren (3;3, 3;4, 3;6) nur Singulare bzw. Nullpluralformen (s. Tabelle 7) von den insgesamt 21 Testitems (außer Ana 3 Pluralsuffixe *-e*), beim 2. Test im Alter von 4 Jahren (4;6, 4;7, 4;9) zwei Kinder ca. doppelt so viele korrekte als Nullformen, Ivan fast nur diese (nur 3 *-e*-Suffixe) und Ana halbe-halbe (11 korrekte und 10 Nullplurale) (s. Tabelle 7). Diese *-e*-Suffixe sind z.T. korrekt, z.T. übergeneralisiert, z.B. *Bild-e* (Ana 3;3, Ivan 4;9). Marko und Filip produzieren im Alter von 4 Jahren aber korrekte Suffixe auf *-n*, *-s*, *-e*, bei Übergeneralisierungen Filip dieselben (z.B. *Zug-en*, *Vogel-s*, *Mantel-e*), Marko nur *-n* (z.B. *Zug-n*). Die unproduktiven *-er*-Plurale werden einmal richtig gebildet (*Bild-er*, Ana 4;7), die unproduktiven *-e*-Plurale von Feminina nie (z.B. nie *Mäus-e*). Der opazifizierende Umlaut unterbleibt oft, außer in den oben genannten Formen, z.B. in *Haus-er*, *Kuh-e* (Filip), *Haus-n* (Marko), *Ball-e* (Ana) und sehr oft gibt es Singularwiederholung statt Plural (meist *Maus*, immer *Apfel*, *Vogel* sowie einmal *Vogel-s*). D.h. der schwach

ikonische reine Umlautplural fällt besonders schlecht aus. Dazu passt, dass der Umlaut nie übergeneralisiert wird.

Tabelle 7: Pluralproduktion Deutsch bei Pluraltest und Spontansprache im Alter von 3 und 4 Jahren

	Pluraltest						Spontansprache ³⁵					
	Korrekte Pluralformen		Inkorrekte Nullplurale		Übergeneralisierungen		Korrekte Pluralformen		Inkorrekte Nullplurale		Übergeneralisierungen	
	3 Jahre	4 Jahre	3 Jahre	4 Jahre	3 Jahre	4 Jahre	3 Jahre	4 Jahre	3 Jahre	4 Jahre	3 Jahre	4 Jahre
Ivan	3 (14 %)	5 (24 %)	18 (86 %)	15 (71 %)	0 (0 %)	1 (5 %)	6	20	0	1	0	1
Ana	5 (24 %)	11 (52 %)	14 (67 %)	10 (48 %)	2 (9 %)	0 (0 %)	18	5	2	0	1	0
Marko	3 (14 %)	12 (57 %)	18 (86 %)	6 (29 %)	0 (0 %)	3 (14 %)	6	15	0	0	0	0
Filip	2 (10 %)	8 (38 %)	16 (76 %)	3 (14 %)	0 (0 %)*	10 (48 %)	2	3	0	1	0	0

*Filips restliche 14 % waren kroatische Singularformen.

Die Spontansprache (s. rechte Seite von Tabelle 7) enthält keinen oder fast keinen Fortfall von Suffixen (also Singular statt Plural), wenige Übergeneralisierungen und deutliche Steigerungen (außer bei Filip) korrekter Bildungen in den späteren der insgesamt vier Aufnahmen (4 Jahre), wie aus Tabelle 7 ersichtlich ist. Spontan zeigen also alle Kinder eine Vermeidungsstrategie bei Pluralbildungen, d.h. sie tendieren dazu, nur Flexionsformen zu verwenden, deren sie sicher sind. Die Spontansprachenaufnahmen zeigten nur zwei Fälle von Übergeneralisierungen, nämlich bei Maus-*en* (Ivan 4;9) und Füss-*en* (Ana 3;3). Nullplurale kommen spontan auch nur zweimal vor: *Rucksack* (Ana 3;3), *Vogel* (Filip 4;4).

Bei den semi-spontanen Aufnahmen der Bildgeschichte (›Frog Story‹) zeigen die Kinder (womöglich bedingt durch die Kürze der Erzählung) nur wenige Pluralnomina, die allesamt korrekt gebildet wurden: Ivan verwendet 3 Plurale (Biene-*n*; Frösch-*e*; Wasserfrösch-*e*), Ana 2 Plurale (Biene-*n*;

35 Die spontansprachlichen Aufnahmen der Kinder wurden zweimal im Alter von 3 Jahren sowie im Alter von 4 Jahren aufgenommen. Zwischen den beiden Aufnahmen liegen jeweils drei Monate.

Frösch-*e*), Marko (Biene-*n*) und Filip -*s* (Baby-*s*) nur 1 Plural. Ivan und Ana bilden beide -(*e*)*n* und Umlaut -*e* Plurale, während Marko -(*e*)*n* und Filip -*s* Pluralmarker verwenden. Umlautplurale mit -*e* Suffigierung werden beim PET eher ausgelassen bzw. mit -*e* oder -(*e*)*n* übergeneralisiert (von Marko und Filip beim 2. PET). Möglicherweise kommt hier auch eine Ausweichstrategie zum Tragen, da prinzipiell wenige Plurale verwendet werden und diese durchgehend korrekt gebildet sind.

4.2.2. Kroatisch (im Kontrast zu Deutsch)

Bei den kroatischen PET fällt auf, dass schon im ersten Test viel weniger Nullformen (bzw. inkorrekte Singular-Wiederholungen) vorkommen als im Deutschen und im zweiten Test bei allen Kindern (im Gegensatz zum Deutschen) die Nullformen stark abnehmen (s. Tabelle 8). Da es im Kroatischen keine Nullplurale gibt, spricht auch dies dafür, dass die vielen Nullformen in den deutschen Tests sowohl Singularformen (statt Pluralen) als auch ungrammatische Verallgemeinerungen von Nullpluralen sind. Aber der Anteil beider Faktoren ließe sich höchstens bei viel umfangreichem Datenmaterial ermitteln. Es ist zu erwarten, dass Schulkinder bei formalen Tests in der Fremdsprache Deutsch bezüglich Nullformen noch unsicherer sind.

Tabelle 8: Pluralproduktion Kroatisch bei Pluraltest und Spontansprache im Alter von 3 und 4 Jahren

	Pluraltest*						Spontansprache					
	Korrekte Pluralformen		Inkorrekte Sg. Wiederholung		Übergeneralisierungen		Korrekte Pluralformen		Inkorrekte Sg. Wiederholung		Übergeneralisierungen	
	3 Jahre	4 Jahre	3 Jahre	4 Jahre	3 Jahre	4 Jahre	3 Jahre	4 Jahre	3 Jahre	4 Jahre	3 Jahre	4 Jahre
Ivan	4 (19 %)	6 (29 %)	9 (43 %)	3 (14 %)	2 (9 %)	9 (43 %)	1	4	0	0	1	0
Ana	7 (34 %)	3 (14 %)	11 (52 %)	7 (34 %)	3 (14 %)	7 (34 %)	8	7	0	0	1	0
Marko	1 (5 %)	1 (5 %)	17 (81 %)	17 (81 %)	2 (9 %)	2 (9 %)	2	0	0	0	0	0
Filip	2 (10 %)	8 (38 %)	15 (70 %)	4 (19 %)	2 (10 %)	7 (33 %)	3	3	0	1	0	0

* die restlichen Äußerungen sind nicht-Plurale und betreffen andere morphologische Kategorien bzw. Termini in anderer Sprache

Die spontansprachliche Pluralproduktion des Kroatischen in Tabelle 8 zeigt ähnlich zum Deutschen eine vermehrte Verwendung korrekter Pluralformen im Gegensatz zu Nullformen und Übergeneralisierungen. Im Allgemeinen sind allerdings wenige Pluralformen in den spontansprachlichen Daten vorzufinden. Deckungsgleich mit den deutschen Aufnahmen ist von einer Vermeidungsstrategie auszugehen und von einer Präferenz für den Gebrauch von bereits erworbenen Formen. Dies ist auch der eklatanteste Unterschied zwischen formalen Pluraltests und spontansprachlichen Pluralproduktionen der Kinder (s. Forschungsfrage 1). Die Bildgeschichte im Kroatischen weist hingegen keinerlei Plurale auf, außer bei Filip in einem Fall von korrekt gebildetem femininen *-e* Plural (*žab-e* ›Frösche‹).

Während im Deutschen der morphotaktisch opazifizierende Umlaut nie verallgemeinert wird, wird analog im Kroatischen stammauslautende morphonologische Konsonantenveränderung nie verallgemeinert, vielmehr meist die korrekte Form vermieden, so in *zec-ovi* (statt *zeč-evi* ›Hasen‹) und dreimaliger Wiederholung des Sg. *zec* ›Hase‹. Zweimal tritt auch *dijete* ›Kind‹ auf. Analog wird überhäufig, nämlich sechsmal der Sg. *tigar* ›Tiger‹ (wohl vom deutschen Nullplural beeinflusst) statt *tigr-ovi* (mit phonologisch begründetem Vokalausfall), sowie je einmal *tiger-e* (die Vokaländerung zeigt deutschen Einfluss) und *tig-e* gebildet. Das heißt, dass als weiterer Faktor für die inkorrekte Verwendung von Nullformen im Deutschen und Kroatischen die Vermeidung der morphotaktisch opazifizierenden Phonemveränderungen hinzukommt. Bei kroatischen Schulkindern im Fremdsprachunterricht kommt als Erschwerung die Umstellung von den kroatischen Phonemveränderungen auf die ganz anders gearteten deutschen Umlautbildungen hinzu.

Bei den kroatischen Übergeneralisierungen fällt auf, dass fast nur *-e* Plurale übergeneralisiert werden, auch von femininen Wörtern sehr oft auf maskuline (z.B. häufig *krebet-e* ›Betten‹ und *vlak-e* ›Züge‹), selten auf neutrale (nur *djec-e* ›Kinder‹, *sel-e* ›Dörfer‹). Dazu passt, dass *-e*-Plurale selten durch Singulare und nur einmal durch einen ›nicht-femininen‹ Plural ersetzt werden (*djevojčic-i* ›Mädchen‹).

Hier liegt ein bisher unseres Wissens noch nie beobachteter konvergierender beidseitiger Einfluss vor. Denn *-e*-Plurale sind im Deutschen nur beim Maskulinum sehr produktiv, schwächer beim Neutrum, was wahrscheinlich die kroatischen Übergeneralisierungen beeinflusst hat, aber bei beiden Genera sind sie in Rivalität mit anderen Pluralbildungen, während bei kroatischen Feminina die *-e*-Plurale nicht nur produktiv sind, sondern auch keine rivalisierenden anderen Pluralbildungen neben sich haben (abgesehen von unproduktiven Ausnahmen), was wiederum ein Übermaß an deutschen übergeneralisierten *-e*-Pluralen zur Folge gehabt haben dürfte.

Bisher wurde unseres Wissens in der Forschung nur ein einseitiger Einfluss formaler Flexionsformen beobachtet.³⁶ Der Unterschied liegt wahrscheinlich darin, dass es sich in unserem Fall um simultanen, nicht um sukzessiven bilingualen Spracherwerb handelt. Zu erwähnen ist auch, dass bei Forschungen in der Kontaktmorphologie³⁷ nur einseitige Übernahme von Flexionsformen zwischen zwei Sprachen festgestellt wurde, aber noch nicht gegenseitiger konvergierender Einfluss bei derselben Flexionskategorie.

4.3. Individuelle Unterschiede

Die Kinder weisen sehr individuelle Übergeneralisierungen auf, wie etwa beim Nomen *tigar* ›Tiger‹ im Kroatischen, mit einer *-e* Suffigierung (s. 4.2.2): einmal *tiger-e* bei Ivan und einmal *tig-e* bei Ana. Ivan bildet im Kroatischen zu diesem Zeitpunkt (Alter 4;9) ausschließlich *-e* Plurale (korrekte und übergeneralisierte) – wie auch im Deutschen, allerdings wesentlich weniger korrekte, dazu auch übergeneralisierte (*Bild-e* statt *Bild-er*), was auf eine stärkere Entwicklung der kroatischen Plurale hindeutet. Ivan scheint in einer Erwerbsphase erster produktiver Muster zu sein, die in beiden Sprachen mit einer *-e* Pluralsuffigierung zu finden ist (im Kroatischen verstärkter). Ana hingegen benutzt wesentlich mehr Pluralendungen in beiden Sprachen, wobei im Kroatischen fast ausschließlich korrekte feminine *-e* Plurale verwendet werden, während bei der Übergeneralisierung auch andere Suffixe vorkommen (*-i*, *-ov-e*, *-ov-i*).

Die klare Präferenz für *-e* Suffigierungen in beiden Sprachen muss an dieser Stelle genauer beleuchtet werden. Die *-e* Suffigierung ist im Kroatischen die häufigste Pluralmarkierung bei Feminina, wird aber auch bei anderen Genera übergeneralisiert. Bei deutschen *-e* Suffigierungen handelt es sich um produktive Formen, diese werden bei Maskulina und Neutra präferiert. Diese Pluralsuffigierung scheint sowohl vermehrt korrekt als auch in übergeneralisierter Form von simultan-bilingualen Kindern weit mehr verwendet zu werden als bei monolingualen Kindern. Die monolingualen Wiener Kinder³⁸ beginnen eher mit *-en* als *-e* Pluralmarkern. Dass hier eine gegenseitige Beeinflussung der beiden Sprachen stattfindet, wird durch die Tatsache bekräftigt, dass die kroatische *-e* Suffigierung viel häufiger auf Kosten der maskulinen als neutralen Konkurrenten stattfindet, analog zur Produktivität und Präferenz zu deutschen maskulinen *-e* Pluralen.

36 Für Wien in Korecky-Kröll et al.: *Plural variation*.

37 Gardani: *On morphological borrowing*; Gardani: *Morphology and Contact-Induced Language Change*.

38 Vgl. Laaha et al.: *Early noun plurals in German*; Korecky-Kröll et al.: *Plural variation*.

4.4. Vergleich mit der entsprechenden kindgerichteten Sprache

Die Gegenüberstellung von kindgerichteter Sprache und Kindersprache in den spontansprachlichen Aufnahmen im Kindergarten zeigt einen eindeutigen Einfluss des Inputs seitens der Pädagoginnen auf den Pluralgebrauch, hier in Tabelle 9 exemplarisch am Beispiel Ivans verdeutlicht. Die Aufnahmen der anderen Kinder weisen sehr ähnlich Einflüsse des Inputs hinsichtlich der Tokenfrequenz der Pädagoginnen auf. Somit kann Hypothese B zum Einfluss der kindgerichteten Sprache (CDS) auf den Pluralerwerb bestätigt werden. In den jeweiligen Gesprächssituationen wird der Wortschatz von Pädagogin und Kind parallel gebraucht, was Interaktion und Thematik geschuldet ist. In ähnlichen Studien,³⁹ scheint sich ein Zusammenhang des kindlichen Outputs mit der Pluraltypenfrequenz der Pädagoginnen zu ergeben, was unterstützt, dass die Diversität ihres Pluralgebrauchs (Types) ausschlaggebend für die Pluralentwicklung bei Kindern ist.

Tabelle 9: Gegenüberstellung von Pluralen in der Kindersprache und der kindgerichteten Sprache der spontansprachlichen Aufnahmen im Kindergarten

PERSON	TYPES	TOKENS	PLURALMARKER	SPONTANSPRACHLICHE PLURALE (TYPES)
IVAN (3;3 JAHRE)	2	2	-e -s	Schwein-e; Auto-s
PÄDAGOGIN	9	17	-s (1x) -e (3x) -(e)n (2x) -ø (2x) -U+er (1x)	Auto-s; Freund-e; Tier-e; Jahr-e Strassenkreide-n; Schaufel-n; Finger-ø; Geschwister-ø Räd-er
IVAN (3;6 JAHRE)	4	5	-(e)n -U+e -DIM -er (2x)	Regel-n; Händ-e; Schwimmflügerl-DIM; Kind-er
PÄDAGOGIN	11	15	-s (1x) -(e)n (2x) -e (4x) -ø (1x) -DIM (1x) -er (1x) -U+e (1x)	Dino-s; Feuerwehrgeschichte-n; Schwimmflosse-n Schiff-e; Fisch-e; Teil-e; Tier-e Teller-ø; Schwimmflügerl-DIM; Kind-er; Händ-e

39 Exempl. Köpcke/Schimke/Wecker: *Processing of German noun plurals*; Köpcke/Wecker: *Source- and product-oriented strategies*; Korecky-Kröll et al.: *Plural variation*.

IVAN (4;6 JAHRE)	9	10	-(e)n (6x) -e (1x) -ø (1x) -er (1x)	Eispalatschinke-n; Handschelle-n; Kugel-n; Zahl-en; Auge-n; Palatschinke-n Jahr-e; Knödel-ø; Kind-er
PÄDAGOGIN	13	21	-(e)n (8x) -e (2x) -ø (1x) -DIM (1x) -er (1x)	Erbse-n; Eispalatschinke-n; Palatschinke-n; Farbe-n; Handschelle-n; Karte-n; Kugel-n; Verkleidung-en Spiel-e; Jahr-e Knödel-ø; Schwimmflügerl-DIM; Kind-er
IVAN (4;9 JAHRE)	11	21	-en (1x) -U+e(n) (2x) -e (5x) -ø (2x) -er (1x)	Fußspur-en Bär-en; Mäus-e Stern-e; Butterkeks-e; Kekse-e; Haar-e; Jahr-e Teller-ø; Fenster-ø Kind-er
PÄDAGOGIN	30	56	-s (1x) -(e)n (12x) -U+e(n) (3x) -ø (6x) -e (8x)	Tipp-s (Ausstech-)form-en; Christbaumkugel-n; Fußspur-en; Geschichte-n; Idee-n; Kerze-n; (Schmück-)sache-n; Schneeflocke-n; Zahl-en; Schwierigkeit-en; Bär-en; Mäus-e; Händ-e Teller-ø; Lebkuchen-ø; Adventskalender; Weihnachten-ø; Patschen-ø; Fenster-ø Tier-e; (Butter-/Lebkuchen-)keks-e; Pilz-e; Stern-e; Tag-e, Geschenk-e;

Die Gegenüberstellung in Tabelle 9 zu den spontansprachlichen Plural-äußerungen der Pädagogin und Ivan zeigt, dass erwartungsgemäß der Input der Pädagogin Ivans Output übersteigt. Wenn wir das Alter von 4;9 Jahren herausgreifen, so kommen: 8 von 11 Plural-Types in Ivans spontansprachlichen Äußerungen auch bei der Pädagogin vor (*Fußspuren, Bären, Mäuse, Sterne, Butterkekse, Kekse, Teller, Fenster*). Im Alter von 4;6 Jahren sind es 6 von Ivans 9 Pluralen, in 3;6 3 von 4 Pluralen, in 3;3 1 von 2 Pluralen.⁴⁰

Ähnliche Ergebnisse lassen sich auch aus den Spontansprachendaten mit den Eltern zur kindgerichteten Sprache im Kroatischen ableiten.⁴¹

40 Vgl. Korecky-Kröll et al.: *Plural variation*, S. 22f.

41 Vgl. Čamber: *Simultaneous acquisition*.

5. Diskussion – ähnliche Studien zum Pluralerwerb durch monolinguale und sukzessiv-bilinguale Kinder

Der Artikel von Kuvač und Cvikić⁴² befasst sich mit der kroatischen Morphologie maskuliner Nomina im Nominativ und Genitiv Singular und Plural unter besonderer Berücksichtigung des Erwerbs der Deklinationsklassen. Dabei zeigen vor allem 3- und besonders 4-jährige Kinder Übergeneralisierungen. Dies deckt sich mit den Ergebnissen unserer vier simultan-bilingualen Kinder zu Kommission nach Omission. Die Kinder bei Kuvač und Cvikić entwickeln ab dem 4. Lebensjahr vermehrt eine Regelmäßigkeit unterschiedlicher Flexionsklassen. Bei 3-jährigen sind lange und kurze Plurale bei Maskulina noch nicht ausgebildet, was zu unseren vier simultan-bilingualen Kindern passt.

Auch bei Deutsch-lernenden Wiener monolingualen Kindern dauert der Pluralerwerb lange.⁴³ Im formalen Pluraltest bildeten sie am häufigsten *-e* Plurale richtig, gefolgt von *-e + U*, *-er + U* und *-s*, übergeneralisierten aber am häufigsten *-(e)n* und *-e*. Die simultan-bilingualen Kindern weisen im Alter von 4 Jahren hauptsächlich folgende korrekte Formen auf: *-∅*, *-s*, *-e*, *-(e)n*, *-e + U* (nur *Bäll-e*).

Kinder, die sukzessive Deutsch nach der Familiensprache Türkisch lernen, zeigen im Vergleich zu monolingual deutschsprachigen Kindern eine Verzögerung beim Pluralerwerb. Beim formalen Pluraltest sind Übergeneralisierung dieser beiden Gruppen ähnlich.⁴⁴ Die sprachlich schwächeren Kinder zeigen auch im INPUT-Projekt eine Vermeidungsstrategie, während sprachlich weiter entwickelte Kinder eher zu Übergeneralisierungen tendieren und die ihnen bekannten Pluralbildungsstrategien anwenden (Kommission).⁴⁵ Die häufige Wiederholung der Singularformen im formalen Pluraltest geht darauf zurück, dass im Türkischen bei der Pluralelizitation anhand dreier abgebildeter Objekte nach dem Zahlwort das Nomen im Singular steht (z.B. *üç araba* ›drei Auto-SG‹) verlangt,⁴⁶ während im Kroatischen *tri* ›drei‹ den Genitiv Singular verlangt. Das kann sich auf den sonstigen Pluralgebrauch auswirken.⁴⁷ Für das gleiche Phänomen in Studien zu älteren Kindern vgl. (mit Russisch und Türkisch als L1) Köpcke und Wecker⁴⁸ und Gülsüm.⁴⁹

42 Kuvač/Cvikić: *Obilježja dječje gramatike*.

43 Vgl. Laaha et al.: *Early noun plurals in German*.

44 Vgl. Korecky-Kröll et al.: *Plural variation*, S. 27.

45 Vgl. Stephany/Voeikova: *Development of Nominal Inflection*.

46 Vgl. Korecky-Kröll et al.: *Plural variation*, S. 17.

47 Siehe Čamber: *Simultaneous acquisition*.

48 Köpcke/Wecker: *Source- and product-oriented strategies*.

49 Gülsüm: *Erwerb der deutschen Pluralflexion*.

6. Konklusionen und Ausblick

Zuallererst gilt es festzuhalten, dass die Ergebnisse aus den rezeptiven Wortschatz- und Grammatikverständnistests wegen zahlreicher anderer Einflussfaktoren nur unzureichend die von uns erhobenen Formen des Pluralerwerbs erklären, obwohl im allgemeinen lexikalischer Erwerb die Voraussetzung für Grammatikerwerb ist (s. zentrale Forschungsfrage). Formale Pluraltests ergeben eine viel höhere Anzahl an inkorrekten Nullpluralen und Übergeneralisierungen, während Spontansprachenaufnahmen hauptsächlich korrekte Pluralformen aufweisen, was unsere Hypothese A (s. Forschungsfrage 1 in Kapitel 3) verifiziert, dass formale Tests ein höheres, metasprachliches Sprachbewusstsein erfordern und Vermeidungsstrategien weniger zum Einsatz kommen können als in der Spontansprache. Ein besonders wichtiger Faktor ist der Input, den Kinder erhalten.⁵⁰ So zeigen besonders die Analysen der kindgerichteten Sprache (CDS) seitens der Pädagoginnen im Deutschen eine Parallele zu den Äußerungen der Kinder und spielen daher offenbar eine wichtigere Rolle als die Elternsprache, während diese den frühen Erwerb der Heimssprache allein determiniert. Die in der nichtnativistischen Erwerbsforschung allgemein vertretene Hypothese B trifft also auch für unsere Untersuchung zu.

Die untersuchten monolingual deutschsprachigen Kinder erzielen wesentlich bessere Ergebnisse und sind in ihrer Pluralentwicklung weiter fortgeschritten als sukzessiv-bilinguale Kinder. Simultan-bilinguale liegen zunächst dazwischen. Bei den simultan-bilingualen wie bei den monolingualen Kindern wirken sich gemäß der von uns neu aufgestellten Hypothese C die strukturellen Eigenschaften der beiden Systeme stärker aus als bei den sukzessiv-bilingualen Kindern. Die simultan-bilingualen Kinder zeigen eine deutliche Präferenz für *-e* Suffigierung in beiden Sprachen, während bei den monolingualen Kindern eher deutsche *-en* und *-e* Pluralmarker übergeneralisiert werden. Dass hier eine gegenseitige Beeinflussung der beiden Sprachen stattfindet, wird durch die Tatsache bekräftigt, dass die kroatische *-e* Suffigierung viel häufiger auf Kosten der maskulinen als neutralen Konkurrenten übergeneralisiert wird, analog zur Produktivität und Präferenz zu deutschen maskulinen gegenüber neutralen *-e* Pluralen. Notabene sind die *-e* Suffixe die einzigen homophonen Pluralsuffixe beider Sprachen. Die von uns neu aufgestellte Hypothese C, die von allen von uns befragten ExpertInnen als plausibel bezeichnet wurde, hat sich also bewährt. Dieses Ergebnis ist unser wichtigstes und innovativstes, denn es betrifft eine

50 Vgl. Weichselbaum et al.: *Child-directed speech differences*.

bisher in der Morphologie noch nie beobachtete Erscheinung, weder in Forschungen zum Spracherwerb noch zum Bilinguismus oder zum historischen Morphologiekontakt,⁵¹ noch ist sie in psycholinguistischen Modellen vorgesehen, nicht einmal im radikalsten Bilinguismusmodell Libbens.⁵²

Großteils wird die kroatische Pluralbildung von den untersuchten Kindern schneller erworben, weil sie regulärer und weniger komplex als die deutsche ist und keine Nullplurale kennt. Aber Diskrepanzen bei der Erhebung sowie beim Vergleich der formalen Pluraltests erschweren eine völlige Bestätigung der Hypothese D vom früheren Erwerb des Kroatischen.

Unsere Stichprobenzahl war im Rahmen der vorausgehenden Studie notgedrungen limitiert: Eine größere Gruppe an simultan-bilingualen Kroatisch/Deutsch-lernenden Kindern wäre notwendig, um diese Ergebnisse zu verifizieren. Ferner wäre es wünschenswert, einen detaillierteren Vergleich mit monolingualen Daten beider Sprachen anzustellen, sowie einen Vergleich mit Deutsch-als-Fremdsprache-Lernenden in Kroatien durchzuführen. Es wäre aber auch von Interesse, weitere Sprachenpaare, die ähnliche Konstellationen der Pluralbildung aufweisen wie Kroatisch und Deutsch, und dahingehend simultan-bilinguale Kinder zu untersuchen.

Dass bei Fremdspracherwerb und bilingualem Spracherwerb der Wortschatz, die Syntax und die Pragmatik beider Sprachen einander beeinflussen können, ist bekannt.⁵³ Unseres Wissens und nach der Befragung vieler ExpertInnen der betreffenden Sparten wurde aber weder in der Spracherwerbsforschung noch in der experimentellen Psycholinguistik beobachtet, dass homophone Suffixe einander von Sprache zu Sprache gegenseitig beeinflussen. Dies ist auch nicht der Fall in der Sprachkontaktmorphologie, obwohl dies dort zu erwarten wäre, weil sich sogar Übernahmen von Flexionsmorphemen in steigendem Maße gefunden haben.⁵⁴ Dies ist nur durch eine stärkere Identifizierung von Flexionsmorphemen in der Sprachverarbeitung bei Bilingualismus erklärlich, als selbst Libben in seinem Morphologiemodell⁵⁵ und in seinem Bilingualismusmodell⁵⁶ angenommen hat. Wir nehmen an, dass bei simultanem bilinguaalem Spracherwerb die

51 Vgl. Gardani: *On morphological borrowing*; Gardani: *Morphology and Contact-Induced Language Change*; von ihm auch persönlich bestätigt.

52 Libben: *The nature of compounds*; Libben et al.: *Bilingualism*.

53 Vgl. Caselli et al.: *A comparison of the transition*; Davidson et al.: »I Readed the Book Last Week«; Hoff et al.: *What Explains the Correlation*; Marchmann et al.: *The Language-Specific Nature of Grammatical Development*.

54 Vgl. Gardani: *On morphological borrowing*; Gardani: *Morphology and Contact-Induced Language Change*.

55 Vgl. Libben: *The nature of compounds*.

56 Vgl. Libben et al.: *Bilingualism*.

Assoziation zwischen korrespondierenden Formen beider Sprachen (in unserem Fall von Pluralmorphemen) enger ist als bei sukzessivem bilingualem Spracherwerb und besonders beim Fremdspracherwerb. Eine solche gegenseitige Beeinflussung kann lediglich in frühen Phasen des simultan-bilingualen Spracherwerbs auftreten, denn später nähert sich die kindliche Sprachproduktion in jeder der beiden Sprachen immer stärker dem Input an. Deshalb kann eine solche gegenseitige Beeinflussung nicht zu Sprachwandel führen und wurde daher in Untersuchungen zur diachronen Kontaktmorphologie noch nicht vorgefunden.

Literaturverzeichnis

- Behrens, Heike: *Learning Multiple Regularities: Evidence from Overgeneralization Errors in the German Plural*. In: *Proceedings of the 26th Annual Boston University Conference on Language Development*. Bd. 1. Hgg. Barbora Skarabela, Sarah Fish, Anna H.-J. Do. Somerville. MA: Cascadilla 2002, S. 72–83.
- Berman, Ruth Aronson; Slobin, Dan Isaac (Hgg). *Relating Events in narrative*. Hillsdale, N.J.: L. Erlbaum Associates 1994.
- Bishop, Dorothy V. M.; Kuvač Kraljević, Jelena; Hržica, Gordana; Kovačević, Melita; Kologranic Belić, Lana: *TROG Test razumije vanja gramatike (TROG-2:HR)*. Jastrebarsko: Naklada Slap 2014.
- Bittner, Dagmar; Köpcke, Klaus-Michael: *On the acquisition of German plural markings*. »ZAS Papers in Linguistics« 21 (2001), S. 21–32.
- Čamber, Marina: *Simultaneous acquisition of Austrian German and Croatian at home and in preschool*. Dissertation. Universität Wien 2020.
- Caselli, Maria Cristina; Casadio, Paola; Bates, Elisabeth: *A comparison of the transition from first words to grammar in English and Italian*. »Journal of Child Language« 26.1 (1999), S. 69–111.
- Cristofaro, Tonia N.; Tamis-LeMonda, Catherine S.: *Mother-Child Conversations at 36 Months and at Pre-Kindergarten: Relations to Children's School*. »Journal of Early Childhood Literacy« 12.1 (März 2012), S. 68–97.
- Davidson, Denise; Vanegas, Sandra B.; Hilvert, Elizabeth; Misiunaite, Ieva: »I Readed the Book Last Week«. *The Role of Dominant Language, Receptive Vocabulary and Language Structure on Morphosyntactic Awareness in Monolingual and Heritage Language Children*. »Bilingualism: Language and Cognition« 20.5 (November 2017), S. 1045–1062.
- Dunn, Leota M.; Dunn, Lloyd M.; Kovačević, Melita; Padovan, Nevena; Hržica, Gordana; Kuvač Kraljević, Jelena; Mastupić, Maja; Dobravac, Gordana; Palmović, Marijan: *Peabody slikovni test rječnika – PPVT-III-HR*. 1. Aufl. Zagreb: Naklada Slap 2009.
- Duursma, Elisabeth; Romero-Contreras, Silvia; Szuber, Anna; Proctor, Patrick; Snow, Catherine E.; August, Diane; Calderón, Margarita: *The role of home literacy and language environment on bilinguals' English and Spanish vocabulary development*. »Applied Psycholinguistics« 28 (2007), S. 171–90.
- Fox-Boyer, Annette; Bäumer, Thomas; Müller, Madeleine; Merzbecher, Silke (Hgg): *TROG-D: Test zur Überprüfung des Grammatikverständnisses*. 7. Aufl. Idstein: Schulz-Kirchner 2016.

- Fürst, Bettina: *German Research Version of the Peabody Picture Vocabulary Test (PPVT4)*. Vienna 2009.
- Gardani, Francesco: *On morphological borrowing*. »Language and Linguistics Compass« 12.2 (2018), e12302.
- Gardani, Francesco: *Morphology and Contact-Induced Language Change*. In: *The Oxford Handbook of Language Contact*. Hg. Anthony P. Grant. Oxford: Oxford UP 2020, S. 95–122.
- Gawlitzeck-Maiwald, Ira: *How Do Children Cope with Variation in the Input? The Case of German Plurals and Compounding*. In: *How Tolerant is Universal Grammar?* Hgg. Rosemarie Tracy, Elsa Lattey. Tübingen: Niemeyer 1994, S. 225–266.
- Griffin, Zenzi M.: *Recency Effects for Meaning and Form in Word Selection*. »Brain and Language« 80 (2002), S. 465–487.
- Gülsüm, Günay: *Erwerb der deutschen Pluralflexion. Empirische Studien zu Kindern mit Türkisch als Erstsprache und Deutsch als Zweitsprache*. Tübingen: Narr 2016.
- Hoff, Erika; Quinn, Jamie M.; Giguere, David: *What Explains the Correlation between Growth in Vocabulary and Grammar? New Evidence from Latent Change Score Analyses of Simultaneous Bilingual Development*. »Developmental Science« 21.2 (März 2018), e12536.
- Huttenlocher, Janellen; Waterfall, Heidi; Vasilyeva, Marina; Vevea, Jack; Hedges, Larry V.: *Sources of Variability in Children's Language Growth*. »Cognitive Psychology« 61.4 (Dezember 2010), S. 343–365.
- Köpcke, Klaus-Michael: *The acquisition of plural marking in English and German revisited: schemata versus rules*. »Journal of Child Language« 25 (1998), S. 293–319.
- Köpcke, Klaus-Michael; Schimke, Sarah; Wecker, Verena: *Processing of German noun plurals: Evidence for first- and second-order schemata*. »Word Structure« 14 (2021), S. 1–24.
- Köpcke, Klaus-Michael; Wecker, Verena: *Source- and product-oriented strategies in L2 acquisition of plural marking in German*. »Morphology« 27.1 (2017), S. 77–103.
- Korecky-Kröll, Katharina: *Der Erwerb der Nominalmorphologie bei zwei Wiener Kindern: Eine Untersuchung im Rahmen der Natürlichkeitstheorie*. Dissertation. Universität Wien 2011.
- Korecky-Kröll, Katharina; Dressler, Wolfgang U.: *The acquisition of number and case in Austrian German nouns*. In: *Development of Nominal Inflection in First Language Acquisition: A Cross-linguistic Perspective*. Hgg. Ursula Stephany, Maria D. Voeikova. Berlin: De Gruyter 2009 (=Studies on Language Acquisition 30), S. 265–302.
- Korecky-Kröll, Katharina; Sommer-Lolei, Sabine; Templ, Viktoria; Weichselbaum, Maria; Uzunkaya-Sharma, Kumru; Dressler, Wolfgang U.: *Plural variation in L1 and early L2 acquisition of German: social, dialectal and methodological factors*. »CogniTExtes« 17, Numéro spécial AFLiCo 6, Volume 3 (2018).
- Korecky-Kröll, Katharina; Sommer-Lolei, Sabine; Dressler, Wolfgang U.: *Interparadigmatische Umlautschemata im Deutschen? Evidenzen aus dem kindlichen Spracherwerb und der Sprachproduktion Erwachsener*. In: *Prototypen – Schemata – Konstruktionen. Untersuchungen zur deutschen Morphologie und Syntax*. Hgg. Anja Binanzer, Jana Gamper, Verena Wecker. Berlin: De Gruyter 2021 (=Reihe Germanistische Linguistik 325), S. 279–297.
- Kuvač, Jelena; Cvikić, Lidija: *Obilježja dječje gramatike na primjeru imeničke morfologije*. »Riječ. Časopis za slavensku filologiju« 2.9 (2003), S. 19–30.
- Laaha, Sabine; Ravid, Dorit; Korecky-Kröll, Katharina; Laaha, Gregor; Dressler, Wolfgang U.: *Early noun plurals in German: regularity, productivity or default?* »Journal of Child Language« 33 (2006), S. 271–302.

- Libben, Gary: *The nature of compounds: A psychocentric perspective*. »Cognitive Neuropsychology« 31 (2014), S. 8–25.
- Libben, Maya, Goral, Mira; Libben, Gary (Hgg.): *Bilingualism. A Framework for Understanding the Mental Lexicon*. In: *Bilingual Processing and Acquisition*. Bd. 6. Amsterdam: John Benjamins Publishing Company 2017.
- MacWhinney, Brian: *The CHILDES Projekt: Tools for Analyzing Talk*. 3. Aufl. Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum Associates 2000.
- Meisel, Jürgen M.: *The simultaneous acquisition of two first languages. Early differentiation and subsequent development of grammars*. In: *Trends in bilingual acquisition*. Hgg. Jasone Cenoz, Fred Genesee. Amsterdam: Benjamins 2001, S. 11–41.
- Marchman, Virginia A.; Martinez-Sussmann, Carmen; Dale, Philip S.: *The Language-Specific Nature of Grammatical Development: Evidence from Bilingual Language Learners*. »Developmental Science« 7. 2 (April 2004), S. 212–224.
- Mayer, Mercer: *Frog, Where Are You?* New York: Dial Press 1969.
- Mayo, Aziza Y.; Leleman, Paul P. M.: *Off to a good start? Vocabulary development and differences in early family and classroom experiences of children from native-Dutch and immigrant families in the Netherlands*. »Educational and Child Psychology« 25.1 (2008), S. 70–82.
- Parra, Marisol; Hoff, Erika; Core, Cynthia: *Relations among language exposure, phonological memory, and language development in Spanish-English bilingually developing 2-year-olds*. »Journal of Experimental Child Psychology« 108 (2011), S. 113–125.
- Ravid, Dorit; Dressler, Wolfgang U.; Nir-Sagiv, Bracha; Korecky-Kröll, Katharina; Souman, Agnita; Rehfeldt, Katja; Laaha, Sabine; Bertl, Johannes; Basbøll, Hans; Gillis, Steven: *Core morphology in child directed speech: Crosslinguistic corpus analyses of noun plurals*. In: *Corpora in Language Acquisition Research*. Hg. Heike Behrens. Amsterdam: Benjamins 2008, S. 25–60.
- Ravid, Dorit; Keuleers, Emmanuel; Dressler, Wolfgang U.: *Emergence and early development of lexicon and morphology*. In: *Word Knowledge and Word Usage: A Cross-disciplinary Guide to the Mental Lexicon*. Hgg. Vito Pirrelli, Ingo Plag, Wolfgang U. Dressler. Berlin: De Gruyter 2020, S. 593–633.
- Sočanac, Lelija: *Anglicizmi u hrvatskom i srpskom jeziku: sličnosti i razlike*. In: *Razlike između bosanskog/bošnjačkog, hrvatskog i srpskog jezika. Leksik(a) – Tvorba r(ij)eči – Frazeologija*. Hgg. Branko Tošović. Bd. 2. Wien, Berlin: Lit Verlag 2009, S. 239–252.
- Stephany, Ursula; Voeikova, Maria (Hgg.): *Development of Nominal Inflection in First Language Acquisition: A Cross-linguistic perspective*. Berlin: Mouton de Gruyter 2009.
- Težak, Stjepko; Babić, Stjepan: *Gramatika hrvatskoga jezika. Priručnik za osnovno jezično obrazovanje*. 13. Aufl. Zagreb: Školska knjiga 2003.
- Tomasello, Michael: *Constructing a Language*. Cambridge, MA: Harvard University Press 2009.
- Wecker, Verena: *Strategien bei der Pluralbildung im DaZ-Erwerb. Eine Studie mit russisch- und türkischsprachigen Lernern*. Berlin/Boston: De Gruyter 2016 (=DaZ-Forschung, 12).
- Weichselbaum, Maria; Čamber, Marina; Templ, Viktoria: *Child-directed speech differences in the input of kindergarten teachers: The role of educational situations, gender and language background*. »Lingue e Linguaggio« XVIII.1 (2019), S. 119–141.
- Wegener, Heide: *Variation in the Acquisition of German Plural Morphology by Second Language Learners*. In: *How Tolerant is Universal Grammar?* Hgg. Rosemarie Tracy, Elsa Lattey. Tübingen: Niemeyer 1994, S. 267–294.

Wegener, Heide: *Der Erwerb eines komplexen morphologischen Systems in DaZ: Der Plural deutscher Substantive*. In: *Fortgeschrittene Lernervarietäten, Korpuslinguistik und Zweitspracherwerbsforschung*. Hgg. Maik Walter, Patrick Grommes. Tübingen: Niemeyer 2008, S. 93–117.

Éva Márkus | Eötvös Loránd Tudományegyetem, markus.eva@tok.elte.hu

Die adnominale Possession im Dialekt von Deutschpilsen (Nagybörzsöny) – mit besonderem Augenmerk auf den possessiven Genitiv

1. Einleitung

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit der Beschreibung der adnominalen Possession im Dialekt von Deutschpilsen. Das Untersuchungsgebiet ist der deutsche Dialekt der kleinen Sprachinsel Deutschpilsen im Norden Ungarns, einer mittelalterlichen Ansiedlung, deren Einwohner früher wahrscheinlich aus dem Süden sowie aus dem mittleren Osten des deutschen Sprachgebiets kamen. Die mittelalterliche bairische Außengründung wurde vom 13. bis in das 15. Jahrhundert vermutlich mit Siedlern aus dem Alpenvorland (Steiermark), Tirol und aus dem Erzgebirge und/oder aus Thüringen besiedelt. Es gibt keine urkundlichen Quellen, die dies beweisen, aber aus der südbairisch/südmittelbairisch-ostmitteldeutschen Mischmundart lässt sich darauf schließen. In dieser Mundart überwiegen deutlich die bairischen Elemente, obwohl sich einige sehr markante mitteldeutsche Charakteristika erhalten haben. Nach der Vertreibung der Türken aus Ungarn begann in Deutschpilsen schon um 1690 die Ansiedlung weiterer deutscher katholischer Familien aus dem Hauerland

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit der Beschreibung der adnominalen Possession im Dialekt der kleinen deutschen Sprachinsel Deutschpilsen in Ungarn. Der possessive Genitiv ist im deutschen Sprachraum heute nur noch im äußersten Norden und im Süden zu finden, aber der untersuchte Dialekt konservierte die Genitivkonstruktion und bewahrte sie bis heute. Neben dem adnominalen, possessiven Genitiv in der attributiven Verwendung wird auch die prädikative Verwendung, beide nach ihrer Form und ihrer Semantik, ausführlich beschrieben. Weitere Formen der adnominalen Possession im untersuchten Dialekt, z. B. der adnominale possessive ›Dativ‹ (und seine zwei weiteren Varianten) werden ebenfalls vorgestellt.

(heute Slowakei, damals zum ungarischen Königreich gehörend): aus der Umgebung Deutschprobens (ung. Németspróna, slow. Nitrianske Pravno) und Kremnitz (ung. Kőrmöcbánya, slow. Kremnica). Diese Migration dauerte mehrere Jahrzehnte. Die Siedler waren Bergleute, in Deutschpilsen wurde im Mittelalter Gold gefördert.

Der Basisdialekt des abgelegenen Dorfes Deutschpilsen bewahrt bis heute viele archaische Formen, er zeigt sehr oft sprachliche Übereinstimmungen mit dem mittelhochdeutschen Sprachzustand. Regional findet man viele Gemeinsamkeiten mit dem bairischen Sprachraum, besonders mit den anderen bairischen Außensprachinseln des Mittelalters. Die mundartlichen Sprachbelege werden in der vorliegenden Arbeit in der phonetischen Transkription des IPA (Internationalen Phonetischen Alphabets) dargeboten, damit die genaue Aussprache rekonstruiert werden kann. Die bairische Herkunft der Mundart zeigt sich sowohl im Lautsystem als auch im Wortschatz sowie in der Wortbildung und der Morphologie. Die Hauptcharakteristika der Phonetik der Deutschpilsener deutschen Mundart sind, dass statt des Lautes *v* (labiodentaler stimmhafter Frikativ wie im Anlaut in *Wasser*) der Laut *b* (*bnlt* = Wald), statt des Lautes *f* der Laut *v* (*vuks* = Fuchs) und statt des Lautes *b* der Laut *p* (*pa:dn* = baden) im Anlaut gesprochen wird. Solche Lautveränderungen zeigen auch andere bairische Außengründungen. Typisch ist des Weiteren, dass die Mundartssprecher den Laut *p* für mhd. *pf* sprechen (*krypm* = Krapfen) bzw. die Affrikate *kf* (*kfaj* = Pfaffe) – eine Erscheinung, die auch in der Zips (heutige Slowakei) vorkommt.¹

Gegenwärtig ist die Mundart vom Aussterben bedroht, sie ist eine Alters- und Erinnerungssprache geworden. D'Alessandro et al. sprechen von ›moribunden oder gefährdeten Herkunftssprachen‹.² Die Dokumentation der Mundart war eine erstrangige Aufgabe. Das Untersuchungskorpus besteht aus folgenden Elementen: Die Autorin des vorliegenden Beitrags hat vor mehr als zehn Jahren in Deutschpilsen eine empirische Untersuchung, eine mündliche Befragungen im Rahmen einer mehrtätigen Feldarbeit durchgeführt. Mit Hilfe eines Fragenkatalogs wurden sprachliche Daten von mehreren älteren InformantInnen gesammelt und aufgezeichnet, sowohl auf Tonträgern als auch schriftlich. Die ursprünglich nur auf Tonträgern festgehaltenen Daten wurden später transkribiert. Anschließend wurden die festgehaltenen grammatischen Konstruktionen ausführlich beschrieben

1 Näheres siehe in Márkus: *Deutsche Mundart von Deutschpilsen*, S. 33–107.

2 D'Alessandro/Natvig/Putnam: *Moribund Heritage Languages*, S. 1. Weiteres zur Wichtigkeit der Untersuchung von ›moribund (or endangered) heritage languages‹ und zur Methodologie siehe ebd.

und analysiert. Einen weiteren Teil des Korpus bildeten Tonbandaufnahmen im Umfang von mehreren Stunden aus dem Jahr 1980, die Maria Hornung durchgeführt hatte und die von Frau Dr. Ingeborg Geyer freundlicherweise zur Verfügung gestellt wurden.³ Diese Daten wurden für den vorliegenden Beitrag phonetisch transkribiert bzw. in Schrift umgesetzt und eingehend analysiert.

Ziel des vorliegenden Untersuchungsvorhabens ist nun eine umfassende Beschreibung der adnominalen Possession in der Deutschpilsener Mundart. Das Untersuchungsmaterial wurde so zusammengestellt, dass aus dem Korpus die für das Thema ›possessive Relationen‹ relevanten sprachlichen Daten zielgerichtet selektiv gesammelt und geordnet wurden. Anschließend wurden sie auf Aufbau und Funktion hin analysiert und detailliert beschrieben; dabei wurden auch sprachgeographische und diachronische Aspekte berücksichtigt.

Der possessive Genitiv ist im deutschen Sprachraum nur noch im äußersten Norden und im Süden zu finden.⁴ Auch Schirmunski stellt fest, dass die Anwendung des Genitivs im Vergleich zum Mhd. deutlich zurückgegangen ist.⁵ Eine augenfällige Erscheinung des Deutschpilsener Dialekts ist das Genitiv-s bei weiblichen Personenbezeichnungen. Das Genitiv-s bei Wörtern weiblichen Geschlechts (Verwandtschaftsnamen) kommt im Niederdeutschen vor, wobei dort aber der Artikel fehlt.⁶ Schirmunski dokumentiert, dass der besitzanzeigende Genitiv in südlichen Dialekten, wie dem Elsässischen, Bairischen und dem Schweizerdeutschen, erhalten geblieben ist.⁷ Ellsäßer betont ebenfalls das Schwinden des Genitivs, sie weist auch auf die Ersatzperiphrasen hin:

Der adnominale, possessive Genitiv, der die syntaktische Funktion eines Attributs markiert (der Pullover des Großvaters), ist zwar in der neuhochdeutschen Standardsprache noch vorhanden, gilt allerdings in den modernen deutschen Dialekten – mit Ausnahme einiger isolierter Varietäten – als bis auf wenige relikthafte Konstruktionen ausgestorben und wird dort, wie auch teilweise in der Standardsprache, durch verschiedene Periphrasen, die sich auf synthetische Dativformen stützen, ersetzt.⁸

Die vorliegende Arbeit ist folgendermaßen aufgebaut: Der adnominale, possessive Genitiv (attributiv) wird im Kapitel 2 beschrieben. Diese Verwendung des Genitivs hat das reichste Belegmaterial im untersuchten Dialektkorpus.

3 Márkus: *Deutschpilsen*, S. 14f.

4 Weise: *Mundarten*, S. 81, zit. nach Bart: *Possessivkonstruktionen*, S. 54.

5 Schirmunski: *Deutsche Mundartkunde*, S. 496.

6 Ebd., S. 500.

7 Schirmunski: *Deutsche Mundartkunde*, S. 498, zit. nach Bart: *Possessivkonstruktionen*, S. 55.

8 Ellsäßer: *Kasus im Korpus*, S. 15.

Die Konstruktion wird nach ihrer Form und ihrer Semantik ausführlich beschrieben. Kapitel 3 stellt die prädikativen Möglichkeiten zum Ausdruck der Possession dar, ebenfalls mit Hilfe von dialektalen Belegen illustriert. Weitere Formen der adnominalen Possession im untersuchten Dialekt werden im Kapitel 4 vorgestellt. Von diesen ist allen voran der adnominale possessive Dativ (mit seinen zwei weiteren Varianten) hervorzuheben, denn diese Konstruktion kommt am häufigsten im Korpus vor.

2. Der attributive, pränominale Genitiv

Zur Prüfung der heutigen sprachgeographischen Verteilung des pränominalen Genitivs kann man u.a. den Atlas zur deutschen Alltagssprache⁹ zu Rate ziehen. Darin trägt die Karte (AdA9) den Namen ›possessives Attribut‹.¹⁰ Die dargestellte Konstruktion lautet: *Annas Schlüssel*. Die Genitivkonstruktion *Annas Schlüssel* wird im Niederdeutschen bevorzugt. Im Hochdeutschen werden überwiegend die *von*-Konstruktion oder der adnominale possessive Dativ belegt.

Der pränominale Genitiv kann im Gegenwartsdeutschen nur noch mit *Propria* gefüllt werden. Auch in den heutigen deutschen Dialekten ist die Genitivkonstruktion kaum anzutreffen. Laut Kasper ist im Oberdeutschen das Höchstalemannische im Wallis eine Ausnahme: Die Konstruktion mit pränominalem Genitiv, der durch einen Eigennamen mit *-s* besetzt ist, kommt noch sporadisch auch in niederdeutschen Dialekten vor.¹¹

Mögliche Gründe für das allmähliche Verschwinden des Genitivs im Deutschen sind der Zusammenfall der Kasusformen und eine Annäherung an das Englische¹² und eine ähnliche Entwicklung wie im Englischen oder Französischen, wo Präpositionen (*of, de*) die possessive Funktion übernehmen.¹³

2.1. Formen

Das Vorhandensein der Genitivkonstruktion ist in der untersuchten Deutschpilsener Mundart sehr auffällig; noch merkwürdiger ist aber, dass die Substantivendung *-s* (Genitivmarker) auch bei den Feminina (im Korpus bei

9 Elspaß/Möller (Hgg.): *Atlas zur deutschen Alltagssprache*.

10 Ebd., <<http://www.atlas-alltagssprache.de/attribut>>.

11 Kasper: *Adnominale Possession*, S. 303. Zum Genitiv im Mittelniederdeutschen siehe Lundemo: *Genitiv*.

12 Schwarz: *Die deutschen Mundarten*, zit. nach Bart: *Possessivkonstruktionen*, S. 53.

13 Wellander: *Schwund des Genitivs*, S. 158., zit. nach Bart: *Possessivkonstruktionen*, S. 53.

Personenbezeichnungen: Verwandtschaftsnamen und Rufnamen) gebraucht wird. Das Genitiv-s der Feminina erinnert Schröder in sprachhistorischer Hinsicht an das Altnordische.¹⁴ Sprachgeschichtlich erscheint es im Gotischen und im Altsächsischen.¹⁵ Bei den Verwandtschaftsnamen *Bruder*, *Mutter*, *Tochter*, *Schwester* (germ. -ter-Stämme) setzt das Gotische (der älteste überlieferte germanische Dialekt)¹⁶ das Genitiv -s. Die femininen Verwandtschaftsnamen werden wie *Bruder* dekliniert.¹⁷ Die Substantivendung -s bei Personenbezeichnungen im untersuchten Dialekt hat also ihre Erklärung in der Sprachgeschichte.

In der Mundart von Dopschau (heute Slowakei, vor 1920 Königreich Ungarn) ist die Genitivendung -s bei Feminina ebenfalls belegt, sowohl bei Personenbezeichnungen als auch bei Tieren, beispielsweise *toxtərs*, *ku:s* (der Tochter_{Gen}, der Kuh_{Gen}), im Plural: *teçtərn̩s*, *ki:s* (der Töchter_{Gen}, der Kühe_{Gen}).¹⁸ Wie schon erwähnt, gehörte Deutschpilsen ursprünglich zum Hauerland, es ist der südlichste Punkt des mittelslowakischen Hauerlandes.¹⁹ Der Ort wurde von nordungarischen Bergleuten – ihrer Mundart nach im Zusammenhang mit der Kremnitz-Deutschprobener Sprachinsel, vielleicht auch mit der Süd-Zips – angelegt.²⁰ Erst nach dem Friedensvertrag von Trianon (1920), nach der neuen Grenzziehung nach dem Ersten Weltkrieg, wurde Deutschpilsen vom Hauerland (heute größtenteils in der Slowakei) abgeschnitten.

Die dependente Genitiv-Nominalphrase (im Weiteren wird des Öfteren die Abkürzung NP für ›Nominalphrase‹ verwendet) wird im untersuchten Dialekt immer der Kopf-NP vorangestellt. Der postnominale possessive Genitiv (wie z.B. *die Schuhe des Großvaters*) kommt im untersuchten Korpus nicht vor. Der Possessor (›Besitzer‹ im weitesten Sinne) steht im Genitiv und erscheint immer vor dem Possessum (›Besitz‹ im weitesten Sinne). Zum Beispiel: *den ahens fuə* (des Großvaters Schuhe, Standarddeutsch: *die Schuhe des Großvaters*); Possessor_{Gen} Possessum → Possessionsrelation im weiteren Sinne.²¹

14 Schröder: *Deutsche Mundarten des Ungrischen Berglandes*, S. 16.

15 Braune/Ebbinghaus: *Althochdeutsche Grammatik*, S. 29–37.

16 König: *dtv-Atlas*, S. 55.

17 Braune/Ebbinghaus: *Althochdeutsche Grammatik*, S. 35.

18 Mráz: *Dobsinai német nyelvjárás*, S. 70.

19 Hutterer: *Mischung, Ausgleich*, S. 90; Hutterer: *Deutsche Volksgruppe in Ungarn*, S. 257; Tarján: *Együttélés*, S. 73.

20 Hutterer: *Das Ungarische Mittelgebirge*, S. 90.

21 Die Relationstypen, aus denen sich die Domäne der Possession zusammensetzt, sind: spatiale (lokative, ablative, allative), meronymische, Besitz- und Verwandtschafts-Relationen. Kasper: *Adnominale Possession*, S. 302.

Die Nominalphrase, die den Possessor benennt, ist immer das syntaktisch dependente Element. Der Kopf der komplexen Nominalphrase (im obigen Beispiel *die Schuhe*) benennt also das Possessum. Die abhängige Nominalphrase steht im Genitiv (im obigen Beispiel *des Großvaters*) und benennt den Possessor. Die Kasusmorpheme, beispielsweise das genitivische *s*-Suffix, sind die Konstruktionsmarker.²²

Die Substantive, die im Korpus im Genitiv vorkommen, haben folgende Formen im Deutschpilsener Dialekt (s. Tabelle 1). Im Maskulinum und Neutrum Singular bekommen die Substantive die Endung *-ns* oder *-s*, im Femininum Singular die Endung *-s*. Die begleitenden Artikelwörter haben keine Genitivendung *-s*, es gibt allerdings eine Ausnahme, im Neutrum: *des beabns* (des Weibs). Die definiten Artikel *in* (des) und *des* (des) variieren frei: *in beabans* (des Weibs) und *des beabns* (des Weibs) sind vollkommen gleichbedeutend. Auch im Femininum variieren *idə* (der) und *də* (der) frei: *idə toxtəs* (der Tochter_{Gen}) und *də toxtəs* (der Tochter_{Gen}) sind synonym.

Tabelle 1: Genitivformen im Deutschpilsener Dialekt

Singular	Maskulinum	Femininum	Neutrum
Genitiv	<i>in knabns</i> (des Knaben) <i>dain knabns</i> (deines Knaben) <i>men ahes</i> (meines Großvaters) <i>məən vħəns</i> (meines Großvaters) <i>dəən vħəns</i> (deines Großvaters) <i>məən vatəns</i> (meines Vaters) <i>dəən vətəns</i> (deines Vaters) <i>gots</i> (Gottes)	<i>(i)də toxtəs</i> (der Tochter) <i>mənə toxtəs</i> (meiner Tochter) <i>məənə muətə</i> (meiner Mutter) <i>mənə muətəz</i> (meiner Mutter) <i>mənə fveistəs</i> (meiner Schwester) <i>idə kətis</i> (der Kathi's) ²³	<i>in beabəns</i> (des Weibs) <i>des beabns</i> (des Weibs) <i>məən beabns</i> (meines Weibs) <i>dain beabns</i> (deines Weibs)

Der pränominale Genitiv ist in Deutschpilsen für alle drei Genera (Possessor) belegt. Der Genitiv (der Possessor) erscheint nur im Singular, mit dem bestimmten Artikel, dem Possessiv- oder dem Definitartikel. Die

²² Ebd., S. 301.

²³ Kathi ist die Koseform von Katharina.

Konstruktion erscheint nur definit, sie wird mit indefinitem Possessor nicht gebildet. Sie wird für Personen (Rufname, Verwandtschaftsbezeichnung, abstrakte Personenbezeichnung) als Possessoren verwendet. Wenn der Possessor nicht belebt ist, ist der Genitiv semantisch blockiert und es steht eher eine Dativ/Nominativ-Possessiv-Konstruktion (s. Kapitel 4).

Beispiele für Fragepronomen/Interrogativa: *bainwe k^hitl iste der?* (Wem-wer Kittel ist denn der? / ›Wessen Rock ist denn der?‹) *bains k^huə?* (wessen Kuh?) *bains dendl istə di kəti?* (Wessen Dirndl ist denn die Kathi? / ›Wessen Tochter ist denn die Kathi?‹) *bains knab istə də zoli?* (Wessen Knabe ist denn der Zoli? / ›Wessen Sohn ist denn der Zoli?‹).

Im Deutschpilsener Dialekt werden – wie im Folgenden Tabelle 2 zu entnehmen ist – zwei Arten/Varianten des definiten Artikels (*der, die, das* und *in, idie, ider*) verwendet. ›*i(n)*‹ ist ein präpositionaler Kasusmarker, der bloß eine grammatische Funktion hat und keine eigene Semantik besitzt.²⁴ Die Genitivformen des bestimmten Artikels fallen im Singular größtenteils mit den Dativformen zusammen. Nur das Suffix *-s* im Auslaut der Nomina markiert den Kasus Genitiv eindeutig in allen drei Genera im Singular. Das Gleiche gilt auch für die Possessiva und Definita im Genitiv.

Im Maskulinum gibt es eine spezielle Nominativform und eine gemeinsame Akkusativ-Dativ-Genitivform, Feminina und Neutra (auch das Pluralparadigma) weisen eine gemeinsame Nominativ-Akkusativform und eine gemeinsame Dativ-Genitivform auf, wobei im Neutrum auch eine besondere Genitivform belegt ist. Damit zeigt das Deutschpilsener Paradigma Ähnlichkeiten mit dem »maskulinen Sonderweg«, der im Osten des oberdeutschen Dialektraumes gilt²⁵ – mit dem Unterschied, dass hier auch noch der Kasus Genitiv bewahrt worden ist.

Tabelle 2: Deklination des definiten Artikels²⁶

	Sg. Mask.	Sg. Fem.	Sg. Neutr.	Plural
Nom.	<i>də</i>	<i>di</i>	<i>das / dəs</i>	<i>di</i>
Akk.	<i>in</i>	<i>di / idi</i>	<i>das / dəs</i>	<i>di / idi</i>
Dat.	<i>in</i>	<i>də / idə</i>	<i>in</i>	<i>də / in</i>
Gen.	<i>in / den</i>	<i>də / idə</i>	<i>in / dəs</i>	–

24 Seiler: *Dativmarkierung*, S. 137.

25 Rowley: *Das Leben ohne Genitiv und Präteritum*, S. 346.

26 Márkus: *Deutschpilsen*, S. 267.

Das *i* vor dem definiten Artikel – die *-n*-lose Form des präpositionalen Kasusmarkers *in* – hat laut Seiler »die Funktion eines Expletivs, eines Platzhalters, der eine Position dann besetzt, wenn sie nicht anderweitig bereits besetzt ist.«²⁷ Wenn also die Position der Präposition unbesetzt ist, tritt der Kasusmarker als Expletiv an ihre Stelle. Über die Auftretensbedingung der präpositionalen ›Dativmarkierung‹ (so genannt, weil der Marker laut Seiler nur vor dem Dativ auftreten kann) schreibt Seiler, sie sei für die Mehrzahl der Dialekte mehr oder weniger optional, d.h. präpositional markierte und bloße Dative kommen nebeneinander vor.²⁸ Im Deutschpilsener Dialekt kommt der Marker auch im Akkusativ und Genitiv vor; der einfache Akkusativ und präpositionale Akkusativmarkierung im Fem. Akk., Dat., Gen. und im Plural Akk. treten nebeneinander auf. Lessiak schreibt über die Mundart von Pernegg/Kärnten:

Neben dem einfachen Dat. besitzt die Mundart eine mit der Präposition *in* umschriebene Form im Dat. Fem. Sg. und Dat. Pl. aller Geschlechter. Für *dr muətr*, *dr khu:ə* der Mutter, der Kuh, kann man auch sagen *ən dr muətr*, *ən dr khu:ə*. Für *ən læitn*, *ən fīhrn* den Leuten, den Tieren (Viehern), auch *ən dö læit(n)*, *ən dö fīhr(n)*.²⁹

Diese »mit der Präposition *in* umschriebene Form« kennt auch die Deutschpilsener Mundart. Auch im süd-mittelbairischen Dialekt des Lungaus lauten Dativ und Akkusativ im Sing. mask. *in*, Dativ im Sing. neutr. *in* und fem. Dativ: *der/in der*.³⁰ Mauser nennt fem. Dativ: *in der* ›additive modulatorische Artikelflexion‹, die bei älteren Sprechern noch vorhanden ist. *Der* ist die ›modulatorische Artikelflexion‹. Er stellt fest, dass die additive modulatorische Artikelflexion im Lungau bereits im Verschwinden begriffen ist.³¹ Der Kasusmarker *in* findet auch im Dialekt von Imst (Tirol) eine breite Verwendung.³²

Auch in den südbairischen Sprachinseln Zahre (Italien) und im Fersental im Trentino ist der südbairische Dativmarker *in* belegt.³³ Daher datiert Seiler die Entstehung der präpositionalen Kasusmarkierung mindestens ins Hochmittelalter, also in die Zeit vor der Besiedlung der südbairischen Sprachinseln.³⁴ Im Zimbrischen von Lusern lauten Dativ und Akkusativ im Sing. Mask. und Dativ im Sing. Neutr. ebenfalls *in*.³⁵

27 Seiler: *Dativmarkierung*, S. 148.

28 Ebd., S. 152.

29 Lessiak: *Mundart von Pernegg*, S. 164.

30 Mauser: *Morphologie*, S. 96f.

31 Ebd., S. 124f.

32 Mauser: *Morphologie*, S. 134.

33 Seiler: *Dativmarkierung*, S. 116.

34 Ebd., S. 122.

35 Tyroller: *Grammatische Beschreibung des Zimbrischen*, S. 124.

Im Folgenden wenden wir uns der Frage zu, wo sonst noch in den deutschen Dialekten possessive Genitivformen zu finden sind. In der Deutschschweiz erscheinen Genitivformen noch im Wallis und in den bündnerischen Walsertalorten, d.h. in den südlichen, alpinen, höchstalemannischen Dialektregionen – das ergab nach Bart die Auswertung der Forschungsliteratur.³⁶ Die quantitative Auswertung der SADS-Daten³⁷ ergab dagegen, dass die Verbreitung der beiden häufigsten Varianten in der Schweiz – possessiver Dativ + Possessivpronomen und possessiver Genitiv – einen Nord-Süd-Gegensatz zeigt, wobei der possessive Genitiv nicht ausschließlich in höchstalemannischen Gebieten erscheint, sondern auch in den Gebieten nördlich der Alpen bis an den Nordrand der Schweiz vorkommt.³⁸ Die beiden Varianten treten selten nebeneinander auf; Ausnahmen sind ein Übergangsgebiet am Alpennordhang und der Kanton Schaffhausen.³⁹

Der *ArgeAlp Dialektatlas* der deutschen Dialekte im Alpenraum⁴⁰ belegt in der Karte »Besitz-Konstruktion – Mutters Schuhe« Genitivkonstruktionen mit dem vorangestellten Genitiv und dem Genitiv-s bei Feminina auch im Alemannischen und Südbairischen. Beispiele: sbair. *muifers schuiche* (Sexten, Südtirol), sbair. *muaters schuach* (Schlanders, Südtirol), alem. (s) *muatrs schua* (Davos, Schweiz), s *muaters schue* (Nesslau, Schweiz).

Stucki belegt für das Schweizerdeutsche ebenfalls Genitiv-s bei Feminina: »wenn ausnahmsweise zu Femininen ein Genitiv gebildet wird, geschieht dies mit -s wie beim Maskulinum: *ʒ Mueters Schue*«. ⁴¹ Brandstetter belegt für die Bildung des Genitivs den Artikel *der* mit Genitivsuffix -s (*der Mueters Reden*) in Graubünden⁴² – diese Bildungsweise ist auch für Deutschpilsen typisch, bei den Feminina im Singular. Ähnlich wird der Genitiv der Feminina auch in Bern gebildet: *dər frou*.⁴³ Zusammenfassend stellt Bart zu der Verwendung des Genitivs bei Feminina im Schweizerdeutschen fest, dass das maskuline und neutrale s-Suffix an die Feminina in Schaffhausen, Freiburg, Bern und Luzern angehängt wird.⁴⁴

36 Bart: *Possessivkonstruktionen*, S. 83, 96.

37 Glaser: *Syntaktischer Atlas der deutschen Schweiz*.

38 Bart: *Possessivkonstruktionen*, S. 83, 96.

39 Ebd., S. 99.

40 Scheutz: *Deutsche Dialekte im Alpenraum*.

41 Stucki: *Schweizerdeutsch*, S. 69, zit. nach Bart: *Possessivkonstruktionen*, S. 59.

42 Brandstetter: *Genitiv der Luzerner Mundart*, S. 56f., zit. nach Bart: *Possessivkonstruktionen*, S. 69.

43 Baumgartner: *Mundarten des Berner Seelandes*, S. 138, zit. nach Bart: *Possessivkonstruktionen*, S. 66.

44 Bart: *Possessivkonstruktionen*, S. 84.

2.2. Semantik

Die Genitivkonstruktionen bestehen aus einem Possessor (›Besitzer‹) und einem Possessum (›Besitz‹). Es gibt ›alienable‹ (veräußerbare) und ›inalienable‹ (nicht-veräußerbare) Possessa. Inalienable sind meist Körperteile, Raumteile oder Verwandtschaftsbeziehungen, d.h. der Possessor ist bereits vorgegeben und die Beziehung zum Possessum somit inhärent. Die Relation muss nicht erst etabliert werden, das Possessum ist ein ›Teil davon‹ oder ›verwandtschaftlich verbunden‹. ›Alienable‹ Possessa können ihren Besitzer wechseln, z.B. Kleider, Autos. Bei der konkreten semantischen Füllung des Possessors und des Possessums kann man Propria (z.B. Kathi), Appellativa wie Verwandtschaftsnamen (z.B. Schwester), Gattungsnamen (z.B. Frau), Berufsbezeichnungen (z.B. Doktor), Tierbezeichnungen (z.B. Kuh) und Sachbezeichnungen (z.B. Schuhe) sowie Abstrakta (z.B. Glaube) unterscheiden.⁴⁵

Die pränominalen Genitivkonstruktion wird im Deutschpilsener Dialekt bei belebten Possessoren zum Ausdruck von Besitzrelationen, z.B. *mɛənə muətəs bakl* (die Schuhe meiner Mutter) und Verwandtschaftsrelationen, z.B. *(i)də toxtəs va:tə* (der Vater der Tochter) genutzt.

Tabelle 3: Deutschpilsener Belege für Genitivkonstruktionen mit dem vorangestellten Genitiv (nach semantischen Possessor-Possessum-Relationen gruppiert)

Besitzrelation	Verwandtschaftsrelation
<i>den ahens fuə/bəkl</i> des Ahnherrn Schuhe ›die Stiefel/Schuhe meines Großvaters‹	<i>in knabns muətə</i> des Knabens Mutter ›die Mutter des Sohnes‹
<i>mɛən vatəns bakl</i> meines Vaters Schuhe ›die Schuhe meines Vaters‹	<i>idə kətis knab istə zoli</i> Der Kathis Knabe ist der Zoli. ›Kathis Sohn ist der Zoli.‹
<i>mɛən vħəns bakl/fuə</i> meines Ahnherrn Schuhe ›die Schuhe/Stiefel meines Großvaters‹	<i>(i)də toxtəs va:tə</i> der Tochtters Vater ›der Vater der Tochter‹
<i>dɛən vħəns bakl/fuə</i> deines Ahnherrn Schuhe/Stiefel ›die Schuhe deines Großvaters‹	<i>mɛən bɛəbns va:tə</i> meines Weibes Vater ›der Vater meiner Frau‹

45 Ebd., S. 12f.

<i>dēən vətəns bʊkl</i> deines Vaters Schuhe ›die Schuhe deines Vaters‹	<i>mənə toxtəs va:tə</i> meiner Tochtters Vater ›der Vater meiner Tochter‹
<i>dain knabns bʊkl</i> jenes Knabens Schuhe ›die Schuhe jenes Knaben‹	<i>mənə toxtəs vʰə</i> meiner Tochtters Ahnherr ›der Großvater meiner Tochter‹
<i>mɛənə muətəs bakl</i> meiner Mutters Schuhe ›die Schuhe meiner Mutter‹	<i>in bɛəbəns kʰind</i> des Weibes Kind ›das Kind des Weibes‹
<i>des bɛəbns bakl</i> des Weibes Schuhe ›die Schuhe der Frau‹	<i>dain bɛəbns kʰind</i> jenen Weibes Kind ›das Kind des/ [betont] jenen Weibes‹
<i>mən əhes pipʋ</i> meines Ahnherrn <i>ung.</i> pipa ›die Pfeife meines Großvaters‹	
<i>mənə fveistəs uər</i> meiner Schwesters Uhr ›die Uhr meiner Schwester‹	
<i>mənə muətəz uər</i> meiner Mutters Uhr ›die Uhr meiner Mutter‹	
<i>in gots nʋmə</i> in Gottes Namen	

Das Possessum kann in der pränominalen Genitivkonstruktion belebt oder unbelebt sein und gehört zu einer der folgenden Gruppen:

- Personenbezeichnung, ein Verwandtschaftsname, z.B. *muətə*, *va:tə*, *kʰind*, *knab*, *vʰə* (Mutter, Vater, Kind, Sohn, Großvater);
- Tierbezeichnung, z.B. *kʰuə* (Kuh);
- Sachbezeichnung, z.B. *bakl*, *pipʋ*, *uər*, *kʰitl* (Schuhe, Pfeife, Uhr, Rock);
- Abstraktum, z.B. *nʋmə* (Name).

Es gibt also dabei keine semantische Beschränkung. Das Possessum kann im Singular oder im Plural stehen und allen drei Genera angehören. Beispiele:

Tabelle 4: Numerus und Genus der Possessa

Singular Maskulinum	Singular Femininum	Singular Neutrum	Plural (Neutrum)
<i>in gots nvmə</i> (in Gottes Namen)	<i>in knabns muətə</i> (die Mutter des Sohnes)	<i>in beəbəns k^hind</i> (das Kind des Weibes / der Frau)	<i>des beəbns bakl</i> (die Schuhe des Weibes / der Frau)

3. Prädikative Umschreibung der Possessivrelation

Für die prädikative Umschreibung der Possessionsrelation gibt es drei Belege aus Deutschpilsen. Genitivische Interrogativa im Singular: *bains istə da:s ho:z?* (Wessen ist denn das Haus?/Wessen Haus ist denn das?<); *bais istə der k^hi:tl?* (Wessen ist denn der Rock?/Wessen Rock ist denn der?<). Ein Indefinitartikel im Plural begleitet den Possessor: *toələ paimə zain di plaitə krank* (Einiger Bäume sind die Blätter krank./Die Blätter einiger Bäume sind krank.<).

Im letzten Beispielsatz im Plural ist es nicht eindeutig, ob Dativ oder Genitiv vorliegt (*toələ paimə*), denn die Substantive bekommen in der Deutschpilsener Mundart nur fakultativ im Plural Dativ die Endung *-n*: bspw. Plural Dativ ohne die Endung *-n*: *mi viər djoər* (mit vier Jahren), *tsvijə tsvo heəzə* (zwischen zwei Häusern), *min heuɕn mənə* (mit den großen Männern); und Plural Dativ mit der Endung *-n*: *in huntⁿ* (den Hunden), *in zo:ən* (den Schweinen), *in manən* (den Männern), *in beəbən* (den Weibern), *mi(t) greuzn o:g(ə)n* (mit großen Augen), *min greuzn knabən* (mit den großen Knaben), *hintən k^hindən* (hinter den Kindern), *min vlaiŋlən* (mit Fahnen).

Beim Interrogativpronomen (*bains, bais*) ist der Kasus aber eindeutig der Genitiv. Der Dativ lautet: *bain/baim* (wem). Dies könnte ein Hinweis dafür sein, dass es sich bei der anderen Form mit dem Indefinitartikel auch um eine Genitivform handelt. Die Possessoren werden im Satz immer früher genannt als die Possessa. Meistens stehen die Possessoren im Vorfeld, die Possessa im Mittelfeld des Satzes. Die Possessoren können belebt (Personen) oder unbelebt (Pflanzen) sein, sind definit, in einem Fall steht der Genitiv (oder Dativ) mit dem Indefinitartikel. Die Possessoren stehen im Singular oder im Plural (*paimə* = Bäume).

Die Possessa sind Sachbezeichnungen, maskulin *der k^hi:tl* (der Rock) oder neutral *da:s ho:z* (das Haus), definit – sie werden immer vom definiten Artikel begleitet – und stehen im Singular oder im Plural (*plaitə* = Blätter).

Zwei Varianten kommen in Fragesätzen mit dem genitivischen Interrogativpronomen *bains* (wessen) vor, um nach der Zugehörigkeit (Besitz) zu fragen. Prädikativ kann der possessive Genitiv Besitzrelationen (z.B.: *wessen Rock?*) oder meronymische Relationen (die Blätter der Bäume) ausdrücken. Für Verwandtschaftsrelationen gibt es keine Belege im untersuchten Korpus.

4. Weitere Möglichkeiten zum Ausdruck der Possessivität

Zum Ausdruck von Relationen, die der semantischen Domäne der Possession angehören, weist die deutsche Grammatik diverse Möglichkeiten auf. NP- und Prädikativkonstruktionen treten in verschiedenen Ausprägungen auf.⁴⁶ Beispiele aus dem Deutschpilsener Untersuchungskorpus:

4.1. Adnominaler possessiver ›Dativ‹

Die adnominale Possessionskonstruktion mit Dativ bzw. Nominativ hat drei gleichrangige und synonyme Ausprägungen im Deutschpilsener Dialekt:

4.1.1. possessiver Dativ + Possessivpronomen, attributiv

in k^hind iər muətə (dem Kind ihre Mutter = die Mutter des Kindes)
də muətən iəri k^hində (den Müttern ihre Kinder = die Kinder der Mütter)

4.1.2. possessiver Nominativ + Possessivpronomen, attributiv

di tiər i(ə)r vailn (die Tür ihre Klinke = die Türklinke)
də greuz pam zε ftamə (der große Baum sein Stamm = der Stamm des großen Baumes)

4.1.3. possessiver Dativ + bestimmter Artikel, attributiv

in khedə de rənd (dem Kleid der Rand = der Saum des Kleides)
im kind des eur ist pluätig gbest (Dem Kind das Ohr ist blutig gewesen. = Das Ohr des Kindes war blutig.)

4.2. von-Konstruktion (postnominal, attributiv)

Laut Schirmunski ist die Fügung mit *von* in den Mundarten schon im 16. Jh. grammatikalisiert worden. Sie habe den Genitiv als eine allgemeine Form

⁴⁶ Kasper: *Adnominale Possession*, S. 301.

zum Ausdruck der possessiven Beziehungen verdrängt.⁴⁷ Im Deutschpilsener Beleg ist der nachgestellte Possessor eine maskuline Sachbezeichnung im Singular und tritt bestimmt auf; das Possessum ist ebenfalls eine Sachbezeichnung im Singular und tritt unbestimmt auf: *a plaital fum ppm* (ein Blatt vom Baum = ein Blatt des Baumes).

4.3. Kompositum

Im Falle der Wortzusammensetzungen sind die Possessoren Sach- oder Tier-, weniger Personen- bzw. Berufsbezeichnungen, die Possessa sind Sachbezeichnungen, Körperteile oder Abstrakta. Der Possessor ist jeweils das erste Glied des zusammengesetzten Wortes. Das Kompositum kann meronymische, also Teil-Ganzes-Relationen, z.B. *eurntsipal* (Ohrläppchen) oder Besitzrelationen, z.B. *vvigalne:st* (Vogelnest) ausdrücken. Für Verwandtschaftsrelationen gibt es keine Belege im untersuchten Korpus.

Beispiele: *di fuəldax* (die Schuldach = das Dach der Schule), *də fiərtslže:b* (die Schürzentasche = die Tasche der Schürze), *pon gme:ho:z* (bei dem Gemeindehaus = am Gemeindehaus), *bis tsu doktorai ho:z* (bis zum Ärztin Haus = bis zum Haus der Ärztin), *mai(n)tok* (Montag = der Tag des Mondes), *airoxtok* (bairisch Ertag/Erchtag, Dienstag = der Tag von Ares). Ares ist eine griechische Gottheit, die über die Goten zu den Bayern kam. Die arianischen Goten hatten diesen Tag nach dem Gründer ihrer Glaubensrichtung, Arius, benannt.⁴⁸

Weitere Beispiele sind: *vrətok* (Freitag = der Tag der Freya), *zuntok* (Sonntag = der Tag der Sonne), *eurntsipal* (Ohrläppchen), *mēūfai* (Mondschein), *milərom* (Milchrahm), *oərbəz* (Eiweiß), *oərgel* (Eigelb), *oərtəutvi* (Eidotter), *o:gnplikətsə* (Augenwimper), *o:kprō:* (Augenbraue), *preudrindn* (Brotrinde), *vvigalne:st* (Vogelnest), *zo:geufn* (Saugoschen), *zo:mo:l* (Saumaul).

4.4. Die Verben *haben* und *angehören*

Es gibt auch prädikative Möglichkeiten zum Ausdruck von Possession. Die possessive Relation wird durch ein verbales Prädikat deutlich gemacht.⁴⁹ Die Possessoren sind in diesen Konstruktionen Personen oder Tiere, die Possessa sind Personen (Verwandtschaftsname), Sachbezeichnungen, Körperteile oder Tiere. Beispiele:

47 Schirmunski: *Deutsche Mundartkunde*, S. 497.

48 König: *dtv-Atlas*, S. 187.

49 Kasper: *Adnominale Possession*, S. 300.

4.4.1. *haben*

biər hom ə ho:z (Wir haben ein Haus.)

ə ho:z hombə (Ein Haus haben wir.)

i mos ha:m e ho:z (Ich muss haben ein Haus.)

kraimpl ham di hiənə (Krallen haben die Hühner.)

4.4.2. *angehören*

baim tots vəkəhern? (Wem tut's angehören?)

Zu den oben aufgezählten Ausprägungen der strukturellen Domäne tritt die semantische Domäne der Possession mit den folgenden Ausprägungen⁵⁰ hinzu:

- meronymische Relation / Teil-Ganzes-Relation,
- Besitzrelation,
- *kin*-Relation / Verwandtschaftsrelation.

Die meisten Konstruktionen können mehr als einen Relationstypen ausdrücken und jeder Relationstyp kann durch mehrere Konstruktionen ausgedrückt werden.⁵¹ Im Folgenden werden die semantischen Gebrauchsbedingungen der Konstruktionen – aufgrund des Deutschpilsener Dialektkorpus⁵² – tabellarisch dargestellt:

Tabelle 5: Die Possessivkonstruktionen und ihre semantischen Relationstypen

Possessivkonstruktion	Teil-Ganzes-Relation	Besitzrelation	Verwandtschaftsrelation
Possessiver ›Dativ‹ ⁵²	×	×	×
Genitivkonstruktion (attributiv und prädikativ)		×	×
<i>von</i> -Konstruktion	×		
Kompositum	×	×	
prädikative Ausdrucksweise mit <i>haben</i>	×	×	×

50 Vgl. Bart: *Possessivkonstruktionen*, S. 11f.; Kasper: *Adnominale Possession*, S. 302.

51 Kasper: *Adnominale Possession*, S. 302f.

52 Wie oben detailliert angeführt, ist possessiver ›Dativ‹ eine vereinfachte Bezeichnung für drei synonyme Possessivkonstruktionstypen.

Die *von*-Konstruktion zum Ausdruck von Possessionsrelationen ist sehr selten im Korpus. Da der possessive Genitiv im Deutschpilsener Dialekt noch gut erhalten ist, ist das wahrscheinlich der Grund, weswegen die im deutschen Sprachgebiet sonst so präferierte *von*-Konstruktion im untersuchten Korpus keine große Rolle spielt.

Die prädikativen Ausdrucksweisen der Possessivität mit dem Verb *haben* sind semantisch multifunktional und kommen häufig vor. Das Verb *haben* ist ein zweistelliges Verb, die zwei Leerstellen werden durch zwei NP besetzt. Die Possessor-Possesum-Relation manifestiert sich grammatisch als Subjekt-Objekt-Relation. Aufgrund seiner Verwendungsvielfalt im semantischen Bereich der Possessivität wird *haben* eine zentrale Rolle zugeschrieben.⁵³

In diesem Kapitel wurde gezeigt, welche Konstruktionen im Deutschpilsener Dialekt für welche semantischen Relationstypen gebräuchlich sind. Possessiver Dativ/Nominativ und Genitivkonstruktion sowie die prädikative Konstruktion mit dem Verb *haben* werden am häufigsten gebraucht und sind koexistent im Dialekt. Bezüglich der syntaktischen Funktion ist der attributive possessive Genitiv im Korpus reichlicher belegt als der prädikative. Mit zwei Konstruktionen (possessiver Dativ/Nominativ und die Konstruktion mit *haben*) kann sowohl eine Teil-Ganzes- als auch eine Besitzrelation oder eine Verwandtschaftsbeziehung ausgedrückt werden. Der possessive Genitiv kann eine Besitzrelation oder eine Verwandtschaftsbeziehung ausdrücken. Die Art der Possession, d.h. ob Verwandtschafts-, Besitz- oder Teil-Ganzes-Relation, scheint also einen Einfluss auf die Wahl einer Konstruktion zu haben: Mit der Genitivkonstruktion kann man keine Teil-Ganzes-Relation ausdrücken. Sie wird auch nur bei belebten Possessoren verwendet – ähnlich wie die Konstruktion mit *haben*. Bei unbelebten Possessoren greift man auf die possessive Dativ/Nominativ-Konstruktionen zurück. Der Kontext ist auch ein Faktor bei der Wahl der Konstruktion. Sie hängt von der Situation ab: Bei Fragesätzen, in denen nach dem unbekanntem Possessor gefragt wird, wird der possessive Genitiv – prädikativ oder pränominal – oder das Verb *vkəhern* (angehören) verwendet.

5. Fazit

»Bis auf wenige Gebiete im Höchstalemannischen und einige relikthafte Konstruktionen ist der synthetische Genitiv aus den deutschen Dialekten nahezu vollständig verschwunden.«⁵⁴ Der abgelegene Ort Deutschpilsen

53 Elkady: *Possessivität*, S. 87.

54 Ellsäßer: *Kasus im Korpus*, S. 49.

hat den possessiven Genitiv in seiner Mundart gut erhalten konserviert. Schröder besuchte die Ortschaft im 19. Jahrhundert. Er stellte eine merkwürdige Übereinstimmung der Mundart mit der von Gottschee und mit dem Zimbrischen fest.⁵⁵ Er meinte, dass Deutschpilsen seinen deutschen Namen durch eine starke Zuwanderung aus Pilsen in Böhmen erhalten haben müsse.⁵⁶ An anderer Stelle schreibt er, dass der alte Name Bersen vielleicht eine Beziehung zu Pergine, Persen in Tirol andeute. Die Mundart weise eine Verwandtschaft mit deutschen Mundarten in Italien auf.⁵⁷

Im untersuchten Korpus fanden sich für den possessiven Genitiv in attributiver Verwendung mehr Belege als in prädikativer Verwendung. Auffallend ist das Auftreten der maskulinen/neutralen Genitiv-Endung *-s* bei Feminina (bei Personenbezeichnungen). Neben dem possessiven Genitiv erscheinen als genauso häufiger Ersatz die Dativ/Nominativ-Konstruktionen (possessiver Dativ/Nominativ + Possessivpronomen / bestimmter Artikel). Die Art der Possession (Verwandtschafts-, Besitz- oder Teil-Ganzes-Relation) beeinflusst die Wahl der Konstruktionen: Mit dem possessiven Genitiv kann man keine Teil-Ganzes-Relation ausdrücken. Bezüglich der semantischen Faktoren muss der Possessor belebt sein (Ruf- und Verwandtschaftsname), damit der possessive Genitiv erscheint.

Die Hypothese, dass im Höchstalemannischen im Wallis aus dem Grund kein possessiver Dativ verwendet wird, weil dort der Genitiv noch lebendig ist und benutzt wird; dass also eine kausale Relation zwischen der Anwesenheit der Genitivkonstruktion und der Abwesenheit des possessiven Dativs (und umgekehrt) besteht,⁵⁸ wird in ein neues Licht gerückt, denn in Deutschpilsen ist sowohl der possessive Genitiv als auch der adnominale possessive Dativ anwesend. Es mag am archaischen Charakter des untersuchten Dialekts liegen, dass er den Genitiv bewahrt hat; ein anderer Grund könnte aber auch sein, dass er ein Mischdialekt ist, in dem sich neben süd(mittel)bairischen auch ostmitteldeutsche Elemente befinden. Der untersuchte Dialekt zeigt also kein ›ungestörtes‹ Bild des normalen sprachgeschichtlichen Verlaufs, wie dies etwa im Wallis der Fall ist, sondern man muss in seinem Fall auch die Faktoren der Sprachmischung und der Sprachkontakte miteinbeziehen sowie die Tatsache, dass der Dialekt in seiner Sprachinselposition vom gesamtdeutschen Sprachgebiet abgetrennt wurde und einen eigenen Entwicklungsweg eingeschlagen hat.

55 Schröder: *Deutsche Mundarten des Ungrischen Berglandes*, S. 19.

56 Ebd., S. 145.

57 Ebd., S. 158.

58 Weiß: *DP-internal possessors*, S. 290, zit. nach Kasper: *Adnominal Possession*, S. 303.

Literaturverzeichnis

- Bart, Gabriela: *Possessivkonstruktionen im Schweizerdeutschen – mit besonderer Berücksichtigung des possessiven Genitivs im Lötschental* VS. Dissertation. Zürich 2020.
- Baumgartner, Heinrich: *Die Mundarten des Berner Seelandes*. Fraunfeld: Huber & Co. 1922 (=Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik, Bd. 14).
- Brandstetter, Renward: *Der Genitiv der Luzerner Mundart in Gegenwart und Vergangenheit*. Zürich: Zürcher & Furrer 1904.
- Braune, Wilhelm; Ebbinghaus, Ernst A.: *Abriss der althochdeutschen Grammatik: mit Berücksichtigung des Altsächsischen*. 15., verbess. Aufl. Tübingen: Max Niemeyer 1989.
- D'Alessandro, Roberta; Natvig, David; Putnam, Michael T.: *Addressing Challenges in Formal Research on Moribund Heritage Languages: A Path Forward*. »Frontiers in Psychology« 12 (2021).
- Elkady, Nourelhoda: *Ausdrucksweisen der Possessivität im Deutschen und im Arabischen. Eine konfrontative Studie*. Dissertation. Universität-Gesamthochschule Siegen 2001. <<https://dspace.ub.uni-siegen.de/bitstream/ubsi/122/1/elkady.pdf>> (Zugriff: 10.7.2021).
- Ellsäßer, Sophie: *Kasus im Korpus. Zu Struktur und Geographie oberdeutscher Kasusmorphologie*. Berlin, Boston: De Gruyter 2020 (=Empirische Linguistik / Empirical Linguistics, Bd. 15).
- Elspaß, Stephan; Möller, Robert (Hgg.): *Atlas zur deutschen Alltagssprache* (2003–). <<http://www.atlas-alltagssprache.de/>> (Zugriff: 10.7.2021).
- Glaser, Elvira (Hg.): *Syntaktischer Atlas der deutschen Schweiz (SADS)*. Bd. 1: *Einleitung und Kommentare*; Bd. 2: *Karten*. Tübingen: A. Francke 2021.
- Hutterer, Claus Jürgen: *Das Ungarische Mittelgebirge als Sprachraum*. Halle (Saale): Max Niemeyer 1963.
- Hutterer, Claus Jürgen: *Die deutsche Volksgruppe in Ungarn*. In: ders.: *Aufsätze zur deutschen Dialektologie*. Hg. Karl Manherz. Budapest: Tankönyvk 1991 (=Ungarndeutsche Studien, Bd. 6), S. 253–280.
- Hutterer, Claus Jürgen: *Mischung, Ausgleich und Überdachung in den deutschen Sprachinseln des Mittelalters*. In: ders.: *Aufsätze zur deutschen Dialektologie*. Hg. Karl Manherz. Budapest: Tankönyvk 1991 (=Ungarndeutsche Studien, Bd. 6), S. 87–92.
- Kasper, Simon: *Adnominale Possession*. In: *SyHD-atlas*, PDF-Version. Hgg. Jürg Fleischer, Alexandra N. Lenz, Helmut Weiß. Marburg u.a.: Philipps-Universität Marburg 2017, S. 300–327. <<http://www.syhd.info/apps/atlas/index.html#adnominale-possession>> (Zugriff: 10.7.2021).
- König, Werner: *dtv-Atlas Deutsche Sprache*. 16., durchges. u. korr. Aufl. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2007.
- Lessiak, Primus: *Die Mundart von Pernegg in Kärnten*. Marburg: Elvert 1963 (=Deutsche Dialektgeographie, Bd. 61).
- Lundemo, Frode: *Der Genitiv im »Reynke de vos«*. »Niederdeutsches Wort« 29 (1989), S. 113–155. <https://www.mundart-kommission.lwl.org/media/filer_public/19/e2/19e20e90-6201-4ff5-a0e0-e67220bd4447/band29_1989.pdf> (Zugriff: 13.7.2021).
- Márkus, Éva: *Die deutsche Mundart von Deutschpilsen/Nagybörzsöny*. Wien: Praesens 2014 (=Beiträge zur Sprachinselforschung, Bd. 22).
- Mauser, Peter: *Die Morphologie im Dialekt des Salzburger Lungaus*. Frankfurt/M.: Peter Lang 1998 (=Schriften zur deutschen Sprache in Österreich, Bd. 27).
- Mráz, Gusztáv: *A dobsinai német nyelvjárás* [Die deutsche Mundart von Dobschau]. Budapest: Magyar Tudományos Akadémia 1909.

- Rowley, Anthony R.: *Das Leben ohne Genitiv und Präteritum*. In: *Alemannisch im Sprachvergleich*. Hgg. Elvira Glaser, Peter Ott, Rudolf Schwarzenbach. Wiesbaden: Steiner 2004, S. 343–362.
- Scheutz, Hannes: *Deutsche Dialekte im Alpenraum*. *ArgeAlp Dialektatlas*. <<https://www.sprachatlas.at/alpenraum/>> (Zugriff: 10.7.2021).
- Schirmunski, Viktor M.: *Deutsche Mundartkunde*. Hg. u. kommentiert von Larissa Naiditisch. Frankfurt/M.: Lang 2010.
- Schirmunski, Viktor M.: *Deutsche Mundartkunde. Vergleichende Laut- und Formenlehre der deutschen Mundarten*. Berlin: Akademieverlag 1961 (=Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Sprache und Literatur, Bd. 25).
- Schröer, Karl Julius: *Versuch einer Darstellung der deutschen Mundarten des Ungarischen Berglandes mit Sprachproben und Erläuterungen*. Wien: K. k. Hof- und Staatsdruckerei 1864. <<https://archive.org/details/diedeutschenmun00schrgoog/page/n3/mode/2up>> (Zugriff: 14.7.2021).
- Schwarz, Ernst: *Die deutschen Mundarten*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1950.
- Seiler, Guido: *Präpositionale Dativmarkierung im Oberdeutschen*. Stuttgart: Franz Steiner 2003 (=ZDL-Beiheft 124).
- Stucki, Karl: *Schweizerdeutsch. Abriss einer Grammatik mit Laut- und Formenlehre*. Zürich: Orell Füssli 1921.
- Tarján G., Gábor (Hg.): *Együttélés. Tanulmányok a Pest megyei nemzetiségek köréből* [Zusammenleben. Studien über die Nationalitäten im Komitat Pest]. Budapest: Pest Megyei Tanács 1990.
- Tyroller, Hans: *Grammatische Beschreibung des Zimbrischen von Lusern*. Stuttgart: Franz Steiner 2003 (=ZDL-Beiheft 111).
- Weiß, Helmut: *The rise of DP-internal possessors*. In: *The dialect laboratory: dialects as testing ground for theories of language change*. Hgg. Gunther de Vogelaer, Guido Seiler. Amsterdam: John Benjamins 2012 (=Studies in Language Companion Series, Bd. 128), S. 271–293.
- Weise, Oskar: *Unsere Mundarten. Ihr Werden und ihr Wesen*. Leipzig, Berlin: Teubner 1910.
- Wellander, Erik: *Zum Schwund des Genitivs*. In: *Fragen und Forschungen im Bereich und Umkreis der Germanischen Philologie. Festgabe für Theodor Frings zum 70. Geburtstag*. Hgg. Elisabeth Karg-Gasterstädt, Johannes Erben. Berlin: Akademie-Verlag 1956 (=Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Sprache und Literatur, Bd. 8), S. 156–172.



BESPRECHUNGEN

Milka Car | Sveučilište u Zagrebu, Filozofski fakultet, mcar@ffzg.hr

Zum Werk Hubert Fichtes

Christa Karpenstein-Eßbach: *Das Gewicht der Welt und das Leben in der Literatur. Zum Werk Hubert Fichtes*. Wallstein: Göttingen 2022, 243 S.

Hubert Fichte gilt als einer der großen Unbekannten der deutschsprachigen Literatur in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Diesen Umstand hebt Christa Karpenstein-Eßbach in ihrem Buch zum Werk Hubert Fichtes hervor; es handle sich in seinen Büchern um »Bastionen [...], die sich gegen mögliche Leser verteidigen« (S. 8). Sein Werk wurde in Literaturgeschichten in der Regel in Zusammenhang mit den aus der Politisierungswelle der 1960er Jahre hervorgegangenen subkulturellen Formen gebracht oder im Kontext der Dokumentarliteratur erwähnt. Dabei ist Hubert Fichte ein Autor, der in der Gegenwartsliteratur einen besonderen rezeptionshistorischen Status genießt. In neuester Zeit gilt er als poetischer und dokumentarisch-realistischer Vorgänger interkultureller Ansätze, die sich mit Fragen der Identität und Alterität befassen. Wiederentdeckt wurde sein Werk auch im Kontext kulturwissenschaftlicher Forschungsrichtungen wie Queer oder Postcolonial Studies.

Die Autorin der Monographie zum Werk Hubert Fichtes geht jedoch von einem anderen Ansatz aus und betont im Vorwort, Fichte sei im 20. Jahrhundert wenig gelesen worden, weil er ein Autor des 21. Jahrhunderts sei (S. 7). In der Tat haben inzwischen nicht nur Literaturwissenschaftler sein umfangreiches Werk durchforstet – der 1986 im Alter von 51 Jahren verstorbene Autor hat immerhin 17 Bände vollendet –, und außerdem spielt sein Œuvre eine wichtige Rolle für Autorinnen und Autoren unseres Jahrhunderts. Zu erwähnen ist hier die Poetik von Kathrin Röggla, einer der innovativsten deutschsprachigen Autorinnen der Gegenwart, die in ihren poetologischen Überlegungen aus dem Jahr 2013 unter dem Titel *besser wäre: keine. Essays und Theater* Fichtes Literatur als ein wichtiges

Vorbild für ihr Schaffen hervorhebt. Das von Fichte eingeführte Genre des Interview-Romans wie das für diese Form konstitutive literarische Gespräch werden von ihr »als Markierung für Authentizität« bewertet, wobei der darin präsente Wirklichkeitsbezug als Anlass für die notwendige »Reflexion der mündlichen Kommunikation« (ebd., S. 317) und die Distanzierung von dem Abbildungs- oder Widerspiegelungspostulat des realistischen Romans genommen wird.

In ihrem Buch unternimmt die Literatur- und Medienwissenschaftlerin Christa Karpenstein-Eßbach den Versuch, einen Gesamtüberblick zu Hubert Fichtes Werk jenseits der oft erprobten ethnologischen, ethno-poetischen oder anthropologischen Zugänge vorzulegen, indem sie sich nicht nur auf Fichtes Poetologie bezieht, sondern sein Werk in den Kontext der bundesdeutschen Literatur einordnet. Dafür werden die mit Literaturbetrieb, Autorschaft und Kulturtopographie verbundenen Diskursfelder eingehend besprochen und präzise rekonstruiert. Dies erfolgt in acht Großkapiteln, die jeweils eine andere Facette seines umfangreichen Œuvres zum Anlass nehmen, den Diskursen der Gegenwärtigkeit in der Literatur nachzugehen. Dabei wird auf die Präsentation der sonst obligaten biographischen Tatsachen weitgehend verzichtet; stattdessen wird sein Werk entlang von Schlüsselbegriffen wie Welthaltigkeit, Rollenspiel, ethische Indifferenz, Literaturbetrieb, Multimedialität und intertextuelle Postmoderne vorgestellt. Gerade weil alle Texte Fichtes »autobiographischen Charakter« haben und »geradezu authentisch« sind, indem sie »an die Stelle literarischer Fiktion den Bericht von eigenen Lebensverhältnissen und den mit anderen geteilten setzen« (S. 14), sind die repräsentierten biographischen Situationen in ihrer Literarizität zu betrachten, d.h. ihre spezifisch literarische und ästhetische Ausdrucksformen werden als Schnittstelle des Dokumentarisch-Faktografischen und des Literarisch-Fiktionalen analysiert. Insofern wird seine bewegte Biographie in Verschränkung mit unterschiedlichen Modalitäten der Weltbeschreibung und Weltaneignung in der Literatur thematisiert. Die weltbildnerische Funktion des Romans grenzt die Autorin von der traditionellen Trias Realität – Fiktion – Imagination ab und bietet stattdessen einen für Fichtes Literaturverständnis typischen Ausgangspunkt an: Es handle sich in seiner Literatur nicht um Entwürfe fiktiver Vorstellungswelten, sondern sie »forscht ihnen auf literarische Weise nach« (S. 9), in einer »eigenwillige[n] Öffnung auf die Welt« (S. 10). Insofern verläuft die Demarkationslinie nicht zwischen einer Lebenswelt und der von ihr abgetrennten Imagination, sondern es geht um den Versuch, den Welterlebnisraum sprachlich und ästhetisch zu vermitteln, wobei die »Vielfalt der beschriebenen und erzählten Welt in ihrer Fremdheit« (S. 224)

erhalten und in einer Form der offenen Montage der Realitätspartikel zur Schau gestellt wird. Mit diesem Verfahren wird auf den fiktionalen Charakter des Realen hingewiesen.

Schaut man sich die einzelnen Kapitel an, so geht es im ersten (»Hubert Fichte und die Montagne de Lure«) um die Darstellung einer »verstellten« Biographie (S. 14–19), die aus seiner frühen Faszination für die französische Literatur im postfaschistischen Deutschland hervorgeht und durch Belege über seine Frankreichreisen nach dem Jahr 1952 ergänzt wird. In einem Unterkapitel unter dem Titel »Konturen des Frankreichbildes« (S. 19–24) wird die reale Reise ihrer Darstellung in dem autobiographischen Roman *Versuch über die Pubertät* gegenübergestellt. In Frankreich findet Fichte »die sinnliche Empfindlichkeit gegenüber der Welt und der Arbeit, und eine andere Form der Literatur« (S. 24). Folglich wird auch die Literarisierung der unmittelbaren Erlebnisse im Unterkapitel »Modalitäten der Literarisierung kultureller Vermittlungen« (S. 24–28) als ein »neuer Ritus des Schreibens« (S. 26) bestimmt.

Im zweiten Kapitel (»Eine befremdliche Literatur: Fichte in der Bundesrepublik«) wird die Rezeption des Schriftstellers und ihre Kontexte aufgrund einer Analyse der Nachrufe von 1986 erforscht. Dabei werden die darin vorkommenden zentralen Themenfelder, die zum einen von Fichtes Außenseiterrolle und zum anderen von den Motiven Fremdheit und Gewalt ausgehen, nicht nur präzise analysiert, sondern zugleich in Frage gestellt bzw. jeweils auf ihre Stichhaltigkeit geprüft. Die Nachrufe lassen sich nicht nur thematisch und diskursiv nach den oben genannten Themen einordnen, sondern zeugen von einem verstärkten Interesse für ethnologische und anthropologische Diskurse im Zusammenhang mit Fichtes Werk. Im letzten Unterkapitel wird daraufhin die skandalumwitterte Rezeption seines bis heute populärsten und meistgelesenen Romans *Die Palette* dargelegt, wobei ein facettenreiches Bild des deutschsprachigen Literaturbetriebs der 1960er Jahre entsteht. Diese Epoche wird zugleich als die Geburtsstunde eines neuen Literaturverständnisses im Sinne der egalitären Behandlung subkultureller und massenkultureller Phänomene betrachtet.

Im umfassenden dritten Kapitel (»Wie Deutschland zur Sprache kommt«) werden nicht nur die Texte jüdisch-deutscher Schriftsteller behandelt, sondern es geht um die Darstellung literaturgeschichtlich relevanter Phänomene der Nachkriegsliteratur. Während in den vorherigen Kapiteln punktuell entweder Fichtes Verbindungen zu Schriftstellerkollegen wie H. H. Jahn oder Paul Wühr intertextuell und biographisch behandelt werden oder auf topographische (»Kulturtopographie in der Erfahrung von Massentourismus und Migration«), ethnographische (»Marrakesch als Identitätsform,

nicht nur bei Fichte«) und medienwissenschaftliche Themen (»Fotografie und Schriftstellerei«) eingegangen wird, nähert sich die Autorin in diesem Kapitel in mehreren Schritten der zentralen Frage der deutschsprachigen Nachkriegsliteratur: »Wie in oder über Deutschland zu schreiben sei« (S. 56). Als Beleg für die Intensität der Suche nach neuen literarischen Ausdrucksformen in der Nachkriegszeit wird der dritte Band der *Geschichte der Empfindlichkeit* von Hubert Fichte genommen. Es handelt sich hierbei um eine Sammlung von Glossen unter dem Titel *Die zweite Schuld*. Die darin stark vertretene Gattungshybridisierung dient als Ausgangspunkt, von welchem aus die transgressiven Elemente in Fichtes Werk mit ihren vielfachen Brechungen zu verfolgen sind. Zudem werden die literaturhistorischen Umstände rund um das im Jahr 1963 gegründete Literarische Colloquium Berlin eruiert, da *Die zweite Schuld* eine Reihe von Interviews mit damaligen Autoren und Schriftstellerkolleginnen im Literarischen Colloquium beinhaltet. Dabei wird besondere Aufmerksamkeit dem Schaffen jüdisch-deutscher Schriftsteller geschenkt, namentlich werden die von Fichte interviewten Autoren Joachim Neugröschel, Hans Hermann Piwitt und Jakob Littner alias Wolfgang Koeppen sowie die österreichische Lyrikerin Elfriede Gerstl behandelt. Daraus entsteht eine mentalitätsgeschichtliche Studie zum deutschen Literaturbetrieb, wobei besondere Aufmerksamkeit nicht nur der Rekonstruktion bundesrepublikanischer Erfahrungen, sondern auch den spezifischen Funktionsmodi des Literaturbetriebs als eines machtbefüllten Netzwerks gewidmet wird.

Für die Studie von Christa Karpenstein-Eißbach ist charakteristisch, dass die werkimmanenten Themen in der Regel in übergreifende Zusammenhänge eingeordnet werden. So wird im vierten Kapitel unter dem Titel »Empfindlichkeit und Synkretismus« das Thema der Welthaltigkeit von Fichtes Literatur mit Fragen zur literarischen Ethnographie verschränkt, um in einem Doppelschritt auf Fichtes Biographie hinzuweisen, wie auch – noch wichtiger – auf »ihre Stationen und Begegnungen, und beide sind durchzogen von exotischen Dimensionen des Fremden und randständiger Existenzweisen« (S. 85). Erst damit wird auf seine »dezentrierte« (S. 90) Art der Weltbeschreibung eingegangen und seine biographische Mobilität unmittelbar mit kulturanthropologischen Fragen verbunden. Als ein zentrales textimmanentes aber auch methodologisches Phänomen erweist sich der Umgang mit Alterität, wobei nicht nur Fichtes Versuch analysiert wird, jede Form von Exotisierung in seinen Reportagen und Texten zu vermeiden, sondern auch seine Praxen, »die Welt zugleich erstellen und verstellen« (S. 87). Darüber hinaus werden auch die Unterschiede zu ethnographischen Zugängen wie prominent bei Clifford Geertz herausgearbeitet. Die auf diese

Art und Weise definierte »Empirie des Profanen« (S. 92), die den »Abbau von personalen und kulturellen Identitäten« (ebd.) zum Ziel hat, wird an *Hotel Garni* und am *Forschungsbericht* (Bd. I und Bd. 15 der *Geschichte der Empfindlichkeit*) gezeigt. In *Hotel Garni* werden die Kunstfiguren Jäcki und Irma – Alter Egos von Hubert Fichte und der Fotografin Leonore Mau – in innerliterarische Quasi-Dokumentation eingeführt. Fichtes *Forschungsbericht* stellt den Dugu-Ritus dar, strebt jedoch keine Synthese der fremdkulturellen Riten an; es handelt sich vielmehr um eine »literarische Phänomenologie kultureller Synkretismen« (S. 98), in der die beobachteten Kulturen vermischt, dezentralisiert und somit auch deessentialisiert werden. Diese Vermischungen werden als Formen der Hybridität bezeichnet, die über die Theorien der Interkulturalität hinausgehen. Ähnlich führen die Bände *Der Platz der Gehenkten* und *Explosion* die Leser in ein »kaum überschaubares Gewirr von Empirie« (S. 137). Die Alteritätserfahrungen werden im sechsten Kapitel unter dem Titel »Kulturtopographie in der Erfahrung von Massentourismus und Migration« unter dem Aspekt der »Konstitution bzw. Deessentialisierung von Fremdheitskonzepten durch Mobilität« (S. 145) betrachtet. Gezeigt wird darin, wie in Fichtes dokumentarischer Praxis Authentizität und Fremdheit in ein relationales und dynamisches Verhältnis treten, wobei die autoritativ-allwissende »Deutungskompetenz des auslegenden Autors« (S. 157) konsequent vermieden wird. Schon mit dieser Absage an eine traditionelle Wissensposition wird Kritik an Formen der eurozentrischen anthropologischen Wissensaneignung wie auch an hermeneutischer Sinnauslegung geübt. Der gleiche Text von Fichte *Der Platz der Gehenkten* wird auch im achten Kapitel (»Marrakesch als Identitätsform, nicht nur bei Fichte«) erörtert, diesmal zusammen mit den Texten *Die Stimmen von Marrakesch* (1967) von Elias Canetti und *Marrakesch, Djemaa el Fna* (2005) von Christoph Leisten. Diese Texte werden im Dreischritt Ort – Ich – Form als unterschiedliche Repräsentationen von Fremdheitsbegegnungen dargestellt. Besondere Aufmerksamkeit wird den Begriffen Referenzialität und Literarizität geschenkt, um zu zeigen, wie »Literarisierung der Fremdheit von Marrakesch« (S. 201) in den angeführten Texten als »erfahrbar« bei Canetti, »erforschbar« bei Fichte und »befremdlich« bei Leisten (S. 194) funktioniert.

Daraus geht deutlich hervor, dass Welt- und Medienbezug in Fichtes Texten kaum zu trennen sind. Diese Einsicht wird im siebten Kapitel unter dem Titel »Fotografie und Schriftstellerei« näher behandelt. Hier wird nochmals auf die Repräsentationen der semifiktionalen Figuren Irma und Jäcki eingegangen, wie auch auf die im *Hotel Garni* angesprochenen Themenfelder der Sexualität und Arbeit sowie auf den textuell hergestellten Weltbezug

zwischen Hamburg und den gemeinsam durchgeführten Weltreisen. Im Mittelpunkt stehen jedoch die intermedialen »Beziehungen, Affinitäten und Kontraste zwischen Literatur und Fotografie« (S. 175). Um sie auszuloten, wird die Diskrepanz zwischen der Universalität des Bildes und der Sprachgebundenheit des Textes unter dem Aspekt ihrer Welthaltigkeit besonders hervorgehoben.

Um Widerklänge, d.h. Fichtes intertextuelle Bezüge und Kontakte zu anderen zeitgenössischen Autoren, geht es insbesondere im fünften Kapitel, welches sein Verhältnis zu Hans Henny Jahnn erörtert, sowie im letzten, achten Kapitel, in welchem die Gattung des Romans und das Phänomen der Postmoderne an Romanen von Fichte und Paul Wühr besprochen werden. Während Fichtes Kontakte mit Jahnn die Möglichkeit biographischer Annäherung und thematischer Parallelen eröffnen, wird darüber hinaus auch der kolonialismuskritische Blick in Fichtes autofiktionalem Text *Versuch über die Pubertät* thematisiert. Dabei werden die unterschiedlichen Behandlungen des Kolonialismus-Komplexes im Drama *Straßenecke* (1931) von Jahnn ausgearbeitet. In diesem Kapitel stehen gattungshistorische und -theoretische Fragen im Mittelpunkt. Dazu wird eine umfassende historische und typologische Entwicklungslinie vom Epos bis zum Roman nachgezeichnet, um schließlich auf die postmodernen Spielarten dieser Gattung bei Fichte und Wühr einzugehen.

Im Schlusswort betont die Autorin nochmals ihr Anliegen, eine Antwort auf die Herausforderungen im literarischen Werk Fichtes anzubieten sowie die besondere Form seiner Texte dem Publikum näherzubringen. Als zentral erweist sich der Versuch, den »gewollte[n] und durchaus auch aufdringliche[n] Hermetismus« (S. 229) seines Werks nicht nur mit dem oft bemühten »Unikat- oder Außenseitercharakter« (S. 9) sowohl seiner Biographie als auch seiner Literatur zu erklären, sondern diesen Charakter mit der Frage nach dem Potenzial der Literatur zur Teilnahme an der diskursiven Vermittlung der Wissensformen zu koppeln. Dabei bleiben die Beiträge in diesem Buch der Komplexität von Hubert Fichtes Werks gerecht und geben einen kundigen Einblick nicht nur in die inzwischen ausufernde Forschung zu diesem Werk, sondern auch in die Dynamik des bundesrepublikanischen literarischen Feldes in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Es sind die zentralen Gehalte der Nachkriegsdebatte wie Schuldfrage, Repräsentationsmöglichkeiten, Kapitalismus und die Formen neuer Literatur, die hier ausgehend von einem ›close reading‹ der Texte Fichtes rekapituliert werden. Darüber hinaus werden auch die weniger präsenten Akteure der Nachkriegsliteratur wie Hans Henny Jahnn oder Paul Wühr ausführlich dargestellt. Obwohl manche Wiederholungen und

Überschneidungen in einzelnen Kapiteln nicht zu vermeiden waren, erweist sich die Studie in erster Linie als eine methodologisch überzeugend begründete und äußerst detaillierte Behandlung eines umfassenden und trotz zahlreichen literaturwissenschaftlichen Arbeiten immer noch wenig präsenten Œuvres der deutschsprachigen Literatur der Sechziger bis Achtziger Jahre. Die Monographie von Christa Karpenstein-Eßbach wurde hier vor allem als eine Einladung gelesen, das facettenreiche und gewichtige Werk Fichtes in seinem experimentellen und oft hermetischen Charakter besser kennenzulernen.

Aida Alagić Bandov | Sveučilište u Zagrebu, Filozofski fakultet, aalagic@ffzg.hr

Romantische Literatursoziologie

Daniel Grummt: Lyrische Gesellschaft. Die romantische Seite der Soziologie. Bielefeld: transcript 2022 (=Sozialtheorie), 265 S.

Im Zuge einer gegenwärtig wachsenden Popularität und Relevanz der Literatursoziologie eröffnen sich auch in Bezug auf die literarischen Gattungen neue Forschungsperspektiven. Die Forschungsobjekte, auf die sich die Literatursoziologie bislang ganz überwiegend konzentriert, verbleiben im Bereich des Epischen, was nicht überrascht, bildet der Roman doch eine komplexe und vielschichtige, mit dem Ideal einer gesellschaftlichen Ganzheit korrelierende narrative Einheit. Vor diesem Hintergrund geht Daniel Grummt mit seiner Studie *Lyrische Gesellschaft. Die romantische Seite der Soziologie* neue Wege. Grummt betrachtet Lyrik nicht bloß im Rahmen ihres gattungsspezifischen Ursprungs, sondern entwickelt durch die Auseinandersetzung mit dem Komplex Lyrik und Romantik eine spezifische Methodologie, die der Autor auf unterschiedliche Kategorien auch außerhalb des Literarischen anzuwenden versucht. Die Lyrik und das Lyrische werden dabei als eine soziologische, vom Autor theoretisch und methodologisch begründete Optik verstanden, welche wiederum an zahlreichen Beispielen bis hin zur Interpretation Zagrebs als einer romantischen Stadt illustriert werden.

Die in fünf Kapitel gegliederte Studie ist eine überarbeitete Fassung der Dissertation des Autors, die im Rahmen des Jenaer DFG-Graduiertenkollegs *Modell Romantik* geschrieben wurde. Im ersten, einleitenden Kapitel wird die Intention des Autors offengelegt, gleich in »zweifacher Weise neues Terrain« betreten zu wollen (S. 43). Zum einen verstehe sich das Buch als ein Beitrag zur Neudefinition der Wechselbeziehungen zwischen der Soziologie und der Romantik, zum zweiten und darüber hinaus geht es um die Skizze eines Phänomens, das Grummt als »lyrische Gesellschaft« bezeichnet. Die lyrische Gesellschaft, wie Grummt sie versteht, ist dabei gleichsam das Pro-

dukt einer romantischen Soziologie wie auch ein Teil derselben. Geprägt sind beide – die romantische Soziologie und ihre Gesellschaft – durch die typischen Topoi der Romantik, insbesondere die Ironie und das Sichtbarmachen des Subtilen (S. 70). Das Zentrum der Studie bildet der Begriff der »soziologischen Phantasie« (S. 44), die »sich wie ein roter Faden [...] durch die Studie ziehen wird« (S. 47). Unter Beweis gestellt wird diese Phantasie bereits am Anfang: Der Autor stellt der Studie ein lyrisches Gedicht sowie den Teil eines fiktiven Briefromans voran, die er selbst verfasst hat und in denen ein titelgebender metaphorischer Tanz übers Seil dargestellt wird. Diese literarische Intervention mag etwas überraschend wirken, da man im Bereich des wissenschaftlichen Diskurses eventuell kanonische Kunstwerke erwarten würde, anhand derer man Thesen erproben oder widerlegen könnte. Grummt selbst bekennt, dass dieser Eingriff »verwundern oder gar verstören mag« (S. 14) und dass er sich als ein »Bruch mit der Tradition« (S. 15) verstehen lässt, bietet bezüglich der Funktion und Rolle der beiden Texte aber keine weiteren Erläuterungen. Die soziologische Phantasie, die die Romantik und das Lyrische mit der Soziologie verbindet, wird dann von Beginn an auch auf Seiten des Lesers vorausgesetzt.

Was das Ergebnis des Versuchs sein könnte, die Lyrik außerhalb ihres literaturhistorischen Rahmens zu denken und als ein soziologisches Modell zu verstehen, demonstriert der Autor im zweiten Kapitel anhand zweier Fallbeispiele: des Gemäldes *Enassamishhinjijweian* und der Stadt Zagreb. In der Reinterpretation dieser Beispiele mithilfe des Romantik-Modells wird das Lyrische als ein gesamtgesellschaftliches und omnipräsentes Phänomen sichtbar. Dabei geht Grummt von der Annahme aus, die Soziologie habe ihren eigentlichen Ursprung in der Romantik, was jedoch oft verkannt werde. Grummt beruft sich auf das soziologische Erbe der literarischen Romantiker wie Novalis oder Schleiermacher, die Vertreter der Kritischen Theorie oder auch eine sich auf die Romantik stützende moderne Literatursoziologie, um nachzuweisen, dass es eine Verflechtung von Theorie und Praxis, von Soziologie und Literatur bzw. Lyrik gibt. Aus Sicht der Rezensentin besonders interessant ist dabei die Betrachtung der kroatischen Hauptstadt Zagreb als einer romantischen Stadt, wobei der argumentative Hintergrund dieser These vielleicht noch deutlicher hätte herausgearbeitet werden sollen. Ob Zagreb, immerhin eine Landeshauptstadt, tatsächlich (noch) den »Charme des Unbekannten« (S. 87) im touristischen Sinne hat oder ob sich die Auswahl der analysierten Elemente – angefangen mit den blauen Straßen- oder Stadtseilbahnen, über blaue EU-Fahnen und den blauen Wal-Mural in der Oberstadt, bis hin zum Museum der gescheiterten Beziehungen – mit einem romantischen Dispositiv begründen lässt, wäre zu

diskutieren. Grummts Idee der Grenzüberschreitung mittels der soziologischen Phantasie käme eine solche Diskussion entgegen, und gerade an dieser grundsätzlichen Offenheit zeigt sich die eigentliche Stärke des Modells. Der dritte Teil des zweiten Kapitels verknüpft die These einer romantischen Soziologie mit der theoretischen Ausarbeitung der lyrischen Gesellschaft. Der Autor zeichnet hier die Wechselwirkungen zwischen Romantik und einer Proto-Soziologie nach, die ihren romantischen Kern gewissermaßen in die moderne Disziplin hinüberrettete. Die Phänomene der paradigmewendenden Epoche der Romantik werden überzeugend im Kontext einer ideengeschichtlichen Entwicklung gedeutet, die letztendlich zur Geburt der Soziologie beigetragen hat. Zudem werden die konstitutiven Elemente der romantischen Seite der Soziologie erläutert, insbesondere die romantische Ironie als eine soziologische, weil Relationen aufdeckende Figur, die Kippfigur der Ent- und Verrätselung der Welt, oder die Poesie. Letztere rückt im anschließenden Kapitel ins Zentrum von Grummts analytischem Diskurs. Sie ist die finale Form der »am Lyrischen inspirierten, poetischen Soziologie« (S. 123), da sie alle vorherigen Formen in sich vereinen kann. Die Tatsache, dass es sich bei der Lyrik um Kunst und bei der Soziologie um Wissenschaft handelt, überbrückt Grummt durch das Element der Sprache, wenn er recht kühn behauptet, die Soziologen könnten sich auch der lyrischen Sprache bedienen, um ihre Gedanken zu äußern.

Folgerichtig wird im dritten Kapitel die Frage nach dem methodischen und methodologischen Potenzial der Lyrik gestellt und versucht, mit dem Bezug zur *Literatur als Soziologie* von Kuzmics und Mozetič die eigene Studie soziologisch zu verorten. Bei der lyrischen Gesellschaft gehe es vor allem darum, »dass Individuen mit, über und durch Lyrik bzw. das Medium des Lyrischen in einen Austausch mit oder eben auch gegeneinander treten« (S. 129). Die lyrische Gesellschaft ist für Grummt ein Moment des Kontakts zwischen der Soziologie und der Kunst durch das Vorführen oder durch das In-Kontakt-treten. Diesbezüglich versteht der Autor die Ausarbeitung des Modells der lyrischen Gesellschaft als einen »Beitrag zur Erweiterung der Methodenvielfalt innerhalb der qualitativen Sozialforschung« (S. 131) und bietet weitere Beispiele, nachgerade Fabeln und Lyrik schreibende Soziologinnen und Soziologen, mit denen er (der Autor) die strengen Diskurs- und Genre Grenzen zu flexibilisieren sucht. Die soziale Welt als Ausgangspunkt nehmend, deutet der Autor die ausgewählten Beispiele als Einstiegsmöglichkeiten in eine einfühlsamere wissenschaftliche Optik, die wiederum eine »Nähe zur Romantik« (S. 149) aufweist. Überzeugend wirkt dabei die Erinnerung an die »lyrischen Soziologen« Georg Simmel und Norbert Elias, in deren Lyrik sich deutliche soziologische Züge feststellen

lassen und die somit, ganz wie es Grummt mit der eigenen Studie unternimmt, eine Brücke zwischen Wissenschaft und Kunst schlagen.

Im nachfolgenden und letzten Teil des dritten Kapitels bietet die Monographie einen ersten Entwurf der konkreten methodologischen Schritte der romantischen Methode. Der erste Schritt wäre eine Erforschung vor Ort, der zweite der vorausgesetzte nahe Kontakt zwischen dem Forscher und dem zu erforschenden Objekt, der sogar zu einer Verschmelzung führen kann, bei der das Subjekt zum Objekt wird, im Sinne einer Autoethnographie, und drittens die prinzipielle Offenheit neuen Datenquellen gegenüber. Letztendlich bevorzugt diese Methode eine qualitative Sozialforschung und einen intuitiven Erkenntnisprozess. Als Beleg für die Ausführbarkeit des Postulierten dient Grummt die eigene Lehrtätigkeit. Das vierte Kapitel thematisiert das Phänomen des Widerstands gegen die Lyrik, und zwar sowohl auf den Ebenen der Produktion und Rezeption wie auch in inhaltlicher und formaler Hinsicht. Das fünfte Kapitel resümiert die Ergebnisse und gibt einen Ausblick auf mögliche Formen sowohl der lyrischen Soziologie wie auch der lyrischen Gesellschaft. Geschlossen wird mit zwei epilogischen, als rhetorische Fragen geformten Postkarten an Arthur Rimbaud, die offen halten sollen, ob es sich um das Ende oder nicht vielmehr um einen neuen Anfang handelt.

Der Studie von Daniel Grummt kann eine bemerkenswerte kreative Leistung nicht abgesprochen werden. Durch die innovative, literarische und wissenschaftliche Schreiben zusammenführende Darstellungsweise gewinnt die Arbeit zweifelsfrei an Anschaulichkeit. Der Preis ist eine Hybridität, von der zu wünschen ist, dass sie nicht zu Lasten der Rezeption der Studie geht. Die lyrische Soziologie, wie Grummt sie entwirft, war schon immer Teil einer Kultur, die sich für ihr eigenes Funktionieren interessiert. Ob daraus eine lyrische Gesellschaft zu erwachsen vermag, muss und kann aus ihrer Perspektive nicht abschließend geklärt werden. Von daher schmälert man weder Absicht noch Leistung von Grummts *Lyrischer Gesellschaft*, wenn festgehalten wird, dass es sich um einen gewagten Versuch handelt, eine neue theoretische Optik zu entwerfen und sie konsequent auf unterschiedliche Bereiche anzuwenden. Dass dieser Versuch im Bereich der Literatursoziologie überzeugender wirkt als etwa in der Architektur oder Urbanistik, steht im Einklang mit der These und markiert die Möglichkeiten einer romantischen Soziologie ebenso wie ihre Grenzen.

Eldi Grubišić Pulišelić | Sveučilište u Splitu, Filozofski fakultet, eldi@fst.hr

Lektüren eines Jahrhundertromans

Madame Bovary c'est nous – Lektüren eines Jahrhundertromans. Hgg. Marijana Erstić, Gregor Schuhen, Christian von Tschilschke. Bielefeld: Transcript 2021, 246 S.

Madame Bovary c'est nous – Lektüren eines Jahrhundertromans ist eine zu Ehren der Siegener Romanistin und Literaturwissenschaftlerin Walburga Hülk-Althoff herausgegebene Festschrift, die im Sommer 2021 bei dem Bielefelder Transcript Verlag (in Buchform und als PDF) sowie zugleich (als PDF) beim Verlag De Gruyter erschienen ist. Herausgeber sind ehemalige Kollegen und Schüler von Walburga Hülk-Althoff: Gregor Schuhen von der Universität Koblenz-Landau, Christian von Tschilschke von der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster und Marijana Erstić von der Universität Split. Die Publikation beinhaltet, neben einer Einleitung der Herausgeber und einem Aufsatz der Jubilarin, zwölf weitere Arbeiten, die aus unterschiedlichen Perspektiven den Roman von Gustav Flaubert und seine Wirkung beleuchten. Größtenteils gehen diese Beiträge auf eine gleichnamige Tagung an der Universität Siegen im Jahr 2019 zurück.

Den Sammelband eröffnet eine Einleitung der Herausgeber zum Jubiläum des am 12. Dezember 1821 geborenen Gustav Flaubert. Es folgt der Beitrag von Walburga Hülk über »Flaubert im Rausch der Jahre« (S. 17) des französischen Kaiserreiches unter Napoleon III. (sog. Zweites Kaiserreich, 1852–1870).¹ Doch waren weniger der runde Geburtstag und das Zweite Kaiserreich die Beweggründe, zunächst eine Tagung zu organisieren und dann auch ein Buch zu dem genannten Thema herauszugeben. Es war vielmehr das Faszinationsmuster *Madame Bovary*, das seit bald 170 Jahren

1 Vgl. auch Walburga Hülk: *Der Rausch der Jahre. Als Paris die Moderne erfand*. Hamburg: Hoffmann und Campe 2019.

die Leserinnen und Leser in Bann hält. Der Roman *Madame Bovary* ist im Jahr 1856 in einer französischen Zeitschrift und 1857 als Buch erschienen.

Der Titel des neuen Sammelbandes über diesen Roman – *Madame Bovary c'est nous*, d.h. *Madame Bovary, das sind wir* – geht auf einen Satz Gustav Flauberts zurück, der einmal gesagt haben soll: Madame Bovary, das bin ich. Die Herausgeber und die Autoren bekennen sich also im Titel zu diesem Satz und postulieren emphatisch, wohl auch mit einiger Ironie, ihre Nähe zu dem beispielhaften realistischen Roman und zu seiner Hauptfigur. Als Leserin und Leser ärgert man sich über Madame Bovary, leidet aber auch mit ihr und reflektiert somit auch das eigene Verhalten. Barbara Vinken spricht im Sammelband von einer regelrechten »Bovarymania« (S. 35), die sie mithilfe von Textstellen und Bildern diagnostiziert. Und Tanja Schwan spricht vom »Bazillus der Bovarysierung« und fragt sich: »Sind wir nicht alle ein bisschen Emma?« (S. 55)

Doch worum geht es nochmal im Roman *Madame Bovary*? Emma, eine ehemalige Klosterschülerin, passionierte Leserin von Liebesromanen und ein »provinzieller Backfisch« (Buchumschlag einer dt. Übersetzung), heiratet in ihren jungen Jahren den Landarzt Charles Bovary, leidet jedoch in der Provinz an der Langeweile und Ödnis des Daseins (Dietmar Frenz spricht gar von einer »galaktischen *ennui*«, S. 215), träumt von Paris und vom Adel, bekommt stattdessen im Dorf eine Tochter, um die sie sich kaum kümmert, erlebt zwei Affären, verschleudert den Verdienst und das eher geringe Vermögen des Ehemannes für Kleidung, Schuhe, Sonnenschirme, Wohneinrichtung etc. und entscheidet sich schließlich, längst ruiniert, für den Freitod durch Einnahme von Gift. Sie hinterlässt immense Schulden, einen hoffnungslosen Ehemann und eine verarmte Tochter, die noch ein Kind ist. Soweit die Handlung des Romans, die in der Weltliteratur breite Spuren hinterlassen hat.

Dabei spielen nicht nur die bekannten späteren großen Ehebruchsromane *Anna Karenina* (1878) von Lew Tolstoi und *Effi Briest* (1894/95) von Theodor Fontane eine Rolle, die auch thematisch mit Flauberts Roman verbunden sind. Wichtiger ist der neue erbarmungslose Stil, ein sog. realistischer Stil also. Zu nennen wären hier beispielsweise die wörtliche Rede, der neutrale Erzähler, die kühle Distanz. Flaubert romantisiert nicht Emmas Empfinden, er operiert vielmehr das romantische Herz der Titelfigur mit einem Skalpell heraus, wie eine zeitgenössische Karikatur zeigt. Und der Autor Gustav Flaubert scheut keine Skandale: So wird im Roman der erste Liebesakt der zweiten Affäre als eine stürmische Kutschenfahrt in Rouen angedeutet, was Flaubert in einen Gerichtsprozess verwickelt. Aber dem Autor kann nichts nachgewiesen werden, hat er doch nur eine stundenlange

Kutschenfahrt beschrieben. In der geschlossenen Kutsche ›sitzen‹ Emma und ihr junger Liebhaber Léon, wie es die Leserinnen und Leser wissen. Der Erzähler beschreibt das Geschehen aus der Außensicht, kein Blick nach drinnen wird gewagt, nur eine nackte Hand wirft den zerknäulten, zerrissenen Absagebrief durchs Fenster. Christian von Tschiltschke geht in seinem Beitrag im Sammelband auf die filmischen Umsetzungen der skandalösen Szene näher ein.

Gustav Flauberts realistisches Erzählen war ein Vorbild für seine französischen Kollegen (z.B. Guy de Maupassant), aber auch für die österreichischen Schriftsteller der Moderne (z.B. Hugo von Hofmannsthal, Max Brod, Karl Kraus), sowie für die italienischen Dichter der Dekadenzliteratur, d.h. für die sog. ›Zerzausten‹ bzw. Scapigliati (Camillo Boito) und schließlich für die späteren italienischen Neorealisten (Luchino Visconti), wie Anne Geisler-Szmulewicz, Ursula Renner, Georg Stanitzek und Marijana Erštić schildern. Dabei spielen im Roman das Theater als Handlungsort sowie die Theatralisierung der Gefühle eine große Rolle, wie Volker Roloff unterstreicht: Denn das Theater, aber auch die Bücher, die Liebesromane, die Illustrationen, ein Ballbesuch, ein Opernbesuch – dies alles sind Inkubationszentren von Emmas romantischer Sehnsucht. Über Emma Bovary wird also viel geredet. Wo aber bleibt Monsieur Bovary? Eine Antwort auf diese Frage gibt Gregor Schuhen aus der Sicht der Men Studies. Adelheid Schuhmann eröffnet eine weitere, didaktische Perspektive und befasst sich mit dem Roman im Französisch-Unterricht. Methodisch gehören einzelne Arbeiten in die Bereiche Genderforschung, Men Studies, Literatursoziologie, Literaturdidaktik, Intermedialitätsforschung u.a. Der Sammelband beinhaltet Schwarzweiß- und Farbabbildungen in guter Qualität.

Madame Bovary c'est nous – Lektüren eines Jahrhundertromans ist somit nicht nur eine Festschrift für Walburga Hülk-Althoff und ein wissenschaftlicher Sammelband, herausgegeben von ehemaligen Kollegen und Schülern. Das Jubiläumsbuch belegt vor allem die Relevanz und Aktualität des Romans im deutschsprachigen Raum und darüber hinaus; dies umso mehr, als im gesamten Band Madame Bovary selbst – als Text, als Figur, als Projektionsfläche und als Zitat – im Zentrum steht.

Jelena Spreicer | Sveučilište u Zagrebu, Filozofski fakultet, jspreice@ffzg.hr

»Im Wahnsinn des Jahrhunderts« – die Shoah in der deutschsprachigen hermetischen Lyrik

Jana Hrdličková: *Weltkrieg und Shoah in der deutschsprachigen hermetischen Lyrik nach 1945*. Berlin: Frank & Timme 2021, 336 S.

Obwohl die literarische Darstellung der Shoah in der deutschsprachigen Literatur in allen drei Hauptgattungen – Lyrik, Epik und Dramatik – vertreten ist, scheinen sich Literaturtheorie, -geschichte und -unterricht bis dato vorwiegend auf epische Werke konzentriert zu haben. Dies ist zumindest der Eindruck von Jana Hrdličková, Autorin der Studie *Weltkrieg und Shoah in der deutschsprachigen hermetischen Lyrik nach 1945*. Demnach ist die vorliegende Studie als Antwort auf eine Forschungslücke in der deutschsprachigen Literaturwissenschaft konzipiert. Ausgehend von der Frage, ob der Mangel an systematischer Untersuchung hermetischer Lyrik auf eine »unzureichende[] Akzeptanz des ›Zivilisationsbruches Auschwitz‹« (S. 10) zurückzuführen sei, vermittelt die Verfasserin einen Überblick über die Entwicklung der deutschsprachigen hermetischen Lyrik nach 1945, wobei fünf repräsentative Autoren fokussiert werden: Nelly Sachs (1891–1970), Erich Arendt (1903–1984), Ernst Meister (1911–1979), Paul Celan (1920–1970) und Ingeborg Bachmann (1926–1973).

Im einleitenden Kapitel der Studie wird auf die Skepsis gegenüber der hermetischen Dichtung nach 1945 hingewiesen. Stellvertretend für diese Skepsis wird das Verhalten der Gruppe 47 hervorgehoben; das Verhalten »jener Gruppe, die neben all ihren Verdiensten und durchaus positiv zu wertenden Impulsen allerdings auch 1952 Celan verscheuchte und von den ›dunklen‹ LyrikerInnen offenbar nur Ingeborg Bachmann integrierte« (S. 10). In der Einleitung wird auch auf die bekannte und immer noch laufende Diskussion über den angemessenen Terminus für den Genozid am jüdischen Volk eingegangen. Dabei wird anhand von Zitaten von Celan und Sachs (S. 17) anschaulich dargelegt, dass nicht nur Literatur- und

Kulturwissenschaft, sondern auch die Autoren selbst mit terminologischen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Die Verfasserin entscheidet sich für ›Shoah‹, freilich in dem Bewusstsein, dass auch gegen diesen – inzwischen weit verbreiteten – Begriff der Einwand der Verharmlosung erhoben wurde.

In einem nächsten Schritt werden der Textkorpus, das Anliegen der Studie sowie die Methodologie erklärt. Zu den untersuchten Autoren gehören »das biografisch verbundene Trio Celan – Bachmann – Sachs« (S. 15), der so genannte ›Hermetiker aus Hagen‹ Ernst Meister sowie Erich Arendt aus der DDR. Das Ziel der Studie ist zu zeigen, wie die ausgewählte Gruppe von LyrikerInnen »dem [...] ›Wahnsinn des Jahrhunderts‹ begegnet, ihn aufnimmt und weiterreicht« (S. 15f.). In diesem Zusammenhang sieht die Verfasserin im Genre der hermetischen Lyrik eine besondere Erkenntnisfunktion. Die negativen Epitheta, durch die hermetische Lyrik oft beschrieben wird (»unverständlich«, »dunkel«, »schwer«, S. 16), sind für Hrdličková ein Zeichen dafür, dass hermetische DichterInnen das Trauma des Zweiten Weltkriegs auf eine Art und Weise verarbeiteten, welche die damaligen Zeitgenossen »noch nicht bereit waren wahrzunehmen« (ebd.). Demnach fungierte in den Jahrzehnten unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg die Bezeichnung ›hermetisch‹ nicht als Gattungsbezeichnung, sondern als ästhetischer Vorwurf. Anhand einer Auswahl von Gedichten, die einer Close-Reading-Analyse unterzogen werden, möchte Hrdličková die hermetische Lyrik von Celan, Bachmann, Sachs, Meister und Arendt in einem neuen Licht präsentieren – nämlich als realitätsnah und gesellschaftlich engagiert. Das Innovative der Studie besteht in der Lektüre hermetischer Lyrik nicht als verschlossener und schwer interpretierbarer Sinnzusammenhänge, sondern als »Aufforderungen zum Gespräch« (S. 17). Bei der Gedichtanalyse wird also nicht nur das hermeneutische Verfahren angewandt, sondern die Gedichte werden auch im Hinblick auf ihr Dialogpotenzial untersucht.

Der Einleitung folgt ein Kapitel, in dem eine Begriffsbestimmung der hermetischen Lyrik versucht wird (»Die hermetische Lyrik – eine Begriffsbestimmung«). Wie aus den Ausführungen der Verfasserin hervorgeht, gibt es hinsichtlich der hermetischen Lyrik »eine definatorische Vagheit« (S. 22), weil der Begriff literaturwissenschaftlich immer noch nicht angemessen bestimmt und untersucht worden ist. Zu dieser Vagheit gehört laut Hrdličková die unzureichende Differenzierung zwischen den Begriffen ›Hermetik‹ und ›Hermetismus‹. Während unter ›Hermetik‹ die religiöse Offenbarungs- und Geheimlehre der Spätantike verstanden wird, bezeichnet ›Hermetismus‹ eine Richtung der modernistischen Lyrik, bei der die Interpretation von Gedichten durch rätselhafte und subjektive Assoziationen des Dichters

beträchtlich erschwert wird. Aus diesem Grund werden in der Studie die Begriffe ›Hermetik‹, ›hermetisches Gedicht‹ und ›hermetische Lyrik‹ »mit Vorbehalt« (S. 27) verwendet, vor allem wegen der negativen Konnotationen, die mit dieser Gattungsbezeichnung in Verbindung gebracht wurden. An dieser Stelle wäre für die Zwecke der Studie und der darauffolgenden Textanalysen jedoch wenigstens eine Arbeitsdefinition des Begriffes wünschenswert gewesen.

Das dritte Kapitel (»Umriss einer Geschichte des hermetischen Gedichts im deutschsprachigen Raum«) bietet einen Überblick über die kritischen Reflexionen zur hermetischen Lyrik von den 1950er bis zu den 2000er Jahren. Von zentraler Bedeutung sowohl für die vorliegende Studie als auch die Untersuchung der (hermetischen) Lyrik nach 1945 im Allgemeinen ist Adornos Stellungnahme über die Lyrik nach Auschwitz, thematisiert im Unterkapitel 3.2. (»Die 1960er Jahre: Adorno, Hamburger, Szondi«). Das apodiktische Urteil, wonach Lyrik nach Auschwitz zu schreiben barbarisch sei, formuliert in dem Essay *Kulturkritik und Gesellschaft* (1951), wurde von Adorno in den darauffolgenden Jahren mehrmals variiert und relativiert. Der Umstand jedoch, dass Adornos Aussage ursprünglich als kategorischer Verdikt gegen Lyrik und Kunst nach der Shoah verstanden wurde, ist auf die Dekontextualisierung dieser Aussage, auf ihre Lösung aus dem Zusammenhang des Gesamtwerks zurückzuführen. Wovon Horkheimer und Adorno in dem Werk *Dialektik der Aufklärung* (1944) gewarnt haben, ist die absolute Vedinglichung der Gesellschaft, zu der es auf dem Höhepunkt der Aufklärung bzw. der Herrschaft der Vernunft kommen kann. Die höchste Gefahr für eine aufgeklärte Gesellschaft besteht für Horkheimer und Adorno in ihrem Verfall in Richtung Barbarei und Totalitarismus. Mit anderen Worten, die Autoren wenden sich nicht gegen die Kunst bzw. die Lyrik im Allgemeinen, sondern gegen die Fortsetzung eines von Auschwitz unberührten Kultur- und Literaturbetriebs. Der literarischen Darstellung der Shoah bleibt jedoch ein Paradox inhärent: Wird die Shoah literarisch *nicht* thematisiert, drohen Verdrängung und mangelnde Vergangenheitsbewältigung. Wird die Shoah aber literarisch thematisiert, läuft man Gefahr, das Unsagbare zu ästhetisieren. Hrdličková weist darauf hin, dass ausgerechnet die Lektüre hermetischer LyrikerInnen (v.a. Nelly Sachs und Paul Celan) entscheidend für Adornos Relativierung seines ursprünglichen Verdikts gegen die Lyrik nach Auschwitz gewesen sei (s. S. 33). Was in der Nachkriegszeit, so Adorno, nicht mehr zulässig wäre, ist eine Lyrik in traditioneller Manier, die den Zivilisationsbruch Auschwitz verdrängt. Und dies kann man keinesfalls für die hermetische Lyrik der von Hrdličková untersuchten AutorInnen behaupten.

Im vierten und fünften Kapitel der Studie (»Im ›Wahnsinn des Jahrhunderts‹ leben« und »Interpretation ausgewählter Gedichte in Vergleichen«) widmet sich die Verfasserin dem ausgewählten Korpus. Im vierten Kapitel geht es um Kurzbiografien der AutorInnen in chronologischer Reihenfolge (nach dem Geburtsjahr). Die Verfasserin vertritt die Meinung, dass bei der hermetischen Lyrik nach 1945 autobiografische Bezüge von ausschlaggebender Bedeutung für die Interpretation sind: »Und weil das Biografische vor allem als Antwort auf die Zeitgeschichte und insbesondere als Verstrickung in den [...] ›Wahnsinn des Jahrhunderts‹ [...] diese Werke nicht minder stark beeinflusste und formte, werden vor die Beschäftigung mit der Lyrik dieser fünf AutorInnen ihre paradigmatischen Lebensläufe plaziert [...].« (S. 19) Die Darstellung der Lebensläufe anhand zahlreicher wesentlicher Quellen zu den jeweiligen AutorInnen gehört zu den Forschungsleistungen der Studie, die damit als geeigneter Ausgangspunkt bei jeder späteren Beschäftigung mit diesen Autoren fungieren kann.

Im fünften Kapitel erfolgen die Close-Reading-Analysen ausgewählter Gedichte, und zwar nach dem Prinzip der Gegenüberstellung ähnlicher Gedichte von unterschiedlichen AutorInnen: z.B. *O die Schornsteine* (1947) von Nelly Sachs wird mit der *Todesfuge* (1948) von Paul Celan kontrastiert. Neben der Betrachtung von textinternen Merkmalen werden auch die intertextuellen Bezüge und der historische Kontext der Gedichte untersucht. Der komparative Zugang bedeutet eine Suche nach formalen und inhaltlichen Gemeinsamkeiten, und zwar im Hinblick auf die Bereitschaft von AutorInnen hermetischer Lyrik zum Dialog mit der Nachkriegsgesellschaft – ein Umstand, der in der Literaturkritik und der Literaturwissenschaft bislang als unvereinbar mit der Gattung der hermetischen Lyrik galt. Im letzten, sechsten Kapitel (»Der Beitrag der hermetischen Dichtung zur Entwicklung der Lyrik nach 1945«) werden weitere Gedichte herangezogen, um die Hauptthese der Arbeit – »dass es dieser Lyrik um Verständigung und Dialog geht, wenn auch oft unter dem Vorzeichen äußerster Verzweiflung und Skepsis« (S. 278) – zu bestätigen.

Abschließend kann gesagt werden, dass die Studie von Jana Hrdličková einen wichtigen Beitrag zur Untersuchung hermetischer Lyrik darstellt. Angesichts der von der Verfasserin angesprochenen Forschungslücke bietet die Studie einen wertvollen Einstieg in die hermetische Lyrik im Allgemeinen wie auch in das lyrische Schaffen konkreter AutorInnen, die in diesem Bereich nach 1945 literarisch aktiv waren. Der Studie ist ein bislang fehlender, systematischer Überblick über die Gattung ›hermetische Lyrik‹ durchaus gelungen, obwohl manche angesprochene Fragen (etwa die definatorische Vagheit bei der Begriffsbestimmung oder die Diskussionen über Adornos

Lyrik-Aussage in den 1960er Jahren) aufgrund ihrer Bedeutung für das Thema der Studie ausführlicher behandelt werden sollten. Darüber hinaus gelingt es Jana Hrdličková, eines ihrer Hauptziele zu erreichen: zu zeigen, dass die hermetische Lyrik eine Gattung ist, die ungerechtfertigten Vorurteilen ausgesetzt war, die aber nichtsdestotrotz durchaus in der Lage ist, einen kulturellen Dialog anzustoßen. In diesem Sinne gehört der hermetischen Lyrik im Kontext der Vergangenheitsbewältigung in der deutschsprachigen Literatur eine zentrale Position.

IN MEMORIAM

Dieter Borchmeyer

Viktor Žmegač zum Gedenken

Anmerkung der Redaktion: Der Literaturwissenschaftler Viktor Žmegač (Slatina, 21. März 1929 – Zagreb, 20. Juli 2022) leitete von Mitte der 1970er bis Ende der 1990er Jahre den Lehrstuhl für deutsche Literatur an der Abteilung für Germanistik der Philosophischen Fakultät / Universität Zagreb und trug maßgeblich zum internationalen Ansehen der Zagreber Germanistik bei. Viktor Žmegač war Mitglied des wissenschaftlichen Beirats der Zagreber Germanistischen Beiträge. Wir danken Dieter Borchmeyer (München/Heidelberg) für die freundliche Genehmigung zur Veröffentlichung seiner Rede, gehalten bei der Gedenkfeier am 21. November 2022 in Zagreb.

Meine sehr verehrten Damen und Herren! Für einen der ältesten und engsten deutschen Freunde von Viktor Žmegač wie mich ist es eine Herzens- und Ehrenpflicht, bei der heutigen Gedenkfeier das Wort über ihn zu ergreifen. Wenn ich im Folgenden auf einige Passagen aus meiner Laudatio anlässlich seines 90. Geburtstages zurückgreife, dann nicht zuletzt deshalb, weil ihn diese Laudatio in hohem Maße erfreute, ja beglückte, wie er mir seinerzeit in einem Brief mitgeteilt hat. Wenn ich hier also manche Formulierung und Erinnerung an ihn wiederhole, so stelle ich mir vor, dass er mitten unter uns sitzt und meine Worte über ihn, die ihm vielfach bekannt sind, mit seinem unverwechselbaren Lachen begleitet, das ihm einen so bezwingenden Charme verliehen hat. Ich sehe ihn förmlich vor mir, in dieser Universität, in der ich, von ihm eingeführt, vor vielen Jahren schon aufgetreten bin.

Das wissenschaftliche und schriftstellerische Œuvre von Viktor Žmegač teilt sich höchst merkwürdig in zwei Hälften. Der Žmegač des 20. Jahrhun-

derts – seine Publikationen seit 1959 bis zum Ende des Jahrhunderts – ist überwiegend ein deutschsprachiger Autor. Und dann vollzieht sich mit dem 21. Jahrhundert eine überraschende Wende, ein gewaltiger Publizitätsschub, nun fast ganz in kroatischer Sprache, der umfangmäßig das deutschsprachige Œuvre beinahe übertrifft: die fast tausendseitige deutsche Kulturgeschichte von 2006, das noch umfangreichere Buch über die Meister der europäischen Musik vom Barock bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts aus dem Jahre 2009, das Werk über die grundlegenden Kunstbewegungen des 20. Jahrhunderts von 2014 und die Porträts der europäischen Kulturstädte: das unfassbare, gigantische Spätwerk eines Autors zwischen seinem 70. und 90. Lebensjahr. Durch dieses Alterswerk in kroatischer Sprache ist Viktor Žmegač in seinem Vaterland so berühmt geworden, dass selbst Draženka, die kroatische Angestellte in meinem Münchner Lebensmittelgeschäft, vor Ehrfurcht erstarrte, als ich ihr verriet, dass ich seit Jahrzehnten mit ihm befreundet gewesen bin. Sie war auch eine der ersten, die mich von seinem Tode informierte.

Viktor Žmegač hat seine wissenschaftliche Karriere gewissermaßen als Meister der kleinen Form begonnen, des thesenhaft zugespitzten Traktats, Porträts oder Essays. Davon zeugen seine Aufsatzsammlungen und wissenschaftlichen Anthologien, in deren Mittelpunkt literaturtheoretische, poetologische und methodologische Fragen stehen, aber natürlich auch maßstabsetzende Interpretationen zumal zur Literatur der Jahrhundertwende. Doch zum Meister der großen Form, der weitausgreifenden, systematischen Monographie wurde er erst im Alter: mit dem Buch über den europäischen Roman und dann mit den Monumentalwerken in kroatischer Sprache.

Leider ist keines der erwähnten kroatischen Bücher von Viktor Žmegač ins Deutsche übersetzt, anders als seine *Kleine Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart* (1984/1993), die 1974 zuerst in kroatischer Sprache erschienen ist. Warum er seine letzten Bücher nicht selbst übertragen hat, dafür lautete seine plausible Erklärung, sie seien so sehr aus dem Geist der kroatischen Sprache und Kultur geschrieben, dass sie im Deutschen eine ganz andere Gestalt annehmen müssten, zu neuen Büchern würden. Sie zu schreiben, fehle ihm aber nun die Lebenszeit. Die verbleibende wolle er dann doch lieber nutzen, sich neuen Themen und Gegenständen zuzuwenden. So sinnvoll und verständlich das auch ist, so melancholisch stimmt es seine deutschen Freunde und Verehrer, dass er, der bis zum Ende des vergangenen Jahrhunderts in den deutschsprachigen Ländern so unerhört *gegenwärtig* war, inzwischen zu einem Stück – freilich ruhmreicher – *Vergangenheit* geworden ist, zumal er seit Jahren das Reisen scheute – er, der in den siebziger und achtziger Jahren durch seine

glanzvollen Reden und Vorträge so oft die Zierde der Fachkonferenzen und Universitätsveranstaltungen in Deutschland, Österreich und der Schweiz war und hier mehrfach preisgekrönt wurde.

Reisen waren freilich immer schon ein gewisses Problem für ihn. Eine unüberwindliche Scheu hinderte ihn, sich über die Grenzen Europas hinauszubewegen, Länder zu betreten, die nicht per Zug erreichbar waren. Der Schlagertext von Udo Jürgens *Ich war noch niemals in New York* könnte von ihm stammen. Keine Engelszunge aus Amerika, Australien oder Asien konnte ihn betören, ein Flugzeug zu besteigen, weil er der unumstößlichen Überzeugung war, mit ihm an Bord werde es unweigerlich abstürzen. Einmal sagte ich ihm, er habe doch alles im Leben erreicht, was ein Gelehrter erreichen könne, und ein so glückliches Leben hinter sich, dass er nun doch einmal das Risiko eines Flugs auf sich nehmen könne. Darauf antwortete er, ich hätte einerseits ja ganz recht, andererseits wäre es jedoch maßlos egoistisch, wenn er ein Flugzeug bestiege und so viele unschuldige Menschen in den Tod gerissen würden, bloß weil er darin sitze. Da musste ich an den einzigen – glücklicherweise harmlos verlaufenden – Autounfall in meinem Leben denken, bei dem kein anderer mit mir im Wagen saß als Viktor Žmegač.

Weit über vier Jahrzehnte reicht meine Freundschaft mit ihm zurück. 1979, also vor 43 Jahren, erschien der erste Band der von ihm herausgegebenen *Geschichte der deutschen Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart* im Athenäum-Verlag, deren Hauptautor – nach ihm – ich mich bescheiden nennen darf. Sein deutschsprachiges Hauptwerk *Der europäische Roman. Geschichte seiner Poetik* von 1990 hat er mir gewidmet, ich ihm mein wiederholt aufgelegtes Porträt der Weimarer Klassik, das aus meinen Beiträgen zu seiner Literaturgeschichte hervorgegangen ist. Gemeinsam haben wir die Enzyklopädie *Moderne Literatur in Grundbegriffen* von 1987 und 1994 herausgegeben und ihre Artikel größtenteils selber verfasst. Und mein eigenes, 2017 erschienenes Hauptwerk *Was ist deutsch?*, das der Grundtendenz seiner deutschen Kulturgeschichte in vielem verwandt ist, habe ich auch ihm als Weggefährten so vieler Jahrzehnte in Dankbarkeit für diese mein wissenschaftliches Leben fast von Beginn an prägende geistige Beziehung gewidmet. Bis heute betrachte ich ihn als meinen Lehrer und habe ihn immer wieder um seinen Rat gebeten, so bei meinem jüngsten Buch: der ersten umfassenden Gesamtdarstellung von Thomas Manns Œuvre, das nun im Dezember erscheinen wird. Immer wieder fragte er mich scherzhaft-ungeduldig: »Wann erscheint denn nun endlich Dein Thomas Mann-Buch? Wenn es noch lange dauert, kannst Du es mir nur noch in die Urne legen.« Mit Schmerzen muss ich nun feststellen, dass es so sein

wird. Doch im Nachwort meines Buches habe ich der vielen Telefonate mit ihm während der Entstehungszeit des Buches bis kurz vor seinem Tode in Herzlichkeit gedacht.

Über die rein geistige Verbindung mit ihm hinaus war es eine tiefe freundschaftliche Beziehung, die uns zusammengeschmiedet hat. In sie war auch seine wunderbare Frau Cvijeta eingeschlossen, die mir in ihrer Herzenswärme und ihrem Humor unvergesslich geblieben ist. Mit Freude bekenne ich, dass ich an der Feier der runden Geburtstage in seiner zweiten Lebenshälfte immer beteiligt war. Als er sechzig Jahre alt wurde, gab ich für ihn die Festschrift *Poetik und Geschichte* heraus, an seiner Zagreber Festschrift zu seinem siebzigsten Geburtstag war ich mit einem Beitrag über Heine und Wagner beteiligt und durfte hier im Zagreber Goethe-Institut die Festrede halten. Ich erinnere mich, dass das Institut die Masse der Hörer damals nicht fassen konnte und die Veranstaltung deshalb auf den Vorplatz übertragen werden musste. Aus Anlass seines achtzigsten Geburtstags schließlich erhielt er – auf meine Anregung als Präsident der Bayerischen Akademie der Schönen Künste hin – die Wilhelm Hausenstein-Ehrung der Akademie für kulturelle Vermittlung in München – und zu seinem 90. Geburtstag durfte ich die Laudatio beisteuern, die ihm solche Freude gemacht hat.

Die erwähnte Hausenstein-Ehrung war der Bayerischen Akademie der Schönen Künste und mir ein besonderes Anliegen. Hausenstein, der erste Präsident der Akademie, war ein mit allen Künsten innig vertrauter *Homme de lettres*; kulturelle Vermittlung über alle Grenzen geistiger, politischer und gesellschaftlicher Art bildete sein Lebenswerk. Und wer wäre ihm in dieser Hinsicht geistesverwandter gewesen als eben Viktor Žmegač. Seit Jahrzehnten ist er einer der wichtigsten Vermittler deutscher Literatur und Kultur nicht nur in Kroatien gewesen, sondern in ganz Osteuropa – ein Meister der ›Kunst der Fuge‹, um an Johann Sebastian Bach zu erinnern, mit dem er den Geburtstag am 21. März teilt. Als Sohn eines kroatischen Arztes und einer österreichischen Mutter war er ›native speaker‹ in zwei Sprachen, und sowohl über die Literatur seiner Muttersprache als auch über die seiner ›Vatersprache‹ – vor allem über Miroslav Krleža – hat er wegweisende und stilistisch glänzende Aufsätze geschrieben. Er liebte die kroatische und deutsche Sprache in gleicher Weise, empfand sie in der Fülle ihres Ausdrucksvermögens als zutiefst verwandt und jeweils gleich unvergleichlich in der europäischen Sprachfamilie, die wir schützen und stärken sollten, anstatt uns im Allerweltsgrau eines restringierten Englisch aller sprachlichen Farben zu berauben.

Unsere Zeit ist von der Sehnsucht erfüllt, nach einem Jahrhundert apokalyptischer Kriege die Einheit Europas zu verwirklichen. Furchtbar ist diese Hoffnung auf Einheit nun durch den verbrecherischen Krieg von Putins Russland gegen die Ukraine enttäuscht worden, der die schwarzen Schatten der Vergangenheit wieder heraufbeschwört. Mein letztes Gespräch mit Viktor Žmegač galt diesem absurden Krieg. Ist der unsägliche Diktator, der nicht nur Europa, sondern sein eigenes Land ins Unglück stürzt, nicht ein entsetzlicher Wiedergänger Hitlers?

Ökonomisch, politisch und rechtlich schienen sich in den letzten Jahrzehnten die Träume der großen Kosmopoliten des 19. und 20. Jahrhunderts – im deutschen Sprachraum von Goethe über Nietzsche bis Thomas Mann – zu erfüllen: dass Europa eins werde. Gegenwärtig aber erfahren wir immer wieder – und nicht nur wegen des russischen Angriffskrieges gegen die Ukraine – schmerzlich, dass diese Einheit durch neue Nationalismen mit gefährlichen faschistischen Tendenzen bedroht wird. Und andererseits wirkt sich die Einheit Europas in kultureller Hinsicht vielfach eher nachteilig aus, stellt sich diese Einheit doch oft als Einerleiheit, Universalität als Uniformität dar. Ein geschrumpftes Englisch droht die Vielfalt der europäischen Sprachen in den Hintergrund zu drängen, und während früher selbst in den Zeiten erbitterter Völkerfeindschaft die Künstler, Gelehrten und Gebildeten der verfeindeten Nationen an der Kultur des anderen, so ingrimmig bekämpften Landes lebhaften Anteil nahmen, ist heute eine globale Gleichgültigkeit gegenüber allem getreten, was vom Mainstream abweicht. Doch die Intellektuellen aller Länder sollten sich vereinen, gegen diesen öden Gleichschaltungsprozess zu opponieren – zugunsten eines neuen Gefühls für historische Differenzen, sie sollten dafür kämpfen, dass die Lyotardsche Parole »cultivons les différences« eine allgemeine Maxime wird.

Die Karriere von Viktor Žmegač hat vor über sechzig Jahren mit seiner heute noch nicht überholten Dissertation *Die Musik im Schaffen Thomas Manns* begonnen. Literatur und Musik sind die beiden Grundpfeiler seines Lebens und wissenschaftlichen Wirkens, und gerade in dieser Hinsicht fühlte ich mich ihm in besonderer Weise verbunden. Unzweifelhaft ist ja die Musik, gefolgt von der Philosophie, bis heute das größte Geschenk Deutschlands an die Welt. Belustigend übrigens, dass Viktor Žmegač in der deutschen Ausgabe des Internet-Lexikons Wikipedia als »Philologe und Literaturhistoriker« bezeichnet wird, in der englischen aber als »musicologist and scholar«.

Im Grunde greift man aber zu kurz, wenn man ihn in die Schublade des Literaturhistorikers oder Musikologen stecken will. Er war weit mehr als das: ein Uomo universale und Homme de lettres kosmopolitischen Gepräges.

Er verkörperte noch den Typus des Universalgelehrten, der in einer Zeit arbeitsteilig spezialisierter und ausdifferenzierter Fachwissenschaftlichkeit mehr und mehr verschwindet. Und er hat diesen Universalismus mit einem hohen sprachlich-stilistischen Anspruch verbunden: Literaturwissenschaft als Sprachkunst, die als solche der Literatur kongenial sein muss. Man kann zwar vielleicht über das Bruttosozialprodukt mit der Brechstange schreiben, aber über Dichtung lässt sich nur mit fein geschliffener Feder schreiben, dem Wort Nietzsches gemäß: »Den Stil verbessern – das heißt den Gedanken verbessern, und gar nichts weiter!«

In den späten sechziger und siebziger Jahren wurde Viktor Žmegač geradezu zu einer Kultfigur der neuen Germanistengeneration, die Literatur nicht mehr im abgehobenen Raum schöngestiger Selbstgenügsamkeit, sondern in gesellschaftlich-politischen Zusammenhängen sehen wollte. Als in den siebziger Jahren die sozialgeschichtlich orientierten Literaturgeschichten aus dem Boden schossen – als Produkte der Studentenbewegung und des durch sie erwachten, marxistisch inspirierten Interesses an einer gesellschaftsgeschichtlich beschreibenden und begründenden Literaturhistorie –, da ging Viktor Žmegač mit der von ihm herausgegebenen *Geschichte der deutschen Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, die in den Jahren zwischen 1979 und 1984 erschien, einen durchaus eigenen Weg. Obwohl er sich seinerzeit dezidiert als Marxist bekannte – was ihm nach den leidvollen Erfahrungen der jüngsten Geschichte heute wohl nicht mehr einfiel –, wehrte er sich vehement gegen alle kurzschlüssigen Verbindungen zwischen Literatur und gesellschaftlicher Faktizität. Stets suchte er das ganze, feine, oft fast unsichtbare Netz der Vermittlungen zwischen Kunst und sozialer Realität mit philologischem Simultanblick zu erfassen. Dass die Autonomie kultureller Überlieferungen eine selbstverständlich nur relative, d.h. ihrerseits sozial zu begründende, dass der Inhalt dieser Überlieferungen oft der vorausgeworfene Schatten neuer sozialer Realitäten ist, dass die literarische Einlösung sozialer Erwartungen mit behutsam zu erhellender Phasenverschiebung erfolgt, dass umgekehrt aber auch oft literarische Versprechen durch die soziale Realität (wenn überhaupt) mit mehr oder weniger beträchtlicher Phasenverschiebung eingelöst werden – das alles waren Grundüberzeugungen von Viktor Žmegač. Freilich waren das nicht immer die Überzeugungen der Mitarbeiter an seiner Literaturgeschichte, die vielfach keine eigentliche *Literaturgeschichte* mit sozialgeschichtlichen Implikationen, sondern eine ›Sozialgeschichte der Literatur‹ wünschten und diese in das Korsett einer monokausal-materialistischen Betrachtungsweise zu zwängen suchten. So kam es seinerzeit zu einer ›Sezession‹ der ultramarxistischen Mitarbeiter.

In der Zeit nach dieser Sezession – es ist nun rund fünfundvierzig Jahre her – stieß ich selber zu dem Unternehmen. Immer noch unvergesslich sind mir die Gespräche mit Viktor Žmegač, wenn wir im Haus seines Frankfurter Verlegers meine Manuskripte durchgingen. Einmal überraschte er mich mit rühmenden Äußerungen über Nietzsche. Als ich spöttisch einwandte, dass sein Nietzsche-Lob doch nicht recht zu ihm als Marxisten passe, er mit Nietzsche doch schwerlich in einem Boot sitze, entgegnete er: »Ich würde aber wesentlich lieber mit Nietzsche in einem Boot sitzen als mit den mittelmäßigen Geistern, mit denen ich da oft das Boot teilen muss.«

Eines Tages bewegte sich eine ungewöhnlich große Spinne über den Schreibtisch, an dem wir saßen. Ich vermute, es war Hegel, den Nietzsche in den *Unzeitgemäßen Betrachtungen* einmal »die große Kreuzspinne im Knoten des Weltall-Netzes« nennt, und der sich nun an Viktor Žmegač für sein Nietzsche-Lob rächen wollte. Žmegač, durch Giftspinnen in seiner Heimat gewarnt, betrachtete sie höchst argwöhnisch. Ich suchte ihn jedoch durch den Hinweis zu beruhigen, dass es in Deutschland keine Giftspinnen gebe, und erzählte ihm von meinem letzten Urlaub, in dem ich eine Spinne sogar als eine Art Haustier gepflegt und täglich gefüttert hätte. Doch Viktor Žmegač hatte längst seinen rechten Schuh ausgezogen, und während ich so redete, ließ er ihn auf die Spinne niedersausen – mit dem lakonischen Kommentar: »Sie spinnen, Herr Borchmeyer.« So hat Nietzsche Hegel überlebt.

Ein andermal schaute er, während er eine Passage meines Manuskripts las, grämlich zu mir hinüber, schüttelte seinen Kopf und sagte: »Ihre Sätze sind manchmal wie schlecht gepackte Koffer.« Das traf! Nicht weniger präzise als sein Schuh die Hegel-Spinne! Als ich fragte, was denn nun zu tun sei, verwies er auf einen Film von Charlie Chaplin, in dem dieser einen Koffer trägt, aus dem Kleidungsstücke heraushängen; daraufhin nimmt er eine Schere und schneidet die überstehenden Teile ab. »Das machen wir jetzt mit Ihren Sätzen.«

Diese Episode war ein Wendepunkt in meinem wissenschaftlichen Leben. Ich verdanke Viktor Žmegač wirklich, dass ich seither eine, glaube ich, annehmbare wissenschaftliche Prosa schreibe und 2000 sogar den Bayerischen Literaturpreis erhalten habe. Ohne Viktor Žmegač wäre das schwerlich möglich gewesen, der mich, nachdem ich ausgesponnen und gelernt hatte, meine syntaktischen Koffer besser zu packen, so oft als wissenschaftlichen Duo-Partner engagierte. Mindestens ebenso wichtig wie die Inhalte war ihm stets die Form, in der sie mitgeteilt werden. Und so ist er einer der glänzendsten Stilisten unter den Philologen geworden. Er hält es eben mit dem jungen Lukács und seiner (von ihm gern zitierten) Maxime: »Das wirklich Soziale aber in der Literatur ist: die Form.«

Wer ein Artist der Sprache – in zwei Sprachen – war wie er, der interessierte sich nicht vorrangig für inhaltsästhetische Fragen. Das unterschied ihn eben von den doktrinären marxistischen Literaturwissenschaftlern, die mit ihm in einem Boot zu sitzen schienen. Deshalb hat er sich auch nie förmlich vom Marxismus lossagen müssen, der ihm nur das methodische Inventar bereitstellte, die Kunst sozialgeschichtlich und sozialpsychologisch zu orten und auszuloten. In dieser Hinsicht ist er, cum grano salis zu reden, immer Marxist geblieben. Doch er war auch schon in den vergangenen Jahrzehnten, als der Marxismus den intellektuellen Diskurs so stark dominierte, immer ein unabhängiger Geist, der von sich wie Goethe sagen konnte: »Die Leute wollen immer, ich soll auch Partei nehmen; nun gut, ich steh' auf meiner Seite.«

Meine Laudatio auf ihn anlässlich seines 90. Geburtstags beschloss ich vor drei Jahren mit den Worten: »Lieber Viktor, sei von mir, Deinem Freund seit fast einem halben Jahrhundert, und im Namen aller Anwesenden aufs herzlichste zu Deinem 90. Geburtstag beglückwünscht und umarmt – und beschere uns im nächsten Jahrzehnt noch so viele schöne Bücher, wie Deine Kräfte, Deine Lebenszeit und der Wille Gottes erlauben, dessen Segen mit Dir sei.« Das versetzte manchen Rezipienten der Laudatio in ungläubiges Erstaunen. Doch Viktor Žmegač war durchaus ein Homo religiosus, auch wenn er es nicht an die große Kirchenglocke hängte. Deshalb möchte ich diesen Nachruf mit der Segensbitte schließen, Gott möge seiner Seele gnädig sein, denn diese Seele hat es wahrhaftig verdient.

ABSTRACTS

Bernhard Waldenfels

Responsive Phenomenology of the Alien

Human creations are neither pure discoveries nor pure inventions, they provide an answer to ›counter-happenings‹ by forming something as something else. With their delays and anticipations, they are subject to a shift in time. Their social character means that something happens to us simultaneously as it happens to others, and we respond by means of co-affection and co-respondence. We encounter collective forms of ›challenge‹ and ›response‹ in the form of climate change, flight, or viral pandemic. Phenomenology expresses itself in an inventive phenomenotechnique that determines how we respond. Responses are creative, just as creations are responsive – there is always alterity at play.

Key words: co-affection, co-respondence, pathos, responsivity, phenomenotechnics, time shifting, responsive phenomenology

Werner Wintersteiner

On the Impossibility of Understanding and the Necessity of Communication: Philosophy, Politics, Literature

This paper deals with the political relevance of the discourse on alterity. Its starting point is the insight that Otherness is not an essence, but an expression of a relationship. The paper presents three prevalent ways of dealing with alterity – rejection and suppression of the Other, its absolutization, and appreciative, responsive interaction –, and illustrates them using literary examples. In so doing, the paper draws on authors such as Lévinas, Waldenfels, and Glissant. Furthermore, the paper explores possibilities of literary alterity and its didactics, referring to those texts in which the idea of the Other also includes non-human life.

Key words: alterity, responsivity, postcolonialism, poetics of relation

Stephan Mühr

›The Postcolonial Game‹. Reflections on an African Postcolonial Theory of Alterity

In the African-European context, alterity has a long, problematic history, which has, also from the African perspective, led to the exclusion of any

possibility of an encounter. In the context of mutual alienation of discourses on European vs. African identities, the paper attempts to pave way for a responsive encounter which might occur in the field of literature. To achieve this, I will first exercise a self- and meta-critique of remarks on a hermeneutics of interculturality which I formulated ten years ago. I will then proceed to draw consequences that lay the foundations for a theory of alterity that is not postcolonial but decolonial.

Key words: encounter, Critical Whiteness, decoloniality, interculturality, objectivity

Andrea Leskovec

On the Responsivity of Literary Texts

Literary texts can be understood as the staging of what Bernhard Waldenfels refers to as »causality between counter-happening and response«, as the representation of a responsive event that is composed of counter-happening, affection, and response. This event occurs between the perceiver and the perceived, i.e. on the level of action, reception, and narration. The paper deals with perception on the level of the narrative and addresses the question of whether texts can be distinguished regarding the narrative staging of responsivity.

Key words: narration of responsivity, ›ethical turn‹, aesthetic perception, perception of the alien

Neva Šlibar

Bodo Kirchhoff's *Widerfahrnis*, Read with Waldenfels. Reflections on the Application of Bernhard Waldenfels' ›Counter-Happening‹ and ›Responsivity‹ in Literary Analysis

The very title of Kirchhoff's novella already suggests a literary enactment of Waldenfels' reflections on responsivity. The main goal of this paper is an interpretation of the text on the level of the narrative. This attempt gains relevance within literary studies due to the broad applicability of the ›counter-happening‹-matrix – from various levels of communication about genre typology to the unrepeatable nature of the literary. The analysis follows the three-step theory of counter-happening, affection, and response in order to reveal not only the complexity of the said phe-

nomena, but also further dilemmas of assigning and evaluating all three elements of responsivity.

Key words: Bodo Kirchoff, Bernhard Waldenfels, responsivity, counter-happening

Wolfgang Müller-Funk

Foreign, Alien, and Extraterritorial. And Yet Similar? Questions for a Contemporary Discourse with Reference to Kafka, Camus, and Chamisso

The connection between border, alterity, and language in Waldenfels' latest study on phenomenology and psychoanalysis is the starting point of this paper. The paper outlines the narrative logic of three literary texts in which various moments of the Alien and Alteritarian overlap, and a basic impulse of the Alien emerges vividly. In all three texts, the protagonists – Albert von Chamisso's Peter Schlemihl, Franz Kafka's Karl Roßmann, and Albert Camus' Meursault – are characterized by the disruption, discontinuation, or neutralization of their social roles. Each of the forms of the Alien is linked to a shadowed, but at times also explicitly named, political context.

Key words: Alien, Albert von Chamisso, Franz Kafka, Karl Roßmann, Albert Camus, phenomenology

Marijan Bobinac

Contemporary Literature within the Post-Imperial Paradigm. On the Staging of the (Post-)Imperial Situation in Recent German-Language Prose (Buhl, Capus, Kracht)

Encounters with the Alien and the Foreigner in contemporary German-language literature are also portrayed in connection with the imperial(istic) past. Following a short introduction to post-imperial studies and against the backdrop of new empire studies – a research approach under the influence of historiography, social science, political science, and recently also cultural studies – the paper analyzes selected novels about the colonial period and its consequences up to the present in order to draw attention to the range of literary representations of the post-imperial situation.

Key words: post-imperial studies, new empire studies, Marc Buhl, Alex Capus, Christian Kracht

Tamás Lénárt

For a Poetics of Estrangement: Terézia Mora

The works of Terézia Mora deal with hybrid cultural forms; her heroes are simultaneously both products and victims of their multilingual and multicultural environment. This paper analyzes Mora's short story collection *Seltsame Materie* and the novel *Das Ungeheuer*. The focus is on the interaction between the depicted experiences with the Alien and effects of alterity on the one hand, and the linguistic and narrative means and strategies employed on the other hand. The paper attempts to offer a new reading of Deleuze and Guattari's concept of ›small literatures‹ as a specific poetics of intercultural literature and detect it in Mora's oeuvre.

Key words: intercultural literature, Terézia Mora, ›small literatures‹

Ksenia Kuziminykh

Encounters with the Alien and Experiencing Alterity in Psychological Adolescence Novels

In intercultural literary studies, alterity is both a formal and thematical concept. The formal aspect entails the aesthetic qualities of the text, whereas the thematic aspect encompasses everyday, structural, extraordinary, or radical facets of the Alien. This paper offers a close-reading analysis of the portrayal of alterity and its multidimensional character on the example of selected figures from contemporary German-language children's and youth literature. In addition to that, the paper shows how specific characters critically reflect upon their own defamatory prejudice and transform it into transcultural understanding.

Key words: intercultural literature, children's literature, youth literature, alterity

Johann Georg Lughofer

Before 1914. The Literary and Journalistic Anticipation of the Great War in the Works by Bertha von Suttner

The meanwhile numerous studies on literary anticipations of the Great War and journalistic confrontations with the modern, mechanized mass war before 1914 all exhibit one major shortcoming: They partially or completely omit mentioning the well-known pacifist and first Nobel Peace Prize

laureate Bertha von Suttner, although her successful novel *Ground Arms!* and other, journalistic texts on the level of content, composition, and language prepare literary and other textual strategies of coping with the experience of the Great War. This paper offers a detailed exploration of these strategies.

Key words: the Great War, Bertha von Suttner

Marina Čamber, Wolfgang U. Dressler

Simultaneous Bilingual Acquisition of Plural Forms in German and Croatian

This paper deals with the acquisition of plural forms in German and Croatian by simultaneously bilingual children growing up in Vienna. At the age of 3 and 4, the children were tested at home and in their kindergarten on four different occasions (3, 12, 3 and 12 months apart) in order to examine their development of plural forms using a mixed-method approach, i.e. formal plural tests, spontaneous speech recordings, and a semi-spontaneous picture story. The results are related to monolingual and successive-bilingual data. The data gained from the experiment suggests that there is a mutual influence between the two languages in the production of plural forms.

Key words: plural acquisition, simultaneous bilingual language acquisition, bilingualism

Éva Márkus

Adnominal Possession in the Dialect of Nagybörzsöny – with Special Attention to the Possessive Genitive

This paper offers a description of the adnominal possessive in the dialect of the small German-language community in Nagybörzsöny in Hungary. Nowadays, in the German-speaking world, the possessive genitive can only be found in the furthest northern and southern regions. However, the dialect in question has preserved the genitive construction until today. In addition to the adnominal possessive genitive in attributive usage, the paper also describes in detail the predicative usage, both with regard to form and semantics. Finally, the paper also presents other forms of adnominal possessive in the analyzed dialect, e.g. the adnominal possessive ›dative case‹ (and two of its other variants).

Key words: possessive genitive, dialect, Nagybörzsöny, possessive construction

Das Jahrbuch *Zagreber Germanistische Beiträge* veröffentlicht wissenschaftliche Aufsätze, Berichte und Buchbesprechungen in den Bereichen: Literaturwissenschaft, Sprachwissenschaft, Kulturwissenschaft, Übersetzungswissenschaft und Didaktik des fremdsprachlichen Deutschunterrichts.

ZGB erscheint seit 1992 in gedruckter Form.

ZGB ist ab Nr. 1 (1992) zugänglich in der *Central and Eastern European Online Library* (C.E.E.O.L) unter <<http://www.ceeol.com>>.

ZGB ist ab Nr. 20 (2011) frei zugänglich beim Zeitschriftenportal *Hrčak – portal znanstvenih časopisa Republike Hrvatske* unter <<http://hrcak.srce.hr/zgb>>. Außerdem: <<http://zgbde.ffzg.unizg.hr>>.

ZGB wird in folgenden **Datenbanken** gelistet: Bibliographie der deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft (BDSL); Central & Eastern European Academic Source (CEEAS); EBSCOhost; European Reference Index for the Humanities and Social Sciences (ERIH PLUS); Germanistik Online Datenbank (De Gruyter); Linguistics and Language Behavior Abstracts (LLBA); Linguistic Bibliography – BrillOnline Bibliography; Modern Language Association (MLA) International Bibliography; Technische Informationsbibliothek/ German National Library of Science and Technology (TIB).

Herausgeber / Izdavač

Abteilung für Germanistik der Philosophischen Fakultät der Universität Zagreb
Odsjek za germanistiku Filozofskog fakulteta Sveučilišta u Zagrebu

Schriftleitung / Uredništvo

Milka Car (Literatur-/Kulturwissenschaft), Sjetlan Lacko Vidulić (Literatur-/Kulturwissenschaft; verantw. Chefredakteur), Marija Lütze-Miculinić (Sprachdidaktik), Kristian Novak (Sprachwissenschaft), Ana Petračić (Sprachdidaktik), Jelena Spreicer (Redaktion/tehnička urednica)

Wissenschaftlicher Beirat / Uredničko vijeće

Daniel Baric (Paris), Marijan Bobinac (Zagreb), Hans Richard Brittnacher (Berlin), Zrinjka Glovacki-Bernardi (Zagreb), Maja Häusler (Zagreb), Hubert Lengauer (Klagenfurt), Irmela von der Lühe (Berlin), Helga Mitterbauer (Bruxelles), Wolfgang Müller-Funk (Wien), Walter Pape (Köln), Velimir Piškorec (Zagreb), Boris Previšić (Luzern), Hannes Scheutz (Salzburg), Stanko Žepić (Zagreb), † Viktor Žmegač (Zagreb)

Lektor / Lektura

Yvonne Jock

Hinweise für Verf.

Beiträge in deutscher Sprache, bitte mit Zusammenfassung (bis 700 Zeichen) und Schlagwörtern (3–5) einreichen. – Eingereichte Beiträge, die eine umfassende Lektur benötigen, gehen an die Verfasser mit der Bitte um Nachbesserung zurück. – Jeder Beitrag wird von zwei Fachexpert*innen anonym begutachtet. Für Beiträge von Mitgliedern des Instituts, das als Hg. der ZGB zeichnet, werden die Gutachten ausnahmslos aus dem Ausland eingeholt.

Kontakt

Zagreber Germanistische Beiträge | Abteilung für Germanistik | Philosophische Fakultät
| Ivana Lučića 3 | HR-10000 Zagreb | Tel. +385-1-4092362 | e-mail: zgb@ffzg.hr |
<http://zgbde.ffzg.unizg.hr>

Bestellung / Distribucija

Dominović Verlag | Postfach 555 | Trnjanska 54/A | HR-10001 Zagreb | Tel.: +385-1-61 15 949 | e-mail: dominovic@dominovic.hr

Design

Adriana Lacko

Satz / Prijelom

ArTresor naklada, Zagreb

Druck / Tisak

Web2Tisak, Sveta Nedelja

Printed in Croatia

FF press

©

Odsjek za germanistiku
Filozofskog fakulteta
Sveučilišta u Zagrebu

ISSN 1330-0946



9 771330 094007